3 1761 07494603 9

Otto Finsch,

Samoa-Fahrten

Hannemann's
Buchhandlung
Berlin
Friedrichstr. 208.

SAMOAFAHRTEN von Dr. O. FINSCH.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/samoafahrtenreis00fins

Dr. O. Finsch

SAMOAFAHRTEN.

REISEN IN KAISER WILHELMS-LAND

UND

ENGLISCH-NEU-GUINEA

IN DEN JAHREN 1884 U. 1885

AN BORD DES DEUTSCHEN DAMPFERS „SAMOA"

VON

Dr. **OTTO FINSCH.**

MIT 85 ABBILDUNGEN NACH ORIGINALSKIZZEN VON DR. FINSCH, GEZEICHNET VON M. HOFFMANN UND A. VON ROESSLER, UND 6 KARTENSKIZZEN.

HIERZU EIN EINZELN KÄUFLICHER
„ETHNOLOGISCHER ATLAS, TYPEN AUS DER STEINZEIT NEU-GUINEAS",
24 LITHOGR. TAFELN NACH ORIGINALEN GEZEICHNET VON O. UND E. FINSCH.
MIT TEXT VON DR. O. FINSCH.

LEIPZIG,
FERDINAND HIRT & SOHN.
1888.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

GN
671
N5F5

LIBRARY
AUG 31 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

1117739

Einleitung.

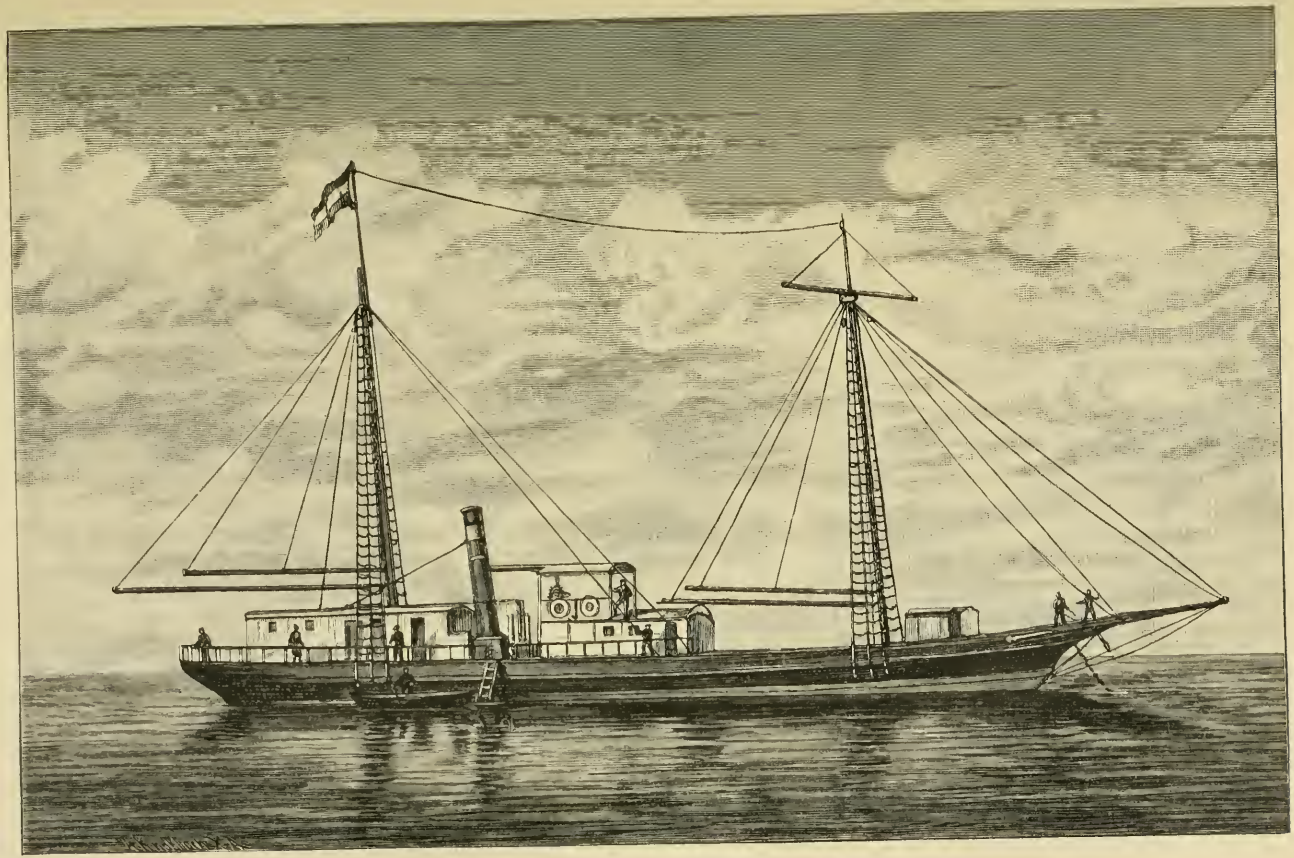
Nur wenige Jahre ſind es her, daſs die früher vereinzelten Beſtrebungen für Deutſchlands Kolonialbeſitz immer mehr Anhänger fanden und ſich, in den verſchiedenſten Kreiſen der Nation, wie in allen Teilen des Reichs, eine lebhafte und ernſtgemeinte Bewegung dafür organiſierte. Noch war es nicht ganz zu ſpät! Und als, wie auf ein gegebenes Zeichen, europäiſche Groſsmächte die letzten Reſte ſogenannten herrenloſen Landes zu verteilen begannen, da ging Deutſchland nicht leer aus. Dank der hervorragenden Machtſtellung durfte es ſeine Hand auf gewiſſe Gebiete legen, in denen der deutſche Handel längſt Fuſs gefaſst und eine zum Teil dominierende Stellung errungen hatte. Zu dieſen Gebieten gehörte auch die Südſee, wo die Plantagen Samoas und zahlreiche Stationen auf meiſt herrenloſen Inſeln beredtes Zeugnis von der Energie deutſcher Kaufleute ablegten, die an gar manchen Plätzen im friedlichen Wettſtreit der Konkurrenz Sieger geblieben waren und das Feld allein beherrſchten. Aber bei dem beſten Willen konnte der, mit ſich ſelbſt ſchon zur Genüge beſchäftigte, Handel nicht auch zugleich für ausgedehnteren Kolonialerwerb ſorgen, ſondern muſste ſich darauf beſchränken, ſolchen mit anbahnen zu helfen. Wenn daher in dieſer Richtung die Löſung der ſchwierigſten Aufgabe überhaupt verſucht wurde, ſo iſt dies vor allem einem Manne zu verdanken, der ſich ſchon längſt mit Plänen dafür beſchäftigte, dem Geheimen Kommerzienrat **Adolph von Hanſemann**

in Berlin, und einigen Gleichgeſinnten, die mit für das nationale Unternehmen eintraten.

Bald nach der Heimkehr von meiner faſt vierjährigen Südſeereiſe (Ende 1882) an den Vorarbeiten mitwirkend, wurde mir 1884 der ehrenvolle Auftrag, die inzwiſchen zur Reife gediehenen Pläne auszuführen, als Leiter einer erſten Unterſuchungs-Expedition. Zu dem Zwecke war per Kabel in Sydney der britiſche Schraubendampfer „Sophia Ann“ erworben worden, welcher unter der neuen Flagge den Namen „Samoa“*) erhielt. Zur Führung desſelben konnte ich einen erprobten Vertreter unſerer Handelsmarine empfehlen, den Kapitän Eduard Dallmann aus Blumenthal bei Bremen, rühmlichſt bekannt durch ſeine glücklichen Fahrten als Whaler im Pacific, wie in unbekannten Gewäſſern des arctiſchen und antarctiſchen Ozeans. Der vielerfahrene Schiffer bewährte auch auf dieſen Reiſen ſeinen alten Ruf, und wenn die „Samoa“ mancherlei Fährlichkeiten, an riffreichen unbekannten Küſten, entging, ſo iſt dies, wie die Erfolge der Expedition überhaupt, der geſchickten und vorſichtigen Führung von Kpt. Dallmann zu danken**). Mit ihm langte ich am 29. Juli (1884) in der Hauptſtadt von Neu-Süd-Wales an, wo unſer erſter Beſuch natürlich der Samoa in Johnsons Bai galt. Da der Dampfer bisher Paſſagierdienſt verſehen hatte, muſsten mancherlei Veränderungen vorgenommen werden, ſo daſs wir erſt am 11. September Sydney

*) Die noch jetzt in Dienſten der Neu-Guinea-Kompagnie thätige »Samoa« iſt ein ſehr ſtark gebautes, hölzernes, gekupfertes Schiff. Nach dem Flaggenatteſt wurde es 1883 in Tomalei (Neu-Süd-Wales) erbaut; die Länge beträgt 121, die Breite 21, die Tiefe 8 Fuſs (engl.), der Raum 111 Tons reg. (= 164 groſs), die Maſchine hat 35 Pferdekraft (nom.).

**) Da in Sydney Schiffsoffiziere deutſcher Nationalität nicht immer zu haben ſind, ſo hatte Kapitän Dallmann gleich einen erſten Steuermann, Hinrich Sechſtroh aus Warfleth an der Weſer und einen erſten Maſchiniſt, Laars Nielsen aus Flensburg, mitgebracht. Die übrige Mannſchaft (zweiter Steuermann, zweiter Maſchiniſt, Koch, 4 Matroſen, 3 Heizer und ein Junge) zuſammen 14 Perſonen, (mit Ausnahme eines Matroſen) alles Deutſche, wurde in Sydney angemuſtert.



Die Samoa.

verlaſſen konnten. Nachdem wir zunächſt Mioko, in der Herzog-York-Gruppe (Neu Lauenburg) erreicht und hier das ſchwer beladene Schiff von Vorräten erleichtert hatten, waren wir endlich ſo weit, um mit den eigentlichen Zwecken und Zielen der Expedition zu beginnen. Sie gipfelten in den folgenden Hauptpunkten: »Unterſuchung der unbekannten oder weniger bekannten Küſten Neu Britanniens, ſowie der Nordküſte Neu Guineas bis zum 141. Meridian, um Häfen ausfindig zu machen, mit den Eingeborenen freundlichſten Verkehr anzuknüpfen und Land im weiteſten Umfange zu erwerben«. Dieſen, gewiſs nicht ganz ſo leichten Aufgaben iſt, ſoweit es Mittel und Umſtände erlaubten, nach beſten Kräften entſprochen worden. In Zeit von neun Monaten unternahmen wir ſechs Reiſen nach Neu Guinea, dampften längs des gröſsten Teiles der Nord- und Südküſte Neu Britanniens und beſuchten Neu Irland vier mal. Von den nahezu tauſend Meilen Küſte, welche die Samoa, allein in Neu Guinea befuhr, gehörten nur 260 Meilen zu den beſſer bekannten. Aber eine faſt ebenſo lange noch unbekannte Strecke konnte als frei für Schifffahrt, für letztere aufserdem ſieben Häfen und ein ſchiffbarer Strom, nachgewieſen werden. Ausgedehnte Striche fruchtbaren Landes, für Kulturen, Viehzucht, wie Anſiedelung überhaupt geſchickt, wurden aufgefunden, zum Teil gleich erworben und überall mit den Eingeborenen friedlicher und freundlicher Verkehr eröffnet. Als daher deutſche Kriegsſchiffe Anfang November 1884 im Archipel von Neu Britannien im Namen Seiner Majeſtät des deutſchen Kaiſers die Reichsflagge hiſſten, konnten ſie dieſen feierlichen Akt auch gleich in Neu Guinea vollziehen. Die weitere Entwickelung iſt bekannt. Wie zu erwarten, einigten ſich Deutſchland und Groſsbritannien über die Grenzen, und »Kaiſer Wilhelms-Land« und der »Bismarck-Archipel« gingen laut Kaiſerlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 in die Verwaltung und den Beſitz der »Neu Guinea Kompagnie« in

ÜBERSICHTSKARTE VON OST-NEU-GUINEA & DEM BISMARCK-ARCHIPEL.

Geograph. Anstalt von

Wagner & Debes, Leipzig.

Berlin über. Dieſe neuen Schutzgebiete, die ſpäter noch durch einige der weſtlichen Salomons-Inſeln Zuwachs erhielten, umfaſsen (ohne die letzteren) ein Areal von 231,427 qkm (= 4203,13 d. g. □M.), repräſentieren daher ein reſpektables Beſitztum, wenig kleiner als die alten Provinzen des Königreichs Preuſsen (ohne Schleſien).

Die Erlebniſſe der »Samoafahrten«, ihre Ergebniſſe und Entdeckungen in zuſammenhängender Form in Wort und Bild zu ſchildern iſt der Zweck dieſes Buches. Es wird, nach den unmittelbaren Eindrücken und Beobachtungen, wie ich ſie an Ort und Stelle niederſchrieb, ausgearbeitet zum erſtenmale*), über Land und Leute längs wenig bekannter, zum Teil neu erſchloſſener Küſten eingehendere Kunde bringen, und ſo manches Stück ernſten und heiteren Südſeelebens kennen lehren. Die reiche illuſtrative Ausſtattung, durchaus auf Grundlage eigener Aufnahmen beruhend, iſt der beſonderen Fürſorge des Herrn Verlegers zu danken, und wird gewiſs willkommen ſein. Wenn die Rekognoszierungsfahrten der Samoa ſomit weſentliche Lücken der Kenntnis Neu Guineas ausfüllen helfen und ſchon dadurch allgemeines Intereſſe bieten, ſo im beſonderen für Deutſchland, das bisher über die drittgröſste Inſel der Welt und ihr dortiges Beſitztum kein Originalwerk beſafs.

Als ein weiterer Beitrag und zur Ergänzung des erzählenden Teiles iſt ein ethnologiſcher Atlas beigegeben, welcher uns »Typen der Steinzeit« vorführt, jener hochintereſſanten Periode, die auch in Neu-Guinea unaufhaltſam ihrem Ende entgegengeht. Denn überall, wo ſich der Weiſse dauernd feſtigt, verſchwindet die Originalität der

*) Bisher wurden von mir nur publiziert: 1. Die kurzen Berichte in »Nachrichten über Kaiſer Wilhelms-Land« (2. 3. u. 4. Heft 1885); 2. Sechs Aufſätze in der »Gartenlaube« (1886 No. 5, 11, 21 u. 1887 No. 18, 28 u. 33); 3. Ein Auffatz in »Über Land u. Meer« (No. 19, 1888). — Das dankenswerte Intereſſe des Herrn Verlegers hat die trefflichen Holzſchnitte aus den obigen Artikeln der Gartenlaube (von A. v. Röfsler) durch Erwerbung für dieſes Buch zu ſichern gewuſst.

Eingeborenen. Durch eigene Erfahrung von dieſer Thatſache überzeugt, bemühte ich mich, überall wo es anging, Belegſtücke für die Wiſſenſchaft zu ſichern. Die »Samoafahrten« ſind daher auch für die Völkerkunde erſprieſslich geworden und führten u. A. dem Kön. Muſeum in Berlin*) über 2000 Stücke zu. Die ausgewählten Typen des Atlas veranſchaulichen Erzeugniſſe, die für die Intelligenz, den Kunſtfleiſs und den Schönheitsſinn der Papuas beredtes Zeugnis ablegen, und, in Anbetracht der geringen Hilfsmittel der Steinperiode, ganz beſonderes Intereſſe, nicht ſelten Bewunderung verdienen.

*) Vergl. »Katalog der ethnologiſchen Sammlung der Neu-Guinea-Compagnie, ausgeſtellt im Kön. Muſeum für Völkerkunde« (Berlin 1886) und daſſelbe »Katalog II«.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 5

Erſtes Kapitel.

Von Sydney nach Mioko 17

Zweites Kapitel.

Aſtrolabe-Bai 28

Drittes Kapitel.

Friedrich-Wilhelms-Hafen 70

Viertes Kapitel.

Längs der Maclayküſte 112

Fünftes Kapitel.

Vom Mitrafels bis Finſchhafen 136

Sechſtes Kapitel.

Engliſches Gebiet 194
I. Trobriand 205
II. D'Entrecaſteaux-Inſeln 210
III. Oſtkap bis Mitrafels 230
IV. Milne-Bai bis Teſte-Inſel 262

Siebentes Kapitel.

Kaiſer Wilhelmsland 288
I. Längs der unbekannten Nordküſte 288
II. Humboldt-Bai und heimwärts 347

Regiſter 380

Verzeichnis der Illustrationen.

		Seite
1.	Dr. Otto Finſch (Titelbild)	—
2.	Die Samoa (Separatbild)	6
3.	Ausguck	17
4.	Frauen von Bongu (Aſtrolabe Bai)	40
5.	Häuſer mit Barla in Bongu	46
6.	Telum Mul in Bongu	49
7.	Papuaſchweine	52
8.	Papuahund	53
9.	Aufbruch zum Feſte (Aſtrolabe-Bai)	55
10.	Aimaka, am Dſchelum auf Bilibili	73
11.	Dſchelum, Tabuhaus auf Bilibili (Separatbild)	74
12.	Krieger von Bilibili	76
13.	Töpferin auf Bilibili	82
14.	Handels-Kanu, von Bilibili	84
15.	Stutzer von Grager, Friedrich Wilhelms-Hafen	87
16.	Hanſemann-Berge, aus Nordoſt	100
17.	Haus auf Tiar, Prinz Heinrich-Hafen	101
18.	Tabuplatz auf Tiar, Prinz Heinrich-Hafen	103
19.	Junges Mädchen, Friedrich Wilhelms-Hafen	108
20.	Teraſſenland mit Baſiliskſchlucht, Maclayküſte	122
21.	Kanzel und Bienenkorb, Maclayküſte	126
22.	Feſtungshuk, Maclayküſte	128
23.	Aufhiſſen der Reichsflagge in Mioko (Separatbild)	140
24.	Herculesfluſs, Hercules-Bai	146
25.	Mitrafels aus Nordweſt	151
26.	Adolphshafen mit Ottilienberg	153
27.	Mann von Parſihuk, Huon-Golf	155
28.	Häuptlings-Haar, Huon-Golf	157
29.	Finſchhafen aus Süd	161
30.	Moru in Finſchhafen (Separatbild)	162
31.	Haus mit Grab (Vorderſeite), Finſchhafen	173
32.	Haus (Rückſeite), Finſchhafen	174
33.	Gabiang (Vorderſeite), Holzfigur in Ssuam	175
34.	Gabiang (Rückſeite), Holzfigur in Ssuam	176

Seite
35. Im Dorf Ssuam, Finſchhafen (Separatbild) 176
36. Scheinangriff, Finſchhafen 178
37. Häuptling von Finſchhafen 179
38. Kanu von Weihnachtsbucht, Normanby 214
39. Häuſer in Weihnachtsbucht, Normanby 217
40. Kanuhaus auf Goulvain, Dawſonſtraſse 224
41. Häuſer auf Ferguſſon-Inſel 227
42. Oſtkap aus Nordweſt 231
43. Catamarans (Oſtkap) 232
44. Junger Mann von Bentley-Bai 235
45. Haus in Bentley-Bai 237
46. Fingerſpitze, Chads-Bai 241
47. Drachenfels in Bartle-Bai 244
48. Pyramidenhügel in Goodenough-Bai 245
49. Kap Vogel aus Süd 248
50. Trafalgar-Berg (bei Kap Nelſon) 249
51. Familienhaus in Hihiaura, (bei Oſtkap) (Separatbild) 250
52. Station Blumenthal, (bei Oſtkap) 256
53. Miſſionsſtation Aroani, Killerton-Inſeln (Separatbild) 262
54. Vor der Kirche Aroani (Separatbild) 266
55. Kirärauchen, Dinner-Inſel (Samarai) 268
56. Baumhaus in Milne-Bai 272
57. Tätowierte Frau von Rogia (Heath-Inſel) 278
58. Glockenfels 279
59. Häuſer und Grab auf Teſte-Inſel 280
60. Junges Mädchen von Teſte-Inſel 283
61. Junger Mann von Teſte-Inſel 283
62. Aufgezeichnete Tätowierung Teſte-Inſel 284
63. Mann im Kanu, Venushuk 292
64. Bewohner der Hanſemannküſte (Hammacherfluſs) 299
65. Häuptling vom Capriviſluſs 302
66. Kopfbedeckung in Dallmannhafen 306
67. Haus in Gaufsbucht 308
68. Tabuhaus in Rabun, Gaufsbucht 310
69. Mann von Guap-Inſel 317
70. Auf Palmblättern in See (Tagai) 323
71. Haartracht eines Häuptlings von Tagai 325
72. Gefeſſeltes Schwein 327
73. Langenburg-Spitze, Torricelli-Gebirge 329
74. Eingeborener von Maſſilia, Finfchküſte 333
75. Ziernarben 334
76. Kap Concordia und Berg Bougainville 335
77. Krieger von Angriffshafen 337
78. Auf Baumwurzeln am Sechſtroh 344
79. Einfahrt in Humboldt-Bai, aus Oſt 349
80. Pfahldorf Tobadi, Humboldt-Bai (Separatbild) 352

Seite
81. Damen von Humboldt-Bai 354
82. Tabuhaus in Tobadi (Separatbild) 358
83. Tätowierte Frau, Humboldt-Bai 362
84. Inſel Bloſeville aus Weſt 365
85. Hanſa-Vulkan aus Weſt (Separatbild) 366

Karten.

1. Überſichtskarte von Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel 8
2. Aſtrolabe-Bai und Maclayküſte 30
3. Friedrich Wilhelm- und Prinz Heinrich-Hafen 93
4. Kartenſkizze vom Huon-Golf 143
5. Finſchhafen 163
6. Nordküſte von Kaiſer Wilhelms-Land 290

Abbildungen des Ethnologischen Atlas:

„Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas".

Tafel	Fig.	
I	1— 8.	**Steingerät** (Äxte und Axtklingen).
II	1— 3.	**Häuſer** (Grundriſſe).
III	1— 4.	**Hausgerät** (Kopfſtütze, Haken, Schüſſeln).
IV	1 - 10.	**Töpferei** (Töpfe, Töpfebrennen, Werkzeuge).
V	1— 8.	**Verſchiedenes Gerät** (Kalkkalebaſſe, Spatel, Schaber).
VI	1— 8.	**Kanus** (Konſtruktion, Ruder).
VII	1— 9.	„ (Schnitzerei, Verzierungen).
VIII	1—10.	„ (Segel, Maſtverzierungen).
IX	1— 9.	**Fiſchereigerät** (Falle, Haken, Schwimmer).
X	1— 4.	**Strickereien** (Tragbeutel und Muſter).
XI	1— 7.	**Waffen** (Speerſpitzen, Wurfſtock, Keulen, Dolch).
XII	1— 2.	„ (Schilde).
XIII	1— 5.	**Muſikinſtrumente** (Trommeln, Flöte).
XIV	1— 4.	**Masken** (und Amuletmasken).
XV	1— 8.	**Tabu** (geſchnitzte Figuren, ſogenannte „Götzen").
XVI	1— 9.	**Bekleidung** (Tapabinden von Männern, Grasröcke für Frauen).
XVII	1— 8.	**Schmuck** (Kämme, Haarbinden, Ohrringe).
XVIII	1— 5.	„ (Haarkörbchen, Kniebinde, Armbänder).
XIX	1— 4.	„ (Gravierungen von Schildpatt- und Muſchelarmbändern).
XX	1— 8.	„ (für die Naſe).
XXI	1— 5.	„ (für Hals und Bruſt).
XXII	1— 6.	„ (Bruſt-Kampfſchmuck).
XXIII	1— 2.	„ („ „).
XXIV	1— 8.	„ (Leibſchnüre).

Dieſer Atlas iſt gebunden in Halbfranz zum Preiſe von 16 M. einzeln käuflich.

Erſtes Kapitel.

Von Sydney nach Mioko.

Abreiſe von Sydney. — Schlechter Willkomm in See. — Tierleben. — Schwalbenſturmvogel. — Der ausdauerndſte Flieger. — Temperaturveränderungen. — Mioko. — Ralum-Plantation. — Handel im Bismarck-Archipel. — Traderſtationen. — „Labourtrade“. — Maſſacres. — Kopra. — Handelsflotte. — Rückſchritte der Eingeborenen.

Ausguck.

Es war faſt dunkel geworden, als wir aus dem gewaltigen und impoſanten Felſenthor des Sydney-Hafens, den »Heads«, in den »Stillen Ozean« eintraten, der ſich indes gar nicht ſtill zeigte. Mächtige Wogenberge, deren weiſse Schaumköpfe, auch im Zwielicht erkennbar, unheimlich leuchteten, empfingen den kleinen Wagehals Samoa recht unwirſch, als wollten ſie ihm den Garaus machen. Welle über Welle ergoſs ſich über das ohnehin faſt zu ſchwer beladene Schiff, deſſen Deck ſchon bei ruhiger See den Waſſerſpiegel kaum ſechs Fuſs überragte und faſt fortwährend überſchwemmt wurde. Oft ſchien das Schiff mehr unter als

über Waſſer zu gehen. Unſere Schafe mufsten in der kleinen Kajüte untergebracht werden, um ſie vor dem Schickſal der Inſaſſen des Hühnerkaſtens, dem Ertrinken, und für die Tafel zu retten. In der Kajüte ſelbſt ging es drüber und drunter: überall Bewegung und Geklapper! Waffen und andere an den Wänden aufgehängte, aber noch nicht ſeeklar befeſtigte Gegenſtände pendelten hin und her, Schubladen öffneten und entleerten ihren Inhalt von ſelbſt, ja ſchwere Kiſten tanzten luſtig von einer Seite zur anderen, kurzum es war eine heilloſe Wirtſchaft.

Da hatte ich denn alle Hände voll zu thun, um wenigſtens den Inhalt der Pantry, Porzellan und Glas, vor völligem Untergange zu ſichern, denn unſer Steward lag hilflos an der Seekrankheit danieder, und die übrige Mannſchaft hatte andere, wichtigere Dinge zu thun. Es ſtellte ſich nämlich heraus, dafs die Luke zur Maſchine nicht dicht hielt und jede Welle dieſem Raum Waſſer zuführte, das ſelbſt durch angeſtrengtes Pumpen ſich nicht verminderte, weil die letzteren verſtopft, ihren Dienſt verſagten. Da mufsten denn Eimer zu Hilfe genommen werden, bis es nach achtzehnſtündiger harter Arbeit gelang, des Waſſers im Raume Herr zu werden.

Im übrigen verlief die Reiſe ohne beſondere Zufälle in gewohnter Einförmigkeit des Seelebens und der See ſelbſt, die wie ich ſchon aus Erfahrung wufste, in dieſen Breiten wenig bietet und je näher dem Aequator immer ärmer wird. Vergebens ſpäht man nach Waltieren und iſt ſchon zufrieden, wenn gelegentlich Scharen luſtiger Delphine das Schiff eine Zeitlang umſpielen, oder fliegende Fiſche ihr Element verlaſſen, um nach kurzer Luftreise wieder in daſſelbe einzutauchen.

Am häufigſten zeigte ſich noch die Vogelwelt; aber auch von ihr lieſs ſich oft einen ganzen Tag lang kaum ein Vertreter ſehen. Albatroſſe, die charakteriſtischen Erſcheinungen des ſüdlichen Halbrunds, welche in drei Arten (Diomedea melanophrys, culminata und exulans) noch aufserhalb Sydney-Hafens das Meer belebten, waren immer ſeltener geworden und verlieſsen uns mit etwa dem 25. Breitengrade Süd ganz. Dunkle Meerſchwalben (Sterna fuliginosa) und Noddies (Anous

stolidus), von welchen einzelne der letzteren zuweilen nächtlich auf den Schiffsmaſten einen Ruheplatz ſuchten, waren im ganzen nicht häufig, wie Tropikvögel, jene charakteriſtischen Vogelgeſtalten der Meere zwiſchen den Wendekreiſen. Wir hatten den des Steinbocks längſt paſſiiert ohne einen Tropikvogel geſehen zu haben, und erſt unterm 12. Breitengrade wurde ein einzelner (Phaëton aethereus) beobachtet, der wie faſt immer durch ſeine eigentümlichen kreiſchenden Stimmlaute die Aufmerkſamkeit erregte. Aus der artenreichen Familie der Sturmvögel (Procellaridae) ließ ſich nur ſelten ein Puffinus oder Taucherſturmvogel blicken, der, meiſt in weiter Ferne, einſam über die Wogen ſtreifte, bald in einem Wogenthale verſchwindend, bald über dem Scheitel der Welle ſchwebend, dieſelben gleichſam mähend, wie dies der engliſche Name »shearwater« ſo treffend bezeichnet. Nur einer der kleinſten Vertreter der Familie, ein Schwalbenſturm- oder Petersvögelchen (engl. Petrel) blieb der faſt ſtete Begleiter des Schiffes, und wenigſtens einige Pärchen desſelben konnte man immer im Kielwasser beobachten. Es war dies die weit über die Südſee verbreitete Thalassidroma grallaria, ein kaum ſtargroſses, dunkelgefärbtes Vögelchen, eine gar liebliche Erſcheinung jener ozeanen Breiten. Mit ausgebreiteten Flügeln, faſt ohne dieſelben zu bewegen, ſchweben dieſe Vögel ſo nahe über der Woge, daſs ſie auf derſelben ſcheinbar hüpfen und man ſie jeden Augenblick erfaſst glaubt. Aber nur zuweilen berühren die Zehenſpitzen der ausgeſtreckten Ständer das Wasser, während die Flügel demſelben ſtets mit bewundernswerter Geſchicklichkeit auszuweichen wiſſen. Ja, dieſe Sturmvögelchen tragen die Beziehung zum Namen »Schwalbe« mit Recht. Denn ähneln ſie den letzteren auch nur ſcheinbar in der Form ihrer Flugwerkzeuge, ſo übertreffen ſie dieſelben doch noch bedeutend in Flugkraft und Ausdauer. Nie, so oft ich auch früher und ſpäter Gelegenheit hatte, dieſe Vöglein zu beobachten, nie ſah ich ſie ausruhen, ſtets waren ſie lebendig und je mehr die See unruhig, um ſo lebhafter, ja ſoweit die einbrechende Dunkelheit dem Auge zu ſehen erlaubte, immer noch erſchaute es die lieblichen Geſtalten über die Wogen hüpfend. Ich wüſste in der

That keinen Vogel, der ſich in Ausdauer des Flugvermögens mit dieſem zu meſſen vermöchte, denn ſelbſt der gewaltige Albatros ſcheint ihm gegenüber ein Stümper. Und von was nähren ſich dieſe kleinen Ozeanbewohner? Zwar verſammeln ſie ſich an über Bord geworfenen Küchenreſten, aber nie ſah ich ſie wirklich mit dem Schnäbelchen etwas aufpicken, und Exemplare ſelbſt erhielt ich nicht. Wer wollte auch dieſen trauten Begleitern über das unendliche Wogenmeer des Ozeans ein Leid anthun? Sind ſie es doch, die in die Meeresöde wenigſtens einiges Leben bringen und deren bewundernswerten Spielen man nicht müde wird zuzuſchauen.

Die angenehme bekömmliche Temperatur des auſtralischen Winters hatte ſich allmählich geändert und die Tropen fingen an, ſich bemerkbar zu machen. Unterm 25. Grade (ſüdlicher Breite) zeigte das Thermometer in der Kabine noch 15° Reaum.; drei Tage ſpäter war es ſchon um 4 Grad geſtiegen und nach weiteren fünf Tagen um 6 Grad mehr, ſo daſs es in der kleinen Kajüte recht ungemütlich warm wurde. Wir kamen eben immer tiefer in die Tropen hinein, und bald zeigten ſich die mir wohlbekannten Landmarken unſeres Reiſezieles: zuerſt die hohen in Wolken gehüllten Berge der Südſpitze Neu-Irlands, ſpäter Neu-Britannien mit dem Berg Beautemps-Beaupré, der Südtochter und Mutter. Wir waren ſomit im St. Georgs-Kanal, der breiten Meeresſtraſse, welche die beiden Hauptinſeln des Bismarck-Archipel, Neu-Britannien und Neu-Irland, oder wie ſie jetzt heiſsen: Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg, trennt, und näherten uns dem erſten Haltepunkte, der Inſel Mioko. Am fünfzehnten Tage ihrer Abreiſe von Sydney ging die Samoa hier glücklich zu Anker und hatte mit dieſer erſten Reiſe von ca. 2000 Meilen*) zwar ihre Seetüchtigkeit bewieſen, zugleich aber auch, daſs ſie kein ſolcher Schnelldampfer war, wie ſie nach dem Certifikat ſein ſollte und wie es für ein Expeditionsſchiff zu wünschen gewesen wäre. Statt der angeblichen 11 Meilen in der Stunde waren im günſtigſten Falle mit Dampf und Segeln zuſammen kaum acht erzielt

*) Alle Entfernungen ſind nach Seemeilen. 4 = 1 geogr. Meile gerechnet.

worden, aber immerhin kamen wir, auch bei ungünſtigen Verhältniſſen, vorwärts, wenn auch langſam. Solche ungünstige Verhältniſſe bietet gerade der St. Georgs-Kanal ſehr häufig in Windſtillen und Strom, welche Segelſchiffe hier zuweilen über Gebühr zurückhalten. So brauchte z. B. das deutſche Schiff »Sophie« von Sydney bis zum Kap St. George, der Südſpitze Neu-Irlands, nur 18 Tage, von hier bis Mioko, eine Strecke, die nur 45 Meilen beträgt und die wir mit der Samoa ſchlimmſten Falls in 8 Stunden zurücklegten, 21, ſchreibe einundzwanzig Tage! Anderen Schiffen erging es noch ſchlechter! Die Bark »Etienne«*) kreuzte Ende 1877 30 Tage im Kanal und ein Schuner mußte ſchließlich wieder nach Mioko zurückkehren, weil der Proviant zu Ende ging.

Mioko iſt eine der kleineren Inſeln von den dreizehn, welche die Herzog York-Gruppe, neuerdings »Neu-Lauenburg« umgetauft, bilden und kaum mehr als einen Quadratkilometer groſs, aber wegen ſeines trefflichen Hafens wichtig. Es hatte ſich ſeit meinem letzten Hierſein, kaum zwei und ein halbes Jahr her, gar manches verändert. Ich vermiſste zunächſt die frühere Godeffroyſche Station an der gewohnten Stelle; kaum daſs ſich noch erkennen ließs, wo die Häuſer geſtanden. Die letzteren waren mit der früheren Station des Engländers Thomas Farrell vereint von der »Deutſchen Handels- und Plantagen-Geſellſchaft der Südſee-Inſeln zu Hamburg« übernommen worden, welche das Farellſche Beſitztum gekauft und es dieſem ermöglicht hatte, 1883 in Blanche-Bai, auf dem Feſtlande Neu-Britanniens, die »Ralum-Plantation« zu gründen, das erſte derartige Unternehmen im Bismarck-Archipel überhaupt. Ich beſuchte die ſehr gut gehaltene, freundliche Anlage, die mancherlei Reminiscenzen an das abenteuerliche Kolonialunternehmen des Marquis de Rays (1879 bis 1883) aufzuweiſen hat. Das ſtattliche aus Wellblech errichtete Koprahaus ſtand früher in der „Baie Française“, das Büffet im Wohnhauſe war der einſtige Altar der Kirche in Port Breton, zu welcher

*) Powell läſst dieſes Schiff gleich „3 Monate“ lang gegen den Strom ankämpfen, um eine Diſtanz von 20 M. zu überwinden.

fromme Gemüter in Frankreich die Mittel hergaben. Dieſer Altar hatte indes nie ſeinem heiligen Zwecke gedient, denn die Kirche war nicht gebaut worden und figurirte nur auf dem Papier. Statt Meſsgefäſsen zeigte der Altar jetzt in äuſserst profaner Weiſe Gin- und Whiskyflaſchen, eine Beſtimmung welche die gläubigen Stifterinnen gewiſs niemals für möglich gehalten haben würden.

Was die Pflanzung ſelbſt anbelangt, ſo fand ich eine ziemliche Fläche mit bereits tragender Baumwolle beſtellt, ſowie den Verſuch einer Kaffeeplantage in ein paar Beeten mit wenigen Zoll hohen Kaffeepflänzchen. In dem etwas früher von Farrell ausgegebenen Proſpekt der: »Weſtern Pacific Plantation and Trading Co.«, welche in Auſtralien mit einem Grundkapital von 40000 £ in shares von 500 £, auf ſeinem Beſitztum gegründet werden ſollte, wurden 100 Acres mit »Sea-Island-Cotton« und als neu gepflanzt 5 Acres Kaffee und 2 Acres Aloë angegeben. Späteren Nachrichten zufolge hat die Ralum-Plantage jetzt »200 bis 250 preuſsische Morgen unter Baumwollenkultur und 8 Morgen mit Kaffeepflanzungen beſetzt«, über Erträge verlautet aber noch nichts. Der unermüdliche Farrell war übrigens abweſend und in San Francisco, um diesmal in Amerika Intereſſe für ſeine Unternehmungen zu gewinnen. Er kehrte von dort im folgenden Jahre nicht allein mit einem Dampfer (120 Tons) und zahlreichen Tradern (Kleinhändlern) zurück, ſondern war überdies »amerikaniſcher Bürger« geworden, um den Plackereien der engliſchen Geſetze bezüglich der Arbeiteranwerbungen zu entgehen. Die anglo-amerikaniſche Firma machte alſo den deutſchen bedeutend Konkurrenz, wenigſtens damals, aber inzwischen mögen ſich die Verhältniſſe wohl geändert haben, wie dies namentlich in der Südſee ſo häufig der Fall ist. Mit Ausnahme der eben genannten Firma iſt der Handel im Bismarck-Archipel, wie dem weſtlichen Pacific überhaupt, lediglich in deutſchen Händen und zwar der beiden Hamburger Häuſer: »Robertſon u. Hernsheim« und der ſchon erwähnten »Handels- und Plantagen-Geſellschaft«, ſowie Friedrich Schulle in Neu-Irland. Dem ſeiner Zeit so mächtigen Hauſe Johann Cesar Godeffroy u. Sohn in Hamburg gebührt übrigens das Verdienſt, 1874

zuerſt Stationen in dieſem Gebiete gegründet zu haben. Wie überall in der Südſee machte nur allein der Reichtum an Kokosnüſſen, welche geſchnitten und getrocknet den jetzt bekannten Exportartikel Kopra liefern, die Gründung ſolcher Stationen überhaupt möglich, und dieſes Naturprodukt iſt immer noch das einzige von Bedeutung geblieben. Wie Mioko für die Handels- und Plantagen-Geſellſchaft, ſo iſt Matupi, auf der kleinen Henderson-Inſel in Blanche-Bai, die Centralſtation für das Konkurrenzhaus. Zweigſtationen ſind an der Küſte errichtet, aber gegenüber dem Ganzen hat der Handel übrigens nur in engbegrenzten Gebieten Fuſs gefaſst. In Neu-Britannien ſind es die Küſten von Blanche-Bai etwas ſüdlich über Kap Gazelle hinaus, die äuſserſte Nordoſtküſte weſtlich bis Weberhafen, in Neu-Irland die äuſserſte Nordweſtecke von der Inſel Nusa bis Langunebange, ein Strich von ca. 25 Meilen, welche eine beſchränkte Anzahl ſolcher kleinen Handelsplätze, Traderſtationen genannt, aufweiſen. Im Jahre 1885 beſaſſen die beiden deutſchen Firmen in Neu-Britannien je 6 bis 7 Traderſtationen, Farrell vier, in Neu-Irland gab es drei, gegenüber 10 im Jahre 1881. Das letztere Gebiet war faſt ausſchlieſſend in Händen von Friedrich Schulle auf Nusa, der früher als Geſchäftsführer von Hernsheim zuerſt mit Stationen in Neu-Irland gründete. Gerade in dieſem Gebiete wechſeln die Stationen, wie ihre Leiter, die Kleinhändler oder Trader, welche den Einkauf von Kopra beſorgen, am meiſten, und eine kurze Spanne Zeit bringt oft groſse Veränderungen. Hier muſs eine Station aufgegeben werden, weil der Trader am Klimafieber ſtarb, erſchlagen oder verjagt wurde, dort wird eine andere von den Eingeborenen angezündet, als Repreſſalie gegen »gekochte«, d. h. seitens Weisser niedergebrannter Hütten, oder ſie wird freiwillig verlaſſen, weil ſie ſich nicht bezahlt macht. Das klingt freilich ziemlich entmutigend, iſt aber in Wahrheit nicht ſo ſchlimm, denn eine Traderſtation iſt leicht errichtet und man muſs ſich von einer ſolchen keine groſsen Vorſtellungen machen. Mit Proviant im Werte von 300 Mark zu Sydney-Preiſen und ebenſoviel für Tauſchwaren iſt ſie meiſt ausgerüſtet, und zum Aufbau läſst ſich einheimiſches Material trefflich verwenden. Handelt

es ſich doch im weſentlichen um ein kleineres, höchſt beſcheidenes Wohn- und gröſseres Koprahaus, einen Zaun und ein paar eiſerne Waſſerbehälter (tanks), da alle dieſe Stationen, die Hauptſtationen in Matupi und Mioko nicht ausgeſchloſſen, für ihren Bedarf an Trinkwaſſer, ſowie zum Schiffsgebrauch, nur auf Regen angewieſen ſind. Als Trader eignen ſich am beſten Seeleute, die an Salzfleiſch gewöhnt, keine groſsen Anſprüche machen und mit einem Segelboot umzugehen verſtehen, da ſich nur mit ſolchen die Küſte erfolgreich bearbeiten läſst. Der Handel iſt ſelbſtredend nur Tauſchhandel, und amerikaniſcher Stangentabak (Nigger-head), Beile, Meſſer, Angelhaken, Glasperlen und einige andere Kleinigkeiten ſind die Hauptartikel zum Ankauf von Kokosnüſſen oder Kopra, da jetzt Gewehre und Schieſsbedarf, welche früher am meiſten begehrt waren, verboten ſind. Dieſes Verbot erſtreckt ſich glücklicherweiſe auch auf das Anwerben von Eingeborenen als Arbeiter, die ſogenannte „Labourtrade“, welche in dieſen Gebieten wie überall, ſoviel Unheil anrichtete und weſentlich mit zu den blutigen Zwiſten mit den Eingeborenen beitrug, an denen keineswegs immer die letzteren ſchuld waren. Während meines früheren achtmonatlichen Aufenthaltes*) in Neu-Britannien wurden in meiner Nachbarſchaft allein fünf Weiſse erſchlagen, die wie ſpäter Theodor Kleinſchmidt auf Mioko ihr Schickſal provozirt hatten. Nachweislich iſt übrigens bis jetzt im Bismarck-Archipel kein Weiſser verzehrt worden, wenn auch die Eingeborenen noch heut Kannibalen ſind, wie ich noch 1881 mit eigenen Augen ſah**). Seitdem der erſte Trader den Boden Neu-Britanniens betrat und den erſten Eingeborenen erſchoſs, um damit die hier geltenden Rechte der Blutrache einzuſetzen, iſt gar viel Blut im Bismarck-Archipel gefloſſen und Mord von beiden Seiten verübt worden. Der im Jahre 1878 unter der Aegide der Weysleyanischen Miſſion, oder vielmehr

*) Vergleiche meine Original-Mitteilungen, die in den „Hamburger Nachrichten“ unter dem Titel „Aus dem Pacific. IX. Neu-Britannien‘ (30. Juni, 1., 2. u. 4. Juli) erſchienen.

**) Vergl. „Menſchenfreſſer in Neu-Britannien“: Illuſtrirte Zeitung 17. November 1883 mit Bild.

des Rev. George Brown, unternommene Vergeltungskrieg forderte allein zahlreiche Opfer unter den Eingeborenen, die nicht vergefsen wurden. Wer die Verhältniffe draufsen kennt, weifs wie fchwer es ift zu ftrafen, und zwar so, dafs wirklich die Schuldigen getroffen werden. Man kann fich daher nur freuen, dafs die neue deutfche Aera auch hierin Wandel fchaffen und dem willkürlichen Eingreifen einzelner gegen Leben und Eigentum von beiden Seiten ftrenge Schranken fetzen wird. Denn erft dadurch kann die neue Kolonie zu gedeihlicher Entwickelung, namentlich der Plantagenwirtfchaft, gelangen. Wie bereits erwähnt, ift in letzterer Richtung bis jetzt nur ein Verfuch zu verzeichnen und der Handel, der Koprahandel,*) der einzige Vermittler zwifchen Weifsen und Eingeborenen. Der Gefamtertrag an Kopra im Bismarck-Archipel bewegt fich, um dies noch zu erwähnen, zwifchen 1000 bis 1500 Tonnen (à 200 Pfd. engl. pro Jahr) und ift nicht minder Schwankungen unterworfen als die Koprapreife felbft welche in Europa je nach der Konjunktur zwifchen 280 und 370 Mark variieren. Die im Bismarck-Archipel befchäftigte Handelsflotte weift unter deutfcher Flagge zwei Schuner (von zufammen 180 Tons) und einen Kutter (30 Tons) von Hernsheim und einen Schuner (60 Tons) der Handels- und Plantagen-Gefellfchaft, unter amerikanifcher Flagge der Firma Farell einen Schuner (70 Tons) und einen Dampfer auf. Bis zum Jahre 1882 unterhielten die beiden deutfchen Häufer auch je einen kleinen Dampfer, gaben diefelben aber auf, da fich trotz der geringen Gröfse (ca. 70 Tons) die Unkoften zu hoch ftellten. Seitdem haben fich die Verhältnifse jedenfalls fchon dadurch bedeutend verändert, dafs die Neu-Guinea-Compagnie ihre drei Dampfer nach dem Bismarck-Archipel fchickt.

Wer in der Südfee reift, mufs vor allem Geduld befitzen! Dies erfuhren wir gleich in Mioko, wo das Löfchen und Laden viel mehr Zeit erforderte, als wir wünfchten. Denn auch in diefer Richtung

*) Über diefen wie über Handel und defsen Produkte überhaupt vergleiche meine Abhandlung: „Über Naturprodukte der weftlichen Südfee befonders der deutfchen Schutzgebiete", welche das 7. Heft der „Beiträge zur Förderung der Beftrebungen des Deutfchen Kolonialvereins" (1887) bildet.

hatten ſich die Verhältniſſe, nur nicht zum Beſſeren, geändert. Die Eingeborenen, welche früher gegen einen Tagelohn von einem Stück Tabak im Wert von vier Pfennigen willig bei ſolchen Arbeiten halfen, waren bei weitem anſpruchsvoller geworden und verlangten andere und beſſere Tauſchartikel. Ja, was weit ſchlimmer war, es hielt, trotz der höheren Preiſe, überhaupt ſchwer Arbeiter zu erlangen, deren Zahl ſich durch die rückſichtsloſe Ausfuhr der Werbeſchiffe*) ohnehin vermindert hatte. Wie in Faulheit, ſo waren die guten Neu-Lauenburger, wie ſie jetzt heiſsen ſollen, auch im übrigen dieſelben geblieben, und Fortſchritte in der Civiliſation nicht bemerkbar, aufser in gewiſſen Tauſchartikeln. Statt der gewöhnlichen weiſsen Thonpfeifen verlangte man jetzt ſchwarze »Negerköpfe« (negro-heads), ſtatt ordinärer Äxte (Fan-tails) teure amerikaniſche u. ſ. w. Perkuſſions-Musketen, früher das Ziel des höchſten Wunſches eines Kanaker, waren kaum mehr begehrt. Dagegen Hinterladerbüchſen (Snider-Rifles) ſehr gefragt, weit mehr als z. B. Bekleidungsgegenſtände. Letztere werden eben nur von einzelnen, an den Hauptſtationen beſchäftigten Kanakern zuweilen getragen. Aber die groſse Maſſe unſerer neuen Landsleute in Neu-Lauenburg, Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg läuft noch jetzt, und zwar in beiden Geſchlechtern, im adamitiſchen Koſtüm umher und findet dasſelbe bei weitem einfacher und bequemer, wogegen ſich bei einigem Verſtändnis mit dem Leben und Weſen der Eingeborenen nichts einwenden läſst. Auch die Miſſion (auſtraliſche Wesleyan) hat in der von ihr ſo ſehr protegierten Bekleidungsfrage, aufser bei ihren unmittelbaren Zöglingen, die ſich nach mehr als zehnjähriger Thätigkeit auf kaum 200 Bekehrte**) belaufen, keinen Einfluſs ausgeübt, ja ſchien überhaupt Rückſchritte gemacht zu haben. So wenigſtens auf Mioko und der Inſel Utuan, der York-Gruppe, wo die beiden ſamoanischen

*) Nach Parkinſon wurden im Bismarck-Archipel von engliſchen und deutſchen Werbeſchiffen allein 2200 Eingeborene weggeführt, vergl.: „Der Bismarck-Archipel“ S. 35, ſowie die übrigen, nicht eben ſehr erfreulichen Erfahrungen des Verfaſſers hinſichtlich der „Labourtrade“.

**) Vergl. Parkinſon l. c. S. 90. 91.

Lehrer (Teachers) nur noch wenige Eingeborene als Mitglieder der Kirche befafsen. Aufser der allgemeinen Lauheit gegenüber der chriftlichen Lehre, wie jeder Lehre überhaupt, mochte hieran auch der unter der Leitung von Thomas Farrell 1883 wirkungsvoll geführte Feldzug mit fchuld fein, der die Eingeborenen für die Ermordung von Theodor Kleinfchmidt und feiner beiden weifsen Genofsen ftrafte und einer grofsen Anzahl Eingeborenen, darunter auch Kirchengängern, das Leben koftete.

Zweites Kapitel.

Astrolabe-Bai.

Abreiſe nach Neu-Guinea. — French-Inſeln. — Foreſtier-Inſel. — Verkehr mit den Eingeborenen. — Fregattvögel und Tölpel. — Spärliche Nachrichten über Aſtrolabe-Bai. — Von Miklucho-Maclay. — Herrliche Küſte. — Gelbe Bäume. — Der myſteriöſe Deutſche. — Eine Südſee-Aventure. — Berthold und der Marquis de Rays. — „Nouvelle France.“ — Herr Canar. — Eine wahre Robinſoniade. — Unter Menſchenfreſſern. — In Port Conſtantin. — Erſtes Zuſammentreffen mit Eingeborenen. — Sa-ulo. — Vermeintlicher Überfall — Beſuch in Bongu. — Die Damenwelt. — Haartrachten. — Anthropologiſches über Papuas. — Haar — wächſt nicht büſchelförmig. — Hautfärbung. — Individuelle Verſchiedenheit. — Bewohner von Bongu. — Krankheiten. — Pockennarben. — Bekleidung und ſonſtiger Ausputz. — Geſtrickte Beutel. — Das Dorf Bongu. — Bauart der Häuſer — innere Einrichtung. — Die Barla. — Buambrambra oder Verſammlungshaus. — Barum, Signaltrommel. — Telum-Mul, ein Kunſtwerk der Steinzeit. — Ahnen, keine Götzen. — Beſchneidung. — Reminiscenzen an Maclay. — Eingeführtes Rindvieh. — eine Plage der Eingeborenen. — Schweine. — Hund — rätſelhafte Herkunft desſelben — ſowie des Haushuhnes. — Plantagen — Urbarmachung. — Kulturpflanzen der Papuas — zugleich Zeugnis der höheren Geſittung. — Genuſsmittel. — Tabak. — Cigarren. Betel. — Freundſchaftszeichen. — Zierpflanzen. — Keu, gleich Kawa. — Eingeführte Kulturpflanzen. — Ruſſiſch in Port Conſtantin. — Bemerkungen über Tauſchhandel. — Eiſen- und Steinbeil. — Fiſcherei und Kanus — Einfluſs des erſten Weiſen. — Der Mann des Mondes. — Erſter Landerwerb. — Begründung der deutſchen Schutzherrſchaft. — Geringe Bevölkerung. — Beſchränkte Landeskunde der Eingeborenen. — Gutes Einvernehmen mit denſelben. — Abſchieds-„Mun“.

In den erſten Tagen des Oktober war die Samoa endlich ſeeklar und dampfte ihrem Ziele, Aſtrolabe-Bai, an der Nordoſtküſte von Neu-Guinea, entgegen. Wir gingen um die Nordoſtſpitze Neu-Britanniens und näherten uns am zweiten Tage der French- oder Franzöſiſchen-Gruppe, die aus einer Anzahl kleiner Inſeln beſteht und gleichſam eine nordweſtliche Fortſetzung des unbenannten Archipels bildet, in welchem Willaumez die bedeutendſte Inſel iſt.

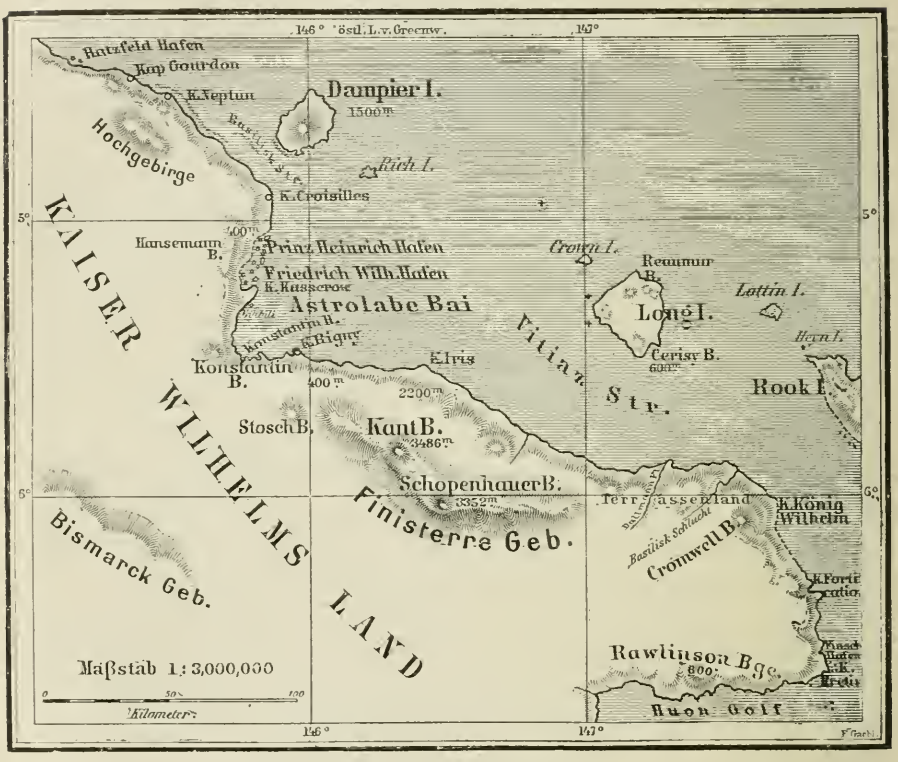
Wie Neu-Britannien ſelbst, ſo ſind auch dieſe Inſeln offenbar vulkaniſchen Urſprungs, ihre kegelförmigen Berge erloſchene Krater, die jetzt mit üppiger Baumvegetation bedeckt, hie und da gröſsere kahle Flächen, Plantagen der Eingeborenen zeigen. Auf Foreſtier-Inſel ſahen wir gröſsere Beſtände Kokospalmen, unter denen es ſich zu regen begann. Mit dem Glaſe erkannte man Menſchen, und bald kamen etliche Kanus ab, um leider nur zu bald in weiter Ferne eine beobachtende Stellung einzunehmen. Die Leutchen trauten uns eben nicht, und ſo gelang es uns nur mit groſser Mühe, ſie wenigſtens ſo weit heranzulocken, daſs wir mittelſt eines langen Bambus in allerdings beſchränkter Weiſe in Tauſchverkehr treten konnten. Leere Flaſchen und Streifen roten Zeuges*) fanden den meiſten Beifall, weniger Glasperlen, und Tabak wurde ganz verſchmäht. An Bord wagte ſich trotz aller Verlockungen keine der vor Furcht zitternden Geſtalten, im Gegenteil, man ſuchte in unverkennbarer Weiſe klar zu machen, uns zu entfernen und ſie ungeſchoren zu laſſen. Die Leutchen mochten daher wohl üble Erfahrungen mit den erſten Civiliſatoren gemacht haben, welche kurze Zeit vor uns hier vorgeſprochen und »rekrutiert« hatten, wie die ſehr paſſende Südseebenennung dafür lautet. Denn bekanntlich handelt es ſich bei der ſogenannten »Labourtrade«, wie das Anwerben von Eingeborenen als Arbeiter kurzweg heiſst, nicht immer um Freiwillige.

Die Eingeborenen ſelbst unterſchieden ſich im Raſſentypus übrigens durchaus nicht von Neu-Britanniern, gingen wie dieſe völlig nackt, ſprachen aber eine ganz andere Sprache. Im Ausputz war mir manches neu, darunter ein Bruſtkampfſchmuck und ſehr elegante Armbänder mit einem zweiblättrigen Anhängſel, Formen, die, wie ich ſpäter kennen lernte, für die ganze Nordoſtküſte Neu-Guineas (vergl. Atlas T. XXII) charakteriſtiſch ſind und ſo die enge Zuſammengehörigkeit dieſer Völkerſtämme bekunden. Die an der Baſis mit knochenförmiger Schnitzerei verſehenen, im übrigen glatten

*) „Turc-Red“ ein dünnes hochrotes Baumwollenzeug, wovon die engliſche Elle (Yard) in Sydney ca. 25 Pf. koſtet; ſehr beliebtes und unentbehrliches Tauſchmittel für die Südſee.

Wurfſpeere, die einzige Waffe, welche dieſe Eingeborenen mit ſich führten, ähnelten ganz denen in Blanche-Bai, aber ihre Kanus waren viel armſeliger und für weitere Reiſen jedenfalls ungeeignet.

Nach dieſem kleinen Intermezzo dampften wir in weſtlichem Kurs weiter, ſichteten die Nordweſtſpitze Neu-Britanniens mit der



Aſtrolabe-Bai und Maclayküſte.

Inſel Rook und gingen ſpäter ganz nahe unter der Nordküſte von Crown-Inſel hin, ohne irgend eine Spur von Eingeborenen zu bemerken. Alle dieſe Inſeln, wie Rich und Dampier, ſind gebirgig, dicht bewaldet und offenbar erloſchene Vulkane, die ſich in einer Reihe von Neu-Britannien bis zu den Le Maire-Inſeln erſtrecken. Wie ſo häufig in dieſen Breiten, war die See glatt wie ein Spiegel und

nur ſelten lieſsen ſich ſchwarze Meerſchwalben, (Anous, Sterna anasthaeta), Tölpel oder Fregattvögel (Tachypetes) blicken. Gröſsere Flüge der letzteren pflegen nicht ſelten, nach Art unſerer Störche weite Kreiſe beſchreibend, in der Luft zu ſchweben, ein gar hübſches Schauſpiel, während Tölpel (Sula fusca) es hauptſächlich auf Treibholzſtämme abgeſehen haben. Auf ſolchen ruhend, ähneln ſie zuweilen einem Kanu mit Eingeborenen in weiter Ferne ſo auffallend, daſs wir hier, wie für die Folge, öfters getäuſcht wurden.

Mächtiger Feuerſchein hatte uns ſchon in der Nacht die Nähe des Feſtlandes von Neu-Guinea angedeutet und zum Abhalten genötigt. Der anbrechende Morgen, des vierten Tages, ſeitdem wir Mioko verlieſsen, zeigte uns die Küſte ſehr nahe: wir befanden uns bereits in Aſtrolabe-Bai! So heiſst eine an 15 Meilen breite Buchtung ſüdlich vom 5. Breitengrade, die im Jahre 1827 von Dumont d'Urville mit der franzöſiſchen Korvette »Aſtrolabe« zuerſt geſichtet wurde. Erſt 44 Jahre ſpäter landete der ruſſiſche Reiſende Nikolaus von Miklucho-Maclay mit dem ruſſiſchen Kriegsſchiff »Vitiaz« in »Port Conſtantin« und brachte mit zwei Begleitern (einem weiſsen Matroſen und einem Samoaner) 15 Monate hier zu, bis ihn das ruſſiſche Kriegsſchiff »Izumrud« wieder abholte. Die wenigen, hauptſächlich anthropologiſchen und ethnologiſchen Mitteilungen,*) welche der Reiſende veröffentlichte, ſind ſehr ſchwer zugänglich, zählen aber mit zu den beſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die wir über Papuas überhaupt beſitzen. Eine eingehendere Darſtellung**) des intereſſanten Gebietes fehlte bis jetzt noch.

Der Anblick der Küſte von Aſtrolabe-Bai überraſchte und befriedigte uns alle gar ſehr. Das waren nicht die langweiligen, in gleichmäſsiges Grün gekleideten Berge, wie wir ſie aus dem Bismarck-Archipel gewohnt waren, ſondern die Landſchaft wurde je

*) Über ſeinen zweiten ſiebenzehnmonatlichen Aufenthalt (1876 u. 77) an dieſer Küſte hat der Reiſende bis jetzt ſo gut als nichts publiziert. Vergl. Petermanns Geograph. Mitteilungen 1878 S. 407.

**) Die kurzen Tagebuchnotizen von Romilly in „The Weſtern Pacific and New Guinea" (221—230) ſind noch das beſte; Powell (Proc. R. Geogr. Society London 1883 S. 511) ſagt ſo gut als nichts.

weiter wir in die Bai hineinkamen um ſo anſprechender. Sie iſt rings von hübſchen, dicht bewaldeten Bergreihen umſchlossen, hinter denen gegen Süden ſtattliche Gebirgszüge hervorragen, von denen die höchſten an 10000 Fuſs hoch ſein mögen und wohl zum Syſtem des Finiſterre-Gebirges gehören. Die in den Schluchten lagernden weiſsen Wolkenmaſſen, welche ſo ſehr weiſsen Schneeflecken ähnelten, gaben dieſem ſchönen Gebirgsbilde einen erhöhten Reiz. Wir paſſierten die kleine Inſel Bilibili, deren Bewohner in groſsen, kunſtvoll gebauten Kanus herbeieilten und in freundlicher Weiſe Verkehr anzuknüpfen ſuchten. Aber wir muſsten diesmal ihren Verſuchungen ausweichen, galt es doch zunächst Port Conſtantin aufzusuchen, wie ſich ſpäter zeigte, keineswegs ein Hafen, ſondern eine kleine Buchtung, welche wenig Sicherheit gewährt. — Vergebens ſpähten wir nach Siedelungen, aber das mit dichtem Urwald bekleidete Ufer war wie ausgeſtorben! Wie ſich ſpäter zeigte, liegen die Dörfer im Dickicht des Urwaldes verſteckt und verraten ſich dem Kenner meiſt durch nichts als kleine Gruppen Kokospalmen und eine beſondere Baumart, welche ſich durch die einfarbig, lebhaft gelbe Belaubung auszeichnet. Dieſe »gelben Bäume«, welche ſich übrigens an der ganzen Oſtküſte Neu-Guineas finden, markieren ſich in dem dunklen Grün des Urwaldes ſehr auffallend und erregen ſchon von weitem Aufmerkſamkeit. So wurde von unſeren Seeleuten die beſonders hohe und dichte Gruppe gelber Bäume bei dem Dorfe Bogati oder Bogadſchi, welches die Karten deshalb als »gelbes Dorf« bezeichnen anfänglich für ein Segel gehalten.

»Wem konnte es angehören?« war eine Frage, die zu allerlei Betrachtungen führte, denn einem »on dit« zufolge, durften wir möglicherweiſe einen Weiſsen, ja einen Landsmann hier treffen. Es ſollte nämlich in Aſtrolabe-Bai ein deutscher Händler (Trader), »Schmidt geheiſsen«, leben, von dem man in Mioko aber nichts wuſste. Die myſteriöſe Exiſtenz dieſes Schmidt löſte ſich ſpäter in eine jener hübſchen Aventuren auf, die in der Südsee mehr als anderwärts vorkommen und die deshalb hier mitgeteilt werden ſoll, weil dieſelbe ſo ſehr das Leben und den Charakter gewiſſer hier lebender Weiſsen

kennzeichnet. Im Jahre 1882 hatte ich in Neu-Britannien unter anderen unglücklichen Opfern, welche ſich von dem gewiſſenloſen Schwindler de Rays zur Gründung einer Kolonie in Neu-Irland verleiten ließen, auch einen Deutſchen geſehen. Er war mit der erſten Expedition im »Chandernagor« 1880 herausgekommen, hieſs Berthold und ſtammte aus Berlin. Wie ſo viele andere, darunter eine Menge Deutſche, hatte ſich auch Berthold, trotz der Warnung des deutſchen Konſuls in Antwerpen, auf fünf Jahre verpflichtet. Freilich mochten wohl manche der hoffnungsvollen »Koloniſten« gewiſſe Gründe haben, um der Alten Welt überhaupt den Rücken zu kehren. Berthold, feines Zeichens ein Kellner, trat als »terrassier cultivateur« ein. Dieſer Kategorie von Koloniſten war bei freier Station ein Monats-»Taſchengeld« von fünf Frank zugeſichert. Nach Ablauf von fünf Jahren erhielten ſie aber 15 Hektaren Land, die je nach den guten Dienſten des Individuums bis auf 50 geſteigert werden konnten. Alle hatten alſo die Ausſicht, glückliche Grundbeſitzer in einem Lande zu werden, das ſelbſt die Leiter des Unternehmens nur nach der Karte kannten. Außerdem hatte die Gnade des Marquis allen Gliedern des Freiſtaates »Nouvelle France« pro Rata ihres Grades Anteil am Reingewinn verſprochen; denn ſchon aus Naturprodukten, wie Schildpatt, Perlſchalen, wertvollen Hölzern u. ſ. w., erwartete man mit Zuverſicht reiche Erträge. So lauten die Beſtimmungen des mir vorliegenden Kontraktes, eines in der Kolonialgeſchichte merkwürdigen Dokumentes,*) das die eigene Unterſchrift des »Monſieur Ch. du Breil, Marquis de Rays, Fondateur-Directeur de la Colonie libre du Port Breton, Océanie« trägt und am 21. Auguſt 1879 zu Antwerpen unterzeichnet wurde. Bekanntlich ging gleich dieſes erſte ebenſo leichtſinnige als gewiſſenloſe Unternehmen**) des Marquis elend in die Brüche, indem der Leiter des-

*) Ein anderes Souvenir jener traurigen Gründung handelte ich von einem Eingeborenen ein. Es iſt die rot und weiſs ſeidene, mit Goldborten verzierte Fahne des „4me Bataillon“ der Armee von Port Breton, die wie der ganze Freiſtaat nur auf dem Papier exiſtierte.

**) Eine wahrheitsgetreue Darſtellung dieser wie der übrigen traurigen Expeditionen giebt das intereſſante Buch: „L'aventure du Port Breton et la Colonie libre dite Nou-

ſelben »le Baron P. Titeu de la Croix de Villebranche, Aide de camp du Marquis de Rays, Commandant de Port Breton« eines ſchönen Tages ſich mit dem Chandernagor auf und davon machte und die etwa 70 unglücklichen Koloniſten ſitzen ließ. Ende Juli 1880 beſuchte ich ſie in Lakiliki-Bai an der Oſtſeite von Kap St. Georg, dem damaligen Sitze des Freiſtaates, in einer Gegend die mit ihren ſteilen Bergen für Ziegen, aber nicht für Menſchen paſst. Eine Barake und Teile einer Dampfmaſchine das war alles, außer etwa zwanzig, meiſt von Fieber und Krankheiten entkräfteten Männer. Die übrigen waren von Kapitän Ferguson, der noch in demſelben Jahre in den Salomons von den Eingeborenen erſchlagen wurde, gegen Bezahlung von je einem Winchester-Rifle (damals ca. 140 Mark Wert) nach der nahen Miſſionsſtation in Port Hunter auf der Herzog York-Inſel gebracht worden und hatten ſich von hier aus in alle Winde zerſtreut. Eine Anzahl fanden Stellung als Händler (Trader), und unter dieſen auch der erwähnte Berthold, für den ſich alſo, kaum dem Hunger und Elend entronnen, plötzlich glänzende Ausſichten eröffneten. Nach einer der neuen, von Friedrich Schulle an der Nordoſtſpitze von Neu-Irland errichteten Koprañationen verſetzt, verdiente er ſchönes Geld. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn bald wurde Berthold aus triftigen Gründen entlaſſen und verbannt, das heißt nach Auſtralien geſchickt. Von hier begab er ſich unter dem neuen Namen Canar nach Samoa und erhielt Stellung bei einem deutſchen Hauſe, deſſen Chef leichtgläubig genug war, ſeinen Erzählungen Glauben zu ſchenken. Freilich klangen ſeine Berichte von dem ſelbſtgeſehenen Koprareichtum Neu-Guineas gar zu verlockend, und als er vollends Briefe ſeines Freundes Schmidt aus Aſtrolabe-Bai aufwies, der dort in Kopra u. Perlſchalen ſchier erſtickte, da war die Ausbeutung dieſer Schätze eine beſchloſſene Sache. Glücklicherweiſe fand ſich gerade kein Schiff diſponibel, als Berthold, jetzt

velle France. Souvenirs perſonnels et documents par A. Baudouin, Médecin de la 4e Expédition (Paris, Maurice Dreyfous, Éditeur)." Der Leſer, welcher jene Gebiete auch nicht aus eigener Anſchauung kennt, wird ſchwer begreifen, wie Frankreich einen ſolchen Unfug, welcher ſo viel Unglück herbeiführte, überhaupt dulden konnte.

Herr Canar, Neu-Britannien wiederum beglückte, und ſo muſste er ſich bis zu paſſender Gelegenheit mit einer Traderſtelle begnügen. Dieſe Verzögerung war für ihn natürlich ſehr fatal, denn es konnte nicht ausbleiben, daſs ſein wahrer Name und ſeine Vergangenheit in Samoa bekannt werden muſsten; wuſste man doch bereits in Neu-Britannien, daſs er nie in Aſtrolabe-Bai geweſen war! Harmloſe Fragen nach dem einen oder anderen Häuptling u. ſ. w. von jemandem, der Neu-Guinea ebenfalls nur nach der Karte kannte, hatten auf leichte Weiſe den Beweis geliefert. Es fing alſo an, ungemütlich auszuſehen, und Canar zog es vor, die Entwickelung der Dinge nicht abzuwarten, ſondern drückte ſich eines ſchönen Tages. Dieſes Ereignis war kurz vor unſerer Ankunft paſſiert und bildete noch das Tagesgeſpräch. Denn der brave Berthold hatte das Boot und Tauſchwaren der ihm anvertrauten Station im Betrage von 400 Dollars mitgenommen, auſserdem einen anderen deutſchen Trader, Namens Freudenthal, zu überreden gewuſst. Wie es hieſs, wollten die Ausreiſser nach Neu-Guinea zu Freund Schmidt gehen. Das ſchien unglaublich! Denn nur Wahnſinnige konnten in einem offenen kleinen Boot, ohne Kenntnis und Hilfsmittel von Navigation, eine Reiſe von 450 Meilen wagen. Wie ſich ſpäter herausſtellte, war Berthold natürlich nicht nach Neu-Guinea gegangen, ſondern hatte die immerhin abenteuerliche und gefährliche Fahrt nach dem früheren Schauplatz ſeiner Thaten, dem ihm wohlbekannten Neu-Irland, angetreten. Das kleine Boot mit ſeinen zwei Inſaſſen war allen Gefahren, auch den Kannibalen auf Sandwich-Inſel, die ſelbſt vor dem Angriff eines Dampfers nicht zurückſchreckten, glücklich entgangen und näherte ſich der Mauſoleum-Inſel, dem Szelambiu der Eingeborenen, wo Canar bekannt war. Damit ſchien den Flüchtigen, die auf einer Reiſe von über 140 Meilen, in offenem Boot unter Tropenglut, gewiſs nicht wenig ausgeſtanden hatten, ſichere Rettung zu winken. Aber das Schickſal hatte es anders beſchloſſen! Beim Landen kenterte das Boot in der Brandung, wobei Freudenthal ſeinen Tod fand, und Berthold rettete nur das Leben, und zwar buchſtäblich das nackte Leben. Denn die Eingeborenen zogen ihm die Kleider aus, und nur

dem Umſtande, daſs er bei ihnen als «Sullis lik», d. h. der kleine Schulle, bekannt war, schüzte ihn vor dem Erſchlagenwerden. Aber vor dem Namen Schulle haben die Eingeborenen hier herum groſsen Reſpekt, und ſo wurde Berthold geſchont. Freilich ſo einige Wochen nackend mit in den Plantagen der Eingeborenen arbeiten und wie dieſe leben zu müſſen, unter der nicht eben erbaulichen Vorausſicht, eines Tages doch noch erſchlagen zu werden, mag eben keine angenehme Sache sein. Das Schickſal dieſes wirklichen Robinſon ſtellt daher das ſeines fingierten Vorgängers jedenfalls in den Schatten. Es dauerte nämlich einige Zeit, ehe Friedrich Schulle in Nusa Kunde von einem ſchiffbrüchigen, unter den Eingeborenen lebenden Weiſsen erhielt, zu deſſen Rettung er ſich ſogleich aufmachte. Das Wiederſehen soll freilich kein allzufreudiges geweſen ſein, aber was blieb Schulle übrig, als Canar, den ihm nicht eben angenehmen Bekannten, zu befreien. Drei Stück Bandeiſen im Werte von 15 Pfennigen genügten übrigens, den Todeskandidaten einzulöſen, denn so hoch taxierten die Eingeborenen dieſen Träger der Civiliſation. — Daſs die Briefe von dem angeblichen Schmidt gefälſcht waren und von letzterem in Aſtrolabe-Bai ſich auch nicht eine Spur fand, brauche ich wohl nicht erſt zu erwähnen? Mir war es ſehr lieb, weder dieſen noch einen anderen jener zweifelhaften Weiſsen anzutreffen, deren Auftreten gewöhnlich das Vertrauen der Eingeborenen gleich im Anfang erſchütterte und für Nachfolgende ein friedliches Einvernehmen meiſt erſchwert.

Aber wo ſteckten die Eingeborenen, nach denen uns am meiſten verlangte? Schon geraume Zeit lagen wir in Port Conſtantin wenige Kabellängen vom Ufer vor Anker, aber immer noch blieb es ſtill. Nur einige Vogelſtimmen tönten aus dem Gelaube der Urwaldsbäume und auch dieſe noch ſpärlich genug. Denn die heiſse Nachmittagsſonne brannte mächtig herab, und dann ſchweigt die Vogelwelt meist: nur das Schäckern des nimmermüden Lederkopfes (Tropidorhynchus), die tiefe Baſsſtimme des Raben (Corvus orru), kreiſchende Papageien und Kakadus laſsen ſich vernehmen. — Plötzlich wird die Ruhe durch den Ruf »Kanaka! Ka-

naka!« unterbrochen! Die ſcharfen Augen unſerer Neu-Britannier hatten ihre ſchwarzen Brüder im Dunkel des Uferdickichts entdeckt. Und wirklich! Da hockte eine lange Reihe dunkler Gestalten, laut- und bewegungslos wie Bildſäulen, die uns wahrſcheinlich schon lange beobachtet hatten. Jetzt wurde es lebendig! Ich nahm meinen ganzen Sprachſchatz des hieſigen Idioms zuſammen, und bald schallte es: »Korvetta!« oh! aba! (Freund), oh! tamole! (Männer), oh! mem! (Vater), oh! »Maclay« hin und wieder. Die hieſigen Eingeborenen ſcheinen nämlich seit der Anweſenheit des ruſſiſchen Reiſenden in jedem ſeiner Nachfolger einen »Maclay« zu erblicken. Herr Romilly, der engliſche Regierungs-Kommiſſar, war ſo genannt und als Bruder behandelt worden und mir widerfuhr dieſelbe Ehre. Ich lieſs ſogleich das Boot klar machen und mich ans Ufer rudern. Aber unſere Schwarzen hatten keine Eile, denn ſie fürchteten ſich, wie ſtets bei ſolchen Gelegenheiten, und unseren Matroſen ging es nicht beſſer, nachdem ſich die Krieger im vollen Waffenſchmucke zeigten, der hier neben dem Wurfſpeere, auch in Pfeil und Bogen beſteht. »Es ist doch nicht egal, ob man in die Bruſt oder den Rücken geſpeert wird«! meinte Peter und drehte seine Vorderſeite den gefürchteten »Wilden« zu, als wir ihnen längſt in Pfeilſchuſſweite nahe waren. Und den »Wilden« ging es ebenſo, daſs heifst, sie fürchteten ſich nicht minder! Kaum ſtieſs das Boot auf Grund, ſo ſprang ich ins Waſſer, ging unter unſere neuen Freunde, verteilte allerlei Kleinigkeiten, schüttelte dem und jenem die Hand und hatte in kurzer Zeit ihr Vertrauen ſo gewonnen, daſs ich gleich eine ganze Bootsladung Eingeborener mit an Bord brachte. Bald erſchien auch Saulo, der ſogenannte »König« von Bongu, eine nichts weniger als königliche Erſcheinung, der ſich von ſeinem Gefolge nur durch Korpulenz und Elephantiaſis im rechten Bein auszeichnete. Der schwarze Anſtrich des Geſichtes und Körpers, welcher wie bei allen Papuanen Trauer bezeichnete, machte sein Äuſseres nicht anmutiger, aber der alte Herr hatte ein ſo gemütliches, freundliches Geſicht, daſs man ihn gleich liebgewinnen muſste. Einige Geschenke machten ihn und die Seinigen noch glücklicher, und ſo ſchieden ſie bei einbrechender

Dunkelheit in der Überzeugung, dafs der neue »Maclay-Germania« wie ich ſpäter zum Unterſchied von dem ruſſiſchen »Maclay-Ruſchia« und Romilly dem »Maclay-ingleſe« hieſs, am Ende doch kein so übler Menſch ſei, mit dem ſich wohl umgehen laſse, dieſelbe Anſicht, welche ich bezüglich der Eingeborenen gewonnen hatte. Aber unſere Leute teilten dieſelbe nicht, ſondern fühlten ſich keineswegs behaglich, zumal da unſere Schwarzen allerlei Schaudergeſchichten aus ihrem Leben am Bord von Labourtradern zu erzählen wuſsten, welche die Gemüter erhitzten. Das ſcharfe Ohr eines Schwarzen wollte Ruderſchläge gehört haben und bald kam die Meldung, dafs ſich eine ganze Flotte von Kanus in der Dunkelheit der Nacht genähert und unter den überragenden Zweigen der Uferbäume verborgen habe. Die furchterregte Phantaſie unſerer Schwarzen konnte ſich von der Überzeugung, dafs wir überfallen werden würden und müſsten, nicht freimachen und hatte dieſen Spuk auf unſere Leute übertragen, von denen ſich einige ſchon mit Koffenägeln bewaffneten. Die angeſtellten Unterſuchungen ergaben, dafs es ſich nur um Hirngeſpinste handelte, denn auch nicht ein Kanu war vorhanden und nur der gluckſende Ton des Scharrhuhnes (Talegallus), das Kreiſchen fliegender Hunde, das Klappern der Laubfröſche und Gezirpe der Cikaden tönte in die Nacht hinein.

Gleich am andern Morgen beſuchten wir unſere neuen Freunde in ihrem Dorfe Bongu, dem gröſsten in dieſem Teile von Aſtrolabe-Bai, das wie faſt ſtets hinter dem Uferwaldſaume verſteckt liegt. Eine Anzahl Männer erwartete uns auf dem ſchmalen Sandſtrande niederhockend, ſchweigend wie es die Landesſitte erheiſcht, und half erſt auf meinen Wunſch das Boot mit aufs Ufer ſchieben, da die Landung unbequem iſt, wie überhaupt an dieſer Küſte. Unſere Ankunft im Dorfe brachte zuerſt unter den Weibern groſse Aufregung hervor, von denen nur wenige alte beherzt genug waren zurückzubleiben, aber durch einige kleine Geſchenke beruhigt, die übrigen bald zurückriefen. Der Reiſende wird ſtets wohl thun, ſich zunächſt die Gunſt der alten Damen zu erwerben; ſie haben oft einen ſehr erheblichen Einfluss, der von groſser Wichtigkeit werden kann. Freilich

ist das nicht immer eine angenehme Sache, denn Papuafrauen in vorgerückten Jahren ſind freilich keine Schönheiten mehr und nichts weniger als appetitlich, aber deswegen braucht Häſslichkeit der Weiber nicht als Raſſencharakter hingeſtellt zu werden, wie dies meiſt in allen Lehrbüchern geſchieht. Man muſs eben fremde Menſchenraſſen nicht nach unſeren Begriffen von Schönheit meſsen, und dann wird man Papuaninnen sehr paſſabel finden. Junge Mädchen ſind, wenn auch im ganzen klein und ſchmächtig, häufig von ſehr angenehmer Geſtalt und zeigen zuweilen tadelloſe Formen, aber ſie verblühen ſchnell, wie alle Tropenbewohnerinnen. Schon mit der erſten Niederkunft verſchwindet die Jugendfriſche, die meiſt wohlgeformte Büſte verliert ſich, und mit weiterem Kinderſegen geht es raſch abwärts. Frauen, die bei uns noch als in guten Jahren gelten, ſind dort bereits alt, mager und runzlig, was ſich leider nicht wie bei Kulturvölkern durch Kleidung und Toilettenkünſte verbergen und auffriſchen läſst. Nach unſeren Schönheitsbegriffen verunziert auch die Haartracht das weibliche Geschlecht noch mehr. Das Haar wird von älteren Perſonen meiſt kurz abgeſchnitten und mit ſchwarzer Farbe eingeſchmiert. Bei jüngeren Frauen und Mädchen gelten dicht verfilzte Locken, die von Farbe, Schmutz und Fett ſtarren und an der Stirn oft bis über die Augen herabfallen, als beſonders elegant, wie dies die beigegebene Abbildung (S. 40) zweier Frauen von Bongu mit ihren unzertrennlichen Begleitern, Hund und Schweinchen zeigt.

Weit gröſsere Sorgfalt verwendet das putzſüchtigere männliche Geſchlecht auf das Haar, namentlich die noch unverheirateten »Malaſſi«, und einem Papuaſtutzer koſtet die Friſur ſeines Haares allein mehr Zeit als einer Modedame bei uns. Das Haar wird mittelſt eines langzinkigen Inſtruments aus Bambus, einem sogenannten Kamme, ſorgfältig bearbeitet und aufgezauſt, so daſs es eine weitabſtehende Wolke bildet, aufserdem mit Farbe, Erde u. dergl. eingerieben, ſowie mit Blumen und Federn geſchmückt. Tamos oder ältere Männer ſind weniger eitel, legen aber Wert auf ihre Gateſſi d. h. in den Nacken herabhängende, durch Schmutz und andere

Mittel künſtlich erzeugte, dichtverfilzte Haarzotteln. Kunſt hat alſo auch hier ihren Einfluſs auf das Haar ausgeübt, wie dies mehr oder minder bei allen Völkern der Fall iſt. Die Textabbildungen veranſchaulichen eine ganze Reihe künſtlicher Papua-Haartouren.

Dies führt mich zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die anthropologisch meist noch ſehr verkannte Raſſe der Papuas oder Melaneſier,* für welche gerade die Haarbildung besonders wichtig

Frauen von Bongu.

wird. Das Haar wächſt beim Papua anfangs grade wie bei uns und fängt erſt an, sich nach einiger Zeit, wenn es etwas länger wird, zu krümmen, d. h. mehr oder minder eng ſpiralig zu drehen, ähnlich den Windungen eines Korkenziehers. Bei gewiſſer Länge verfilzen

*) Ausführliche Mitteilungen finden ſich in meinen: „Anthropologiſche Ergebniſſe einer Reiſe in der Südſee und dem malayiſchen Archipel in den Jahren 1879—1882“ (Berlin, A. Asher & Co. 1884).

ſich die einzelnen Haare leicht in- und untereinander, namentlich an den Enden, wo ſich Klümpchen bilden, und ſo entſtehen eine Art Locken, aus denen ſich je nach der Behandlung dichte Strähne, Zotteln oder die eben beſchriebene Wolke entwickeln. Die letztere iſt aber keineswegs ein Raſſencharakter des Papua, wie ſo häufig angegeben wird, ſondern höchſtens die Neigung zur ſpiraligen Drehung des einzelnen Haares, wodurch die Gesamtheit ein kräuſliches Anſehen erhält, das zuweilen bei dichtem und kurzem Haare an den Wollkopf eines echten Negers erinnert. Wenn in unſeren neueſten Lehrbüchern die büſchelweiſe Anordnung des Papuahaares, das ähnlich wie bei einer Bürſte gruppiert vertheilt ſein ſoll, als ein Hauptcharakter der Papua-Raſſe hervorgehoben wird, ſo iſt dies ein völliger Irrtum, der leider, gegenüber berichtigenden neueren Unterſuchungen, noch heut dem Engländer Windſor Earl gedankenlos nachgeſchrieben wird. Ich habe ſo viele Papuaköpfe unterſucht, ſolche eigens zu dem Zwecke raſiert, um das Wachstum zu beobachten und weiſs daher zur Genüge, daſs die Haare beim Papua in gleicher Weiſe wie bei Europäern hervorſprieſsen. Aber meine Unterſuchungen haben mich auch gelehrt, daſs es schwierig ist, einen durchgreifenden diagnoſtiſchen Charakter des Papuahaares zu finden, da gar ſo viele individuelle Abweichungen vorkommen, ſowohl in Haarbildung als Färbung. So ſind Locken- und Krausköpfe nichts Ungewöhnliches, ja ich habe unter reinen Papuas ſowohl in Neu-Guinea als anderwärts ſanft gewelltes wie ſchlichtes Haar angetroffen, hinſichtlich der Färbung natürlich fuchsrotes. Nächſt dem Haare iſt es beſonders die Hautfärbung, welche für dieſe Menſchenraſſe wichtig, aber bisher meiſt ſo sehr miſsverſtanden wurde, daſs ein paar Worte hierüber nicht ſchaden können. Wenn hervorragende Anthropologen, die freilich Papuas nicht aus eigener Anſchauung kennen, dieſen eine ſchwarze, ja »bläulich ſchwarze« Färbung zuſchreiben, ſo iſt dies eben falſch. Man kann ſich noch nicht daran gewöhnen, innerhalb einer Raſſe so erhebliche Färbungsverſchiedenheiten zu finden, die gerade bei der papuaniſchen mehr als bei anderen vorzukommen ſcheinen. Wenn auch im allgemeinen

eine dunkle Färbung vorherrſcht, so kann Schwarz doch keineswegs als ein Charakter der ganzen Raſſe gelten. Wie das vorzugsweis vorhandene satte Braun ſich durch Tiefbraun bis zur Schwärze des typischen Negers ſteigert, so geht es andrerseits bis zu den lichten Tönen des Polyneſier und selbſt des Malayen herab. Auch weiſse Papuas*) lernte ich kennen, so weiſs als Europäer, und inſofern nicht Albinos im gewöhnlichen Sinn, als manche auch am Tage scharf zu ſehen vermochten. Zu dieſen Verſchiedenheiten in Hautfärbung wie Haar tritt noch eine groſse individuelle der Physiognomie, wie die mit beſonderer Sorgfalt ausgewählten, naturgetreuen Illuſtrationen von papuaniſchen Charakterköpfen am beſten zeigen werden. So iſt es daher ſchwer, auch in dieſer Richtung einen durchgreifenden Raſſencharakter zu fixieren. Jedenfalls ſtehen die Papuas den echten Negern am nächſten, und wenn auch im allgemeinen der negerähnliche Typus vorherrſcht, ſo finden ſich doch ſo vielerlei Abweichungen, nicht nur in derſelben Landſchaft, ſondern demſelben Dorfe, ja Familie, daſs gerade dieſes Unbeſtändige mit charakteriſtiſch wird. Man darf daraus auf eine ſtattgehabte Vermiſchung mit anderen Raſſen, zunächſt den benachbarten Ozeaniern und Malayen, ſchlieſsen, aber hiſtoriſch nachweisbar iſt dies nicht. Selbſt in solchen Küſtenſtrichen, wo ſchwerlich ſolche Nachbarvölker eingedrungen ſein können, ja auch bei den Bergſtämmen, die ich an der Südküſte von Neu-Guinea kennen lernte, tritt dieſe Verſchiedenheit in der Färbung hervor, bald einzeln, bald häufiger; hier trifft man eine vorwiegend dunkle, dort eine hellere Bevölkerung, die man anfänglich für eine ganz andere Menſchenraſſe hält. Aber es darf nicht vergeſſen werden, daſs ſich helle Individuen in allen melaneſiſchen Gebieten finden, einzeln nicht ſelten in dunklen Familien, ähnlich wie bei uns blonde und brünette Individuen in ein- und derſelben Familie vorkommen. Die Gelehrten werden ſich daher daran gewöhnen müſſen, an den früheren Auffaſſungen von Stabilität der Färbung nicht allzustarr feſtzuhalten und wohlthun, geiſtreiche Be-

*) Vergl. „Zeitschrift für Ethnologie“ Jahrg. 1883. S. 205—208

trachtungen über die Entſtehung ſolcher Abweichungen durch Miſchung lieber zu unterlaſſen, da dieſelben doch nur ins Gebiet der Spekulation verfallen und die exakte Wiſſenſchaft nicht weiterbringen. Daſs bei farbigen Völkern Färbungsnüancierungen viel ſtärker hervortreten als bei ſogenannten weiſsen, darf nicht verwundern, aber ſie ſind ſehr häufig rein individueller Natur, und wer lange unter Papuas gelebt hat, wird die oft erheblichen Färbungsverſchiedenheiten als etwas Gewöhnliches und Selbſtverſtändliches betrachten, welche eben mit zum Charakter der Raſſe gehören.

Da unſere Reiſen uns nur mit Papuas zuſammenführen, ſo war es notwendig, über dieſe Raſſe einige Mitteilungen zu machen, die zum beſſeren Verſtändnis derſelben beitragen dürften.

Auch die Bewohner von Aſtrolabe-Bai ſind echte Papuas, im ganzen ziemlich lichtdunkelbraun, oder hellchocolatbraun gefärbt und von nicht ſehr kräftigem Körperbau. Stattlichere Männer zählten zu den Ausnahmen, aber gerade die Bevölkerung von Bongu ſchien überhaupt ſchwächlicher und armſeliger. Ringwurm (Pſoriaſis), jene Hautkrankheit, welche ſich in Schnörkeln oft über den ganzen Körper einfriſst, war ziemlich häufig vertreten, genierte aber ebenſo wenig als Schuppenkrankheit (Ichthyoſis) und ſelbſt Elephantiaſis. Letztere hindert die Bewegung gar nicht, und der brave Sa-ulo lief trotz ſeines Alters und dicken Beines (vom Knie bis zu den Zehen) ſo ſchnell wie ein junger. Dieſe mehr oder minder bei allen Südſeevölkern verbreiteten Krankheiten überraſchten mich natürlich nicht, umſomehr aber Pockennarben, welche ich hier zum erſtenmale, ſpäter aber wiederholt an der Küſte Neu-Guineas beobachtete. Wie mochte dieſe Krankheit hierher gekommen ſein? Jedenfalls hat ſie viele Opfer gefordert und weſentlich mit zu der im allgemeinen ſo geringen Bevölkerung beigetragen.

Im Vergleich mit Neu-Britanniern war die äuſsere Erſcheinung der Bewohner von Koſtnantinhafen ſchon deshalb anſprechender, weil ſie alle wenigſtens eine gewiſſe Bedeckung haben, während jene völlig nackend einhergehen, wie wir dies zuletzt auf den French-Inſeln ſahen.

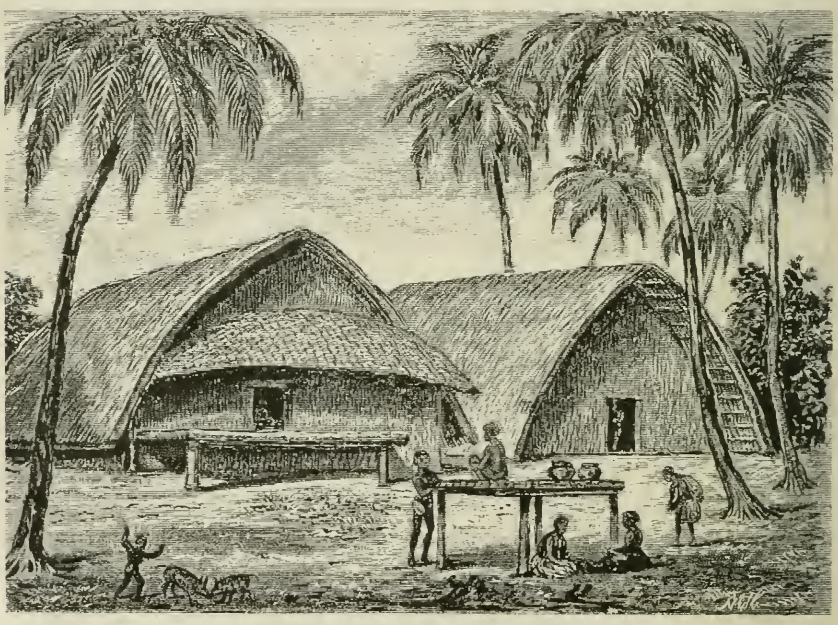
Die Männer tragen den Mal, d. h. ein oft mehrere Meter langes Stück Zeug aus geſchlagener Baumrinde, ähnlich der Tapa der Polyneſier, ſorgfältig um die Hüften und zwiſchen den Beinen durchgezogen (vergl. Atlas T. XVI 3.), und nur kleine Knaben gehen völlig nackt. Dagegen ſind noch ſehr kleine Mädchen bereits mit einem Lendenſchurz bekleidet, der ebenfalls Mal heiſst und ſich in dieſer Form über ganz Neu-Guinea als das einzige Bekleidungsſtück des weiblichen Geſchlechtes (vergl. Abbild. S. 40) verbreitet. Als Material dient die geſpaltene Blattfaſer der Kokos-, für feinere die der Sagopalme. Letztere werden häufig buntgefärbt, meiſt rot oder mit roten, ſchwarzen und gelben Längsſtreifen und kleiden junge Mädchen ſehr artig. Der Lendenſchurz geht entweder um den ganzen Körper und bildet dann eine Art bis über die Knie herabreichendes Röckchen, oder er bedeckt nur gewiſſe Teile vorder- und hinterſeits und iſt dann mehr Schürzen zu vergleichen.

Hinſichtlich des übrigen Ausputzes der hiſiegen Papuas iſt wenig zu bemerken, da ſie im ganzen arm zu ſein ſcheinen. Armbänder, aus einer Art Gras oder Liane (Lynoſia) geflochten, Sagiu, zieren wie überall den Oberarm bei beiden Geſchlechtern; die Männer tragen zuweilen noch ähnliche Bänder feſt unter dem Kniee umgeflochten. Dieſe Arm- und Kniebänder ſind zuweilen hübſch mit kleinen Kaurimuſcheln (vergl. Atlas XX. 4) verziert, wie Muſcheln hauptſächlich zu Schmuck- und Zieraten verwendet werden. So namentlich die zu Scheiben geſchliffenen Baſiſteile der Conusmuſcheln, aus denen man Halsketten verfertigt. Weit wertvoller ſind Hundezähne, die überhaupt bei allen melaneſiſchen Stämmen als Material zu Schmuck eine ſo hervorragende Stelle einnehmen und bereits bei unſeren Vorfahren gleichen Zwecken dienten. Die Weiber müſſen ſich gewöhnlich mit ein paar Hundezähnen als Zierat der Ohren begnügen, während die Männer breite Ringe aus Schildpatt (Atlas XVII. 4) tragen, wie außerdem eine Menge anderer Dinge. Aber bei allen Naturvölkern ſchmückt ſich das männliche Geſchlecht eben weit mehr als das weibliche. Tätowierung, die, da wo ſie Sitte iſt, vorherrſchend den Körper des Weibes verziert, iſt hier, wie an der

ganzen Küſte unbekannt. Dagegen bemerkte ich zuweilen, und zwar an beiden Geſchlechtern, Ziernarben, die, wie in den Gilberts-Inſeln und anderswo, durch kleine Brandwunden hervorgebracht werden. Kämme (Atlas XVII. 1) dienen nur dem Haare des Mannes als Schmuck und werden von den Frauen nicht getragen. Wie erwähnt, benutzt man dieſe Kämme (Gatiassem) übrigens nicht zum Kämmen, ſondern zum Aufzauſen der Haare, als Kopfkratzer und gelegentlich als — Gabel, an welche das ſchmale, langzinkige Inſtrument am meiſten erinnert. — Der koſtbarſte Bruſtſchmuck der Männer beſteht aus Eberhauern (Atlas XXI. 2), während die Frauen mit einer Eiermuſchel (Ovula ovum) zufrieden ſind. Aber für gewöhnlich ſieht man auſser den erwähnten Armbändern wenig Zieraten bei der hieſigen Bevölkerung, dagegen ſcheinen kleinere oder gröſsere Beutel, zierlich aus feſtem Bindfaden in Filetmanier geſtrickt, unzertrennliche Begleiter. Die Männer tragen kleine, dicht geſtrickte Bruſtbeutel, Jambi, in welchen ſie meiſt Tabak, Talismane, Betelnüſſe und ſonſtige Kleinigkeiten verwahren, und gröſsere, Gumbutu, auf der Schulter, die für die Kalkbüchſe (Atlas V. 1) zum Betel, Löffel, Betelnuſsbrecher aus Knochen (Atl. V. 7), Muſcheln zum Schneiden und Schaben (Atl. V. 8) dienen, Requiſiten, welche jeder Papua als unentbehrlich ſtets bei ſich trägt. Die Beutel der Weiber, Nangeli-Gun, ſind viel gröſser, ſackartig und werden an einem Tragbande auf dem Vorderkopfe getragen, wie dies die Papuafrauen meiſt thun. Sie ſind dieſe Methode ſchon von ſo früher Jugend an gewöhnt, daſs ſie ohne Mühe beträchtliche Laſten aufladen. Denn nur die Weiber ſind es, denen der Transport der Feldfrüchte von den Pflanzungen nach dem Dorfe obliegt, die Waſſer und Holz herbeitragen, wie ſie auſserdem in kleineren Beuteln noch häufig Säuglinge, ſowie junge Hunde und Schweinchen mit umherſchleppen.

Nach dieſer Bekanntſchaft mit der äuſseren Erſcheinung der Papuas im allgemeinen und der hieſigen im beſonderen, wollen wir uns nach Bongu zurückwenden, um auch Siedelungen und Häuſer kennen zu lernen. Wie faſt alle Papuadörfer in Neu-Guinea, verteilen ſich die etwa 30 Häuſer unregelmäſsig über einen freien Platz,

der unmittelbar vom Urwald eingeſchloſsen iſt. Bei den Häuſern ſtehen ſpärliche Kokospalmen, ſowie einige Bananen, Zierpflanzen und Cayennepfefferſträucher (jau). Gewöhnlich teilen ſich die Dörfer in mehrere Häuſergruppen, die durch ſchmale Pfade durch den Urwald miteinander verbunden ſind und eigene Namen haben. Die Plantagen, auf welche ich ſpäter zurückkommen werde, ſind oft in beträchtlicher Entfernung von den Siedelungen angelegt. Was die Häuſer in Bongu ſelbſt anbetrifft, ſo unterſcheiden ſie ſich im Bau-



Häuser mit Barla.

ſtil von den meiſten Papuahäuſern dadurch, daſs ſie auf dem Erdboden ſtehen, daher richtiger als Hütten zu bezeichnen ſind. Sie beſtehen, wie die Abbildung zeigt, im weſentlichen aus einem ſeitlich etwas gerundeten, breiten ſtumpfwinkeligen Dache, mit grader Firſte, das bis zum Erdboden herabreicht. An der vorderen Giebelſeite befindet ſich die kleine Thür, die zuweilen überdacht und mit einer ſchmalen Plattform verſehen iſt. Da die Häuſer hauptſächlich

nur zum Aufenthalt während der Nacht ſowie bei ſchlechtem Wetter dienen, iſt die innere Einrichtung ſehr einfach. Ein paar Bänke aus geſpaltenem Bambus, Barla genannt, dienen als Schlafſtätten der Männer ſowie zur Aufnahme des wenigen Hausrates (Töpfe, hölzerne Schüſſeln), Lebensmitteln u. ſ. w. An den Dachbalken hängen gewöhnlich Körbe und Bündel, welche, in Blätter eingepackt, feinere Sachen (z. B. Federſchmuck) enthalten. Zum beſſeren Schutz gegen Mäuſe, ſind oft Horden darüber errichtet, namentlich auch für Speiſen. In der Mitte des Hauſes befindet ſich die Feuerſtätte, weniger zum Kochen, was meiſt im Freien geſchieht, als um überhaupt Feuer zu erhalten. Denn ſonderbarerweiſe ſcheinen die hieſigen Eingeborenen kein Mittel zu beſitzen, um Feuer zu erzeugen. In den Hütten werden daher ſtets glimmende Kohlen eines ſehr langsam brennenden Holzes erhalten, ſo daſs in einem Papuadorfe das Feuer nie ausgeht. Sollte es dennoch geſchehen, ſo holen die hieſigen Küſtenbewohner aus den Bergdörfern Feuer, deren Bewohner die Kunſt, Feuer zu machen, verſtehen. Bei dem ſorgloſen Umgehen mit Feuer muſs man ſich nur wundern, daſs nicht alle Augenblicke die ſo leicht entzündbaren Häuſer in Flammen aufgehen, aber merkwürdigerweiſe ſcheinen Brandunglücke im ganzen ſelten zu ſein.

Freund Sa-ul hatte uns am Eingang des Dorfes begrüſst und geleitete uns mit den übrigen Männern nach der Barla (vergl. Abbild. S. 46), einem groſsen, auf vier Pfählen ruhenden Gerüſt, ähnlich einem groſsen Tiſch, das in keinem dieſer Dörfer, ja faſt vor keinem Hauſe, fehlt. Die Barla bildet den beliebten Ruhe- und zugleich Eſsplatz der Männer, die hier, unbehelligt von den zudringlichen Schweinen, ihre Mahlzeiten und darauf ihr Schläfchen halten. Frauen dürfen die Barla nicht benutzen, ſondern höchſtens unter derſelben hocken. Wie die meiſten Papuadörfer, beſitzt Bonga auch ein Verſammlungshaus, hier Buambrambra genannt, das als Schlafſtätte für die unverheirateten Männer, wie als Empfangshaus fremder Gäſte dient. Dieſes Gebäude, in der Form der gewöhnlichen Häuſer, aber viel gröſser und an beiden Giebelſeiten offen, ſchien erſt ſeit kurzem fertig geworden zu ſein. Auſser einigen Unterkiefern von Schweinen,

zur Erinnerung an Feſtlichkeiten, und einigen Eierſchalen (von Megapodien), enthielt es keinerlei Ausputz, aber einige Barum waren hier untergebracht. So heiſsen die groſsen Holztrommeln (vergl. Atl. XIII 1.), welche dickwandigen Trögen ähneln und, mit einem dicken Knüppel geſchlagen, als Signalinſtrumente dienen. Ihr dumpfer Ton iſt, namentlich in der Stille der Nacht weit, oft mehrere Meilen (engl.), hörbar und teilt alle Begebenheiten den Nachbardörfern mit, die an der Art der Schläge ſogleich erkennen, ob es ſich um einen Angriff, einen Todesfall oder eine Feſtlichkeit handelt. Die Samoa hat ſpäter gar oft das Barum in Thätigkeit geſetzt, wie unſere Ankunft ebenſo durch Rauchſäulen, in der Nacht durch Feuer ſignaliſiert wurde.

An dem ſoeben erwähnten Buambrambra war übrigens keinerlei Verzierung in Holzſchnitzerei angebracht, aber ich entdeckte bei meinem Durchſtöbern der Hütten zufällig ein hervorragendes Werk des Kunſtfleiſses in Holzbildnerei, einen ſogenannten Telum oder Tselum. So heiſsen hier beſondere, meiſt aus Holz gefertigte Figuren, die in der Regel einen Menſchen darſtellen. Ich ſah in Bongu übrigens auch kleine, aus einer erdigen aber feſten Maſse geſchnitzte Telum. Das erwähnte Holzbildnis verdiente ſchon wegen ſeiner Gröſse Bewunderung, denn es war an 8 Fuſs hoch und aus einem Stück Holz geſchnitzt, ſoweit ſich dieſer Ausdruck für die Steinzeit anwenden läſst, die ja keine Meſſer, alſo auch nicht eigentliches Schnitzen kennt. Dieſe Koloſſalfigur, von der die Abbildung (S. 49) eine getreue Vorſtellung giebt, wurde »Telum Mul« genannt. Sie repräſentierte einen Papua, deſſen Kopf allein über die Hälfte der ganzen Länge einnahm, aber trotz den groben Fehlern in den Proportionen doch ein Kunſtwerk erſten Ranges und eine Leiſtung, welche dem Alter der Steinzeit zur höchſten Ehre gereicht. Man ſtaunt, unter voller Berückſichtigung der primitiven Werkzeuge, nicht nur über den Fleiſs und die Ausdauer, ſondern faſt noch mehr über den idealen Zug im Geiſte des Papua, welcher ſelbst vor einer ſolchen Rieſenarbeit nicht zurückſchreckte. Denn ohne Zweifel waren es geiſtige Intereſſen, welche die ſonſt ſo läſſigen Menſchen zur

Verkörperung einer Idee begeiſterte, die keinen praktiſchen Hintergrund hat. Miſſionäre, welche in den unſchuldigſten bildlichen Darſtellungen meiſt Zeichen des Heidentums erblicken, würden eine ſolche wie hier jedenfalls als einen beſonders ſchrecklichen Götzen deuten, deſſen Vernichtung als Gott wohlgefällig betrachten. Aber

Telum Mul.

ohne Zweifel haben die Telums nichts mit Religion, wohl aber mit Geſchichte der Papuas zu thun, da ſie ähnlich wie unſere Denkmäler berühmte Perſonen, Ahnen, darſtellen und ſomit nur für die Wiſſenſchaft von höchſter Bedeutung ſind. Wer es verſtünde die Geſchichte dieſer Telums zu ergründen von denen es in den Dörfern von

Aſtrolabe-Bai eine ganze Menge giebt, die alle durch Eigennamen unterſchieden werden, würde möglicherweiſe Aufſchluſs über die Herkunft des Volkes oder Stammes geben können. Aber wahrſcheinlich iſt die Geſchichte vieler Telums bei der jetzt lebenden Bevölkerung bereits verloren gegangen, denn manche ſcheinen ſehr alt zu ſein. Auch der Telum-Mul hatte wahrſcheinlich ſchon Generationen geſehen und nur dem feſten, den weiſsen Ameiſen widerſtehenden Holze ſeine Erhaltung zu danken. Die gegenwärtige Generation ſorgte übrigens ſchlecht für ihn, denn er war in einer faſt verfallenen Hütte untergebracht, in welcher ſich nur noch wenig altes Gerümpel befand, darunter ein paar alte Blechgefäſse und Fäſschen, die noch von Maclay herrührten. Unter dem Gerümpel befand ſich übrigens noch ein ſehr intereſſanter, an 12 Fuſs langer Balken mit kunſtvollem Schnitzwerk, der am Boden lag und ſo mit Schmutz und Staub bedeckt war, daſs ich ihn in dem ohnehin dunklen Raume erſt nach geraumer Zeit entdeckte. Jedenfalls diente der Telum nicht als »Götze« der öffentlichen Verehrung, und der Umſtand, daſs die Bevölkerung ihn ſo ſehr vernachläſſigte, deutete das geringe Intereſſe überhaupt an. Meine Bemühungen, dieſen Schatz für das Berliner Muſeum zu erſtehen, ſcheiterten an der Uneinigkeit der Männer. Denn ohne Zweifel war der Telum Mul Gemeindeeigentum nicht nur von Bongu, ſondern die Männer von Korendu und Gumbu hatten ebenfalls mitzubeſchlieſsen.

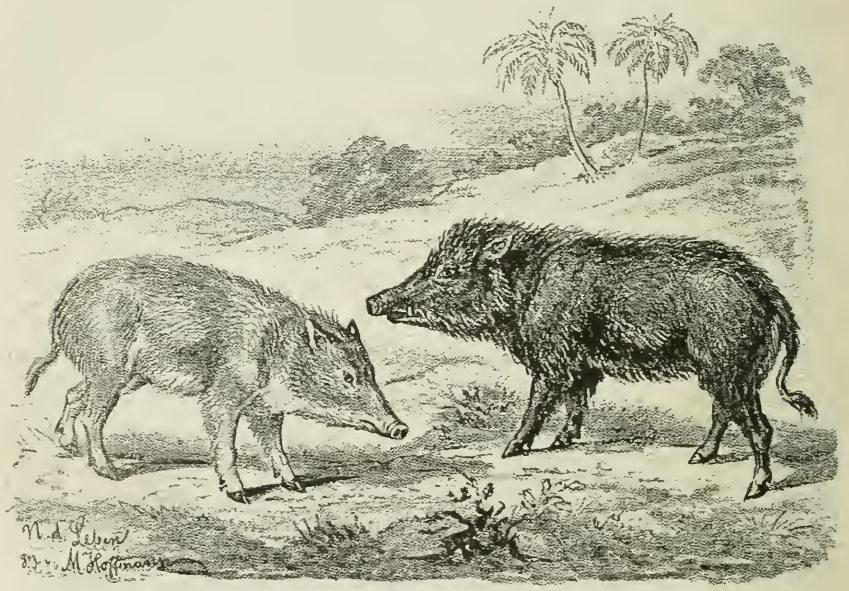
Wir werden für die Folge mehr ſolcher wunderbaren Erzeugniſſe des Kunſtfleiſses der Papua kennen lernen, die meiſt auf Ahnen zurückzuführen ſind und höchſtens mit einem gewiſſen „Tabu“, aber nichts mit Religion zu thun haben. Dies gilt auch in Bezug auf die Beſchneidung, welche bei der Bevölkerung von Aſtrolabe-Bai herrſcht und ſelbſtredend keinerlei Beziehungen zum Rituale des Judentums hat, da ſich dieſe Sitte ja auch anderwärts bei Naturvölkern findet.

Die Bewohner von Bongu, wie Aſtrolabe-Bai überhaupt, lebten übrigens bei unſerem Dortſein noch völlig im Alter der Steinzeit, denn das von Maclay zuerſt hierhergebrachte Eiſen hatte in keiner Weiſe Veränderungen hervorgerufen. Im ganzen war auch blut-

wenig von Gerätſchaften zu ſehen, welche der ruſſiſche Reiſende hier zurückliefs. Einige alte Stemm- und Hobeleiſen, Blechgefäſse, ruſſiſche Uniformknöpfe ſowie wenig Glasperlen blieb alles, was wir bemerkten, obwohl uns die Eingeborenenen auf jedes Stück mit dem Ausruf »Maclay« aufmerkſam machten.

Auch eine Nangeli (Frau) oder Kringa (Mädchen) »Maclay«, wurde uns gezeigt, ein kleines, pockennarbiges Frauenzimmer von ca. 16 Jahren, bei welchem Maclay jedenfalls Pate geſtanden, d. h. ihr als Kind den Namen gegeben hatte, eine Gunſt, um welche die Eingeborenen den Reiſenden öfters erſuchten. Was unſere Aufmerkſamkeit übrigens am meiſten erregte, war etwas, das wir hier am allerwenigſten erwartet haben würden, nämlich etwas Lebendes in Geſtalt von Rindvieh! Ein Bulle und eine Kuh der indiſchen Zeburaſſe glotzten uns erſtaunt über den fremden Beſuch eine Weile an und nahmen dann Reiſſaus. Miclucho-Maclay hatte dieſe Tiere im Jahre 1883 an Bord des ruſſiſchen Kriegsſchiffes »Skobeleff« hierhergebracht und den Eingeborenen geſchenkt. Auf der Reiſe nach Sydney begriffen, traf er dieſes Kriegsſchiff zufällig in Batavia und liefs ſich trotz der ſpäten Stunde beim Kommandanten, einem Admiral, melden. Derſelbe war auch gleich bereit, einen Abſtecher nach Neu-Guinea zu machen, und brachte ſeinen gelehrten Landsmann, noch in den Admiralitätsinſeln und Pelau vorſprechend, nach Luçon, von wo das Kriegsſchiff die Reiſe nach dem Amur fortſetzte. Die bei dieſer Gelegenheit eingeführten Ziegen waren ſpurlos verſchwunden; das Rindvieh aber für die Eingeborenen ein rechtes Danaergeſchenk. Bekanntlich ſind Wildſchweine und Kängurus die gröfsten Vierfüfsler, welche Neu-Guinea aufweiſt, und dieſe machen ſchon die Umzäunung der Plantagen notwendig, den Eingeborenen alſo Mühe und Laſt genug. Aber dieſe Zäune erweiſen ſich Rindern gegenüber natürlich als unzureichend, und ſo haben die Tiere nur die Arbeitslaſt der Eingeborenen Bongus vermehrt, ohne ihnen irgend welchen Nutzen zu bringen. Denn was ſollen Vegetarianer mit Haustieren anfangen, deren Pflege ſie nicht verſtehen und deren Verwertung ihren Bedürfniſſen nicht entſpricht! Menſchen, die in erster

Linie und faſt ausſchlieſſend von dem Ertrage ihrer Plantagen leben, alſo Ackerbauer ſind, können ſich nicht mit einemmale zu einem Hirtenvolke aufſchwingen. Die einzigen Haustiere, welche von den Eingeborenen hier, wie überhaupt, gehalten reſp. gezüchtet werden, ſind Schweine und Hunde. Die erſteren, in der Bonguſprache »Bulbul« genannt, ſind Abkömmlinge der Wildſchweine, von welchen Neu-Guinea zwei eigentümliche Arten beſitzt: Sus papuenſis und Sus niger. Erſtere Art (unten linke Figur) kennen wir nur nach



Papuaſchweine.

der ungenügenden Darſtellung Leſſons. Sie iſt roſtbräunlich gefärbt, an der Unterkinnlade, Bruſt, Bauch, Innenſeite der Beine und Feſſeln weiſsfahl, an Schnauze und ums Auge ſchwärzlich; die Jungen ſind ähnlich wie Friſchlinge unſeres Wildſchweines braun und roſtgelb längsgeſtreift. Die zweite von mir (Proc. Zool. Soc. London 1886 S. 217) beſchriebene Art (oben rechte Figur) zeichnet ſich, auch in der Jugend, durch die einfarbig ſchwärzliche Färbung aus. Beide Arten werden im Alter gewaltige Tiere mit mächtigen Hauern,

die bei den Papuas als Schmuck ſehr geſchätzt ſind. Die beigegebene Abbildung wurde nach den lebenden Exemplaren gezeichnet, welche ich für den Zoologiſchen Garten in Berlin mitbrachte, bisher die erſten, welche Europa erreichten, und ſtellen Tiere in noch jugendlichem Alter dar. Ferkel ſind nebſt jungen Hunden die erklärten Lieblinge der papuaniſchen Damenwelt, und ich ſah nicht ſelten Frauen auſſer ihrem Kinde noch ein kleines Schweinchen ſäugen. Die Tierchen werden daher auch bewundernswert zahm, folgen, ſofern ſie nicht im Tragbeutel mitgeſchleppt werden, ihren Pflegerinnen auf Tritt und Schritt, und eine Papuafrau würde ſich von ihrem Lieblinge ebenſowenig trennen, als eine Dame von ihrem Schoſshündchen.

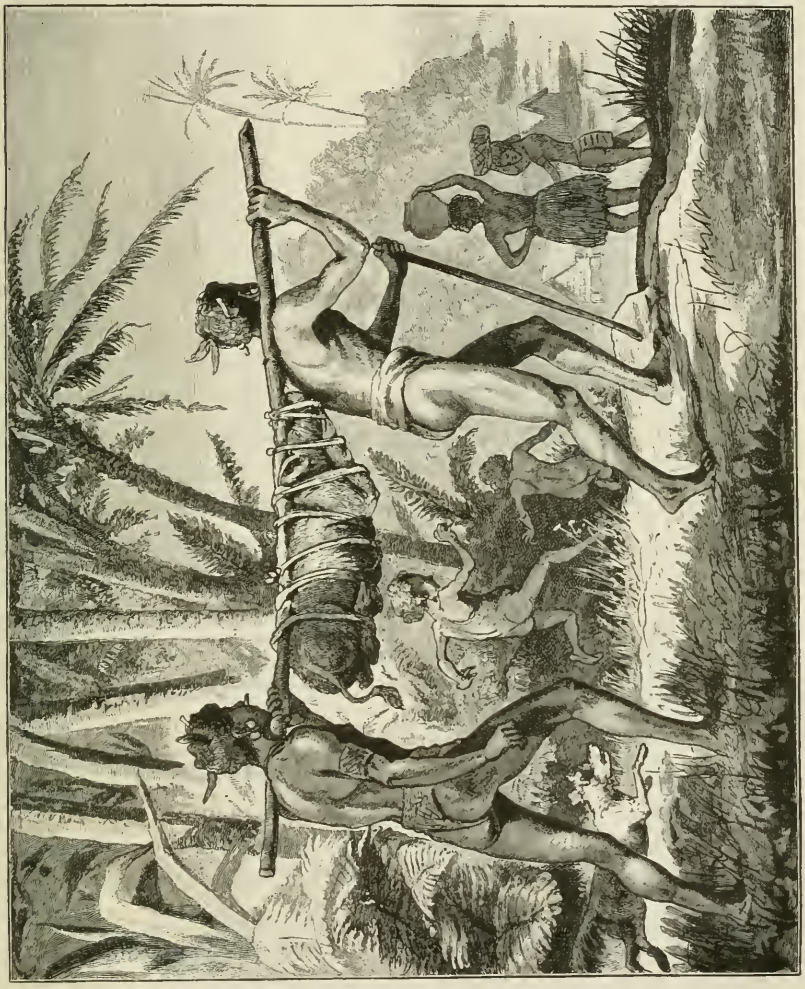
Die Abſtammung des Papuahundes bleibt auf einer Inſel, wo kein einziges Raubtier vorkommt, ein Rätſel, deſſen Löſung innigſt mit der Herkunft des hier lebenden Menſchen zuſammenhängt, eine Frage, welche eine viel gröſsere Bedeutſamkeit hat, als es vielen ſcheinen dürfte. Auf Grund des Vorhandenſeins von Hunden als Haustier hat die Annahme Berechtigung, daſs die Papuas überhaupt ein eingewandertes Volk ſind. Über das »Woher?« will ich hier indes weiter keine Betrachtungen anſtellen. Der Papuahund, in Bongu »Sſa« genannt, gehört übrigens jener eigentümlichen Raſſe an, wie ſie ſich allenthalben in Neu-Guinea findet, und die ſich am meiſten mit einem kleinen Dingo vergleichen läſst. Er iſt glatthaarig, von kleiner unanſehnlicher Statur, hat einen fuchsähnlichen Kopf, aber mit ſtumpfer Schnauze und aufrechtſtehenden, ſpitzgerundeten Ohren. Der Schwanz iſt ſtark nach links gedreht, wird aber beim Anblick eines Fremden aus Furchtſamkeit meiſt hängend getragen. Die Färbung variiert auſſerordentlich, und ſchon hieraus ſpricht die lange Domeſtikation am deutlichſten. Im allgemeinen herrſcht eine roſtfahle Färbung vor, mit weiſser Schnauze, Stirnmitte, Kehle, Bauch und Schwanz-

Papuahund.

ſpitze, aber es giebt auch dunkelbraune Exemplare, ſolche mit weiſsem Kopfe und ſchwarzgefleckte, kurzum nicht zwei Exemplare ſind völlig gleich. Die Abbildung iſt nach einem jungen Exemplare gezeichnet. Eine beſondere Eigentümlichkeit des Papuahundes iſt, daſs er nicht bellt, ſondern nur heult, aber ich hörte die Hunde in Aſtrolabe-Bai nicht jene regelmäſsigen Heulkonzerte aufführen, bei dem ſich alle Hunde vereinigen, und welche nicht gerade zu den Annehmlichkeiten von Port Moresby gehören. Der Papuahund iſt übrigens von ſcheuem, feigen Weſen, ſehr diebiſch und ſchon wegen ſeiner geringen Gröſse nicht zur Jagd geeignet, wie er kein guter Wächter iſt. Gewöhnlich pflegen ſich bei Annäherung von Fremden die Hunde des Dorfes lautlos wegzuſchleichen. »Wie der Hund, ſo der Herr gilt« auch für Neu-Guinea, inſofern als beide keine Jäger, wohl aber Vegetarianer ſind. Wie ſein Herr nährt ſich der Papuahund vorzugsweiſe von Pflanzenſtoffen, friſst z. B. mit Vorliebe Kokosnuſs, und ſein bei den Papuas ſo ſehr beliebtes Fleiſch mag infolge deſſen wohl nicht übel ſchmecken. Man hält den Hund eben des Eſſens wegen. Hunde und Schweine werden übrigens nur bei Feſten aufgetiſcht, welche die Papua ſehr lieben und mit groſser Beharrlichkeit, oft mehrere Tage lang, feiern. Da wird gar manchem Borſtentiere der Garaus gemacht und die Feſtteilnehmer bringen oft von weither ihren Anteil zu dem Picknick herbeigeſchleppt. Wie die Abbildung zeigt, wird dabei mit den Schweinen nicht gerade glimpflich und im Sinne unſerer Tierſchutzvereine verfahren, aber jedenfalls iſt die Befeſtigung mit Lianen praktisch. Ländlich, ſittlich! Transportieren doch, was weit empörender iſt, die Neu-Irländer oder jetzigen Neu-Mecklenburger ihre Kriegsgefangenen, wie Schulle auf Nuſa mit eigenen Augen ſah, in derſelben brutalen Weise und zu der gleichen Beſtimmung des Aufeſſens!

Wie die Abſtammung und Herkunft des Hundes, ſo iſt die des Haushuhnes eine noch ungelöſte Frage, die nur wie jene erklärt werden kann. Hühner ſind an dieſer Küſte, wie in Neu-Guinea überhaupt, nicht Haustiere im Sinne der unſeren, werden auch nicht

des Fleiſches und der Eier, ſondern hauptſächlich, übrigens immer in ſehr beſchränkter Anzahl, der Federn wegen gehalten. Hahnenfedern, namentlich weiſse ſind nämlich ein beliebter Kopfputz der



Aufbruch zum Feſte.

Malaſſi oder jungen Leute. In manchen Dörfern ſah ich an Geflügel nur ein paar weiſse Hähne (Kakaru). In der Färbung neigen ſie häufig zu Albinismus, während die meiſt im Walde verſteckt lebenden Hennen

(Tutu) mehr dem wilden Bankivahuhn ähneln. Ich will hier noch bemerken, daſs das Halten von Vögeln bei den hieſigen Papuas, wie an der ganzen Nordoſtküſte, nur ausnahmsweiſe vorkommt. Es überraſchte mich dies, weil an der Südoſtküſte zahme Papageien (Eclectus) und Kakadus, ſchon der Federn wegen, faſt in jedem Dorfe gehalten werden.

Auf unſeren Ausflügen lernten wir auch die Plantagen der Eingeborenen kennen, die, wie erwähnt und wie dies faſt überall in Neu-Guinea und Melaneſien überhaupt der Fall iſt, weit von den Dörfern, meiſt an Berghängen oder mitten im Urwalde angelegt ſind. Die Urbarmachung eines oft mehrere Hektaren groſsen Stück Landes iſt für Menſchen, die noch in der Steinperiode leben, gewiſs eine höchſt mühevolle und gewaltige Arbeit, nicht minder die Einzäunung deſſelben. Soviel das Feuer auch hilft, einen Urwald kann es nicht vernichten, und ſo bleibt noch viel Arbeit für die Steinäxte der Männer übrig, welche die kleineren Bäume umhauen, von den groſsen, zum Teil von Feuer gefällten, die Äſte abhacken, ſo daſs nur die Stämme übrig bleiben, die dem Klima nicht allzulange Widerſtand leiſten. Wie bei der groben Arbeit des Umhauens und eigentlichen Urbarmachens, ſo vereinigen ſich ſämtliche Dorfbewohner beim Bau der Einzäunung. Sie wird in dem hieſigen Diſtrikte aus etwa mannshohen Stäben des wilden Zuckerrohres gefertigt, die durch ihr ſpäteres teilweiſes Ausſchlagen der Wurzeln dem Ganzen beſondere Feſtigkeit verleihen. Thore oder Thüren ſind aus Rückſicht auf das Eindringen der wilden Schweine nicht freigelaſſen, aber gewiſſe Vorrichtungen zum leichteren Überklettern angebracht. Das von der Einfriedigung umſchloſſene Land iſt nach Gröſse der Familien verteilt, deren weibliche Glieder die Bearbeitung zu beſorgen haben. Das eigentliche Umgraben, wozu man ſich nur eines ſpitzen Stockes, Udja (Udſcha) bedient, geſchieht durch die Männer, die feinere Bearbeitung des Bodens durch die Weiber, die dazu eine Art ſchmaler Schaufeln (Udja-ſab) benutzen. Ich fand in den Plantagen dieſelbe muſterhafte Wirtſchaft, wie ich ſie ſchon von der Südküſte Neu-Guineas und aus Neu-Britannien kannte. Das Erdreich

ſah, ſorgfältig aufgelockert, wie geſiebt aus. Die Ranken des Jams wanden ſich an regelmäſsig eingeſteckten Stangen, zwiſchen denen andere Pflanzen wuchſen, wie in einem Hopfenfelde empor. Es war jetzt gerade die Zeit der Jamsreife, da der Landbau der Papuas eine Reihe von Feldfrüchten in abwechſelnder Aufeinanderfolge zeitigt. Das Hauptnahrungsmittel bildet übrigens der am meiſten beliebte Taro, »Bau« (Collocasia), von März bis Auguſt, demnächſt Jams, »Ajan« (Diascorea), von Auguſt bis November. Aufserdem werden noch ſüſse Kartoffeln, »Degargol« (Convulvulus), Zuckerrohr, »Den«, Bananen, »Moga«, eine Art kleiner Bohnen, »Mogar« und Tabak »Kas« kultiviert. Ein ebenfalls nur infolge von Kultur vorhandener Nutzbaum iſt die Kocospalme, die in ganz Aſtrolabe-Bai ſpärlich vorhanden, beſonders in dieſem Teile rar iſt und manchen Dörfern z. B. Gumbu ganz fehlt. Kokosnüſſe, »Munki« ſowie Sago »Bom« haben daher für dieſes Gebiet nur untergeordnete Bedeutung, während ſie in anderen mit zu den Hauptnährmitteln gehören. Damit ſind ungefähr alle Kulturpflanzen der Papuas in ganz Neu-Guinea, wie Melaneſien überhaupt, genannt, und ich werde hierüber, wie über Bodenbearbeitung ſelbſt wenig mehr zu ſagen haben, da ſich dieſelbe im weſentlichen überall gleich bleibt.

Man erſieht aus dem Vorhergehenden, daſs die ſo oft geprieſenen Tropen nicht dem Garten Edens zu vergleichen ſind, in welchem der Menſch ohne alle Mühe und Sorge herrlich und in Freuden lebt, ſondern daſs er ſich überall im Kampfe ums Daſein bemühen und quälen muſs. Selbſt diejenigen vereinzelten Menſchenſtämme, welche, wie z. B. die Auſtralier, gar keinen Anbau kennen, und lediglich auf die Erzeugniſſe der Natur angewieſen ſind, müſſen ſich ihren Lebensunterhalt mühſelig erwerben und werden, wie ſchon ihr Äuſseres zeigt, nicht fett dabei.

Für die Papuas liegt übrigens ſchon in der Bodenbearbeitung ein charakteriſtiſcher Zug der ganzen Raſſe, durch welche ſie die höhere Stufe ihrer Geſittung ſo vorteilhaft bekundet, und die weder durch Nacktheit noch Kannibalismus gewiſſer Stämme abgeſchwächt werden kann. Letztere beiden Übel ſind ja nur in unſeren Augen

ſolche, in Wirklichkeit aber durch Uſus überkommene Gewohnheiten unabhängig von Geſittung wie Moral.

Selbſtredend benutzen, wie alle Papuas und Menſchen überhaupt, auch diejenigen von Aſtrolabe-Bai einige Pflanzen, welche die Natur ſelbſt bietet, als Nahrung. So verſchiedene Früchte, Nüſſe, ja ſelbſt Knoſpen und Blätter gewiſſer Gewächſe. Sie ſpielen indes, wie der in Aſtrolabe-Bai überhaupt nur ſpärlich vorkommende Brotfruchtbaum, Boli, eine untergeordnete Rolle.

Um Wiederholungen zu vermeiden, will ich gleich an dieſer Stelle zweier Genuſsmittel gedenken, die mit wenig Ausnahmen über ganz Melaneſien verbreitet und eng mit dem Leben des Papua verbunden ſind, nämlich: Tabak und Betelnuſs! Der erſtere iſt entweder, wie Hund und Haushuhn, bei der Einwanderung der Papuas mitgebracht worden oder eine einheimiſche Pflanze, war aber in jedem Falle vor der Ankunft von Weiſsen den Eingeborenen ſchon bekannt. Wie Maclay in Konſtantinhafen bereits Tabak vorfand, ſo ging es uns ſpäter an Plätzen, die wir zuerſt berührten. Die früher von mir von der Südküſte mitgebrachten Herbarproben zeigten die Identität der von den Papuas kultivierten Pflanze mit dem gewöhnlichen Bauerntabak (Nicotiana tabaccum), mit dem ſie in Ausſehen wie Blüte durchaus übereinſtimmt. In allen von mir besuchten Gebieten an der Nord- und Südoſtküſte Neu-Guineas, fand ich Tabakbau, deren Erträge ſelbſt einem Teil des Tauſchhandels der Eingeborenen untereinander bilden. Auch die armen Bergdörfer im Innern von Port Moresby beſaſsen ihre ſorgfältig eingezäunten Gärtchen mit Tabakspflanzen, während an der Küſte ſelbſt dieſe Kultur durch eingeführten Tabak im Verſchwinden begriffen oder wie in Port Moresby ſo gut als verſchwunden iſt. Hier hat der bekannte Twiſt, (Niggerhead) oder amerikaniſche Stangentabak, das gangbarſte und unentbehrliche Tauſchmittel*) im Verkehr mit allen Südſee-

*) Es kann nichts Praktiſcheres geben als dieſen Tabak, welcher vollſtändig unſere Scheidemünzen erſetzt, aber gar ſehr von dem bei uns gebräuchlichen abweicht. Twiſt hat die Form einer dünnen flachen Stange Siegellack und bildet eine feſtzuſammengepreſste ſchwarze Maſſe, welche mit einem ſcharfen Inſtrumente auseinander gebrochen werden

ſtämmen überhaupt, bereits Wert und lebhafte Nachfrage. Die Eingeborenen der Südoſtküſte beſitzen auch ein eigenes Rauchgerät, den »Baubau«, auf den wir noch zurückkommen werden, welches die ſonſt überall beliebte und begehrte Thonpfeife nicht zu verdrängen vermochte. Die Eingeborenen an der ganzen Nordoſtküſte kennen kein Rauchgerät und wieſen aus diesem Grunde auch unsere Thonpfeifen zurück. Sie wickeln aus den unfermentierten, etwas getrockneten Blättern eine rohe Zigarre oder Zigarette, der ein grünes Baumblatt als Decker dient. Dieſe Zigarren glimmen selbſtredend sehr ſchlecht, und es bedarf immer glühender Kohlen, um sie in Brand zu halten. Aber die Papuas sind keine Raucher in unſerem Sinne; ein paar volle Züge genügen, und die Zigarre wandert von Mund zu Mund. Wir konnten uns mit dieſer Sitte unſerer neuen Freunde in Konſtantinhafen natürlich nicht befreunden, die in oft ergötzlicherweiſe dem einen oder anderen von uns die brennende Zigarre aus dem Munde nahmen, um ſich an ein paar Zügen zu erlaben. Wir vertröſteten die Leutchen daher immer auf die Stummel, die bald ein geſuchter Artikel und den Eingeborenen lieber als der harte Stangentabak waren, obwohl ſie dieſen bereits durch Maclay kannten. Wie in Port Moresby »Kuku laſſi?« (keinen Tabak haben?) die ſtehende Redensart, gleichſam Begrüſungsformel bei Begegnung mit Eingeborenen iſt, ſo hier »kas! kas!« (Tabak, Tabak!). Aber die Leute waren lange nicht ſo bettelhaft und zudringlich als in dem von Civiliſation ſchon zu ſehr übertünchten Port Moresby.

Nächſt dem Tabak iſt der Genuſs des Betel über ganz Melaneſien verbreitet und wird von Mann und Frau, alt wie jung, leidenſchaftlich geliebt, ja ſcheint faſt unentbehrlich. Betel iſt bekanntlich die Frucht der Betelpalme (Areca), der ſchönſten der hier vorkommenden Palmen, deren grade Stämme ſich auch trefflich als Baumaterial eignen. Die Betelpalme zeitigt traubenförmige Bü-

---

muſs. Jedes Stück beſteht aus zwei übereinander geflochtenen Hälften, läſst ſich also leicht teilen. Auf das Pfund werden 22 bis 26 Stücke gerechnet. Der Preis beträgt in Sydney (ohne Steuer) ca. 1 Mk 8 Pf., in Mioko 3, in Neu-Irland und anderen neuen Plätzen 8 Mark!

ſchel grüner bis gelber Früchte, von der Gröſse einer kleinen Walnuſs oder Mirabelle. Nach Entfernung der äuſseren dichten Faſerhülle, mittelſt eines meiſselförmigen Inſtruments (Dongan) aus Knochen, kommt ein feſter Kern zum Vorſchein, der in Ausſehen und Form einer Muskatnuſs ähnelt. Dieſer Kern oder Nuſs iſt es, welcher gegeſſen wird, aber nicht allein, ſondern im Verein mit pulveriſierten Kalk (aus gebrannten Korallen gewonnen) und den Blättern oder Blüten einer Pfefferpflanze, in derſelben Weiſe alſo, wie dies überall geſchieht. So verbreitet ſich der Betelgenuſs bekanntlich weit über Oſtindien und die malaiſchen Inſeln, hier Sirie genannt. Aber es würde voreilig ſein auf dieſes gemeinſame Genuſsmittel, die urſprüngliche malaiiſche Herkunft der Papuas abzuleiten, da kein Grund vorliegt zu bezweifeln, warum die letzteren nicht ſelbſt auf den Betelgenuſs gekommen ſein ſollten. Für Europäer iſt Betel übrigens eben kein Genuſs! Er ſchmeckt beiſsend-ſäuerlich, zieht das Zahnfleiſch zuſammen, hinterläſst aber einen erfriſchenden Nachgeſchmack und erleichtert das Atmen. Irgend eine betäubende Wirkung hat Betel übrigens nicht, dagegen eine färbende, indem er Zunge, Lippen, Speichel und Zähne rot, bei längerem Gebrauch letztere braun bis ſchwarz färbt. Aus welchen Gründen die Betelnuſs überall nur im Verein mit Pfeffer und Kalk gegeſſen wird, wäre intereſſant zu erfahren, ſcheint aber noch nicht wiſſenſchaftlich aufgeklärt. Die gewöhnliche Bezeichnung »Betelkauen« rührt übrigens daher, daſs erſt nachdem die Nuſs mit den Zähnen zerkaut iſt, derſelben Kalk und Pfeffer zugeſetzt wird. Zum Aufbewahren des Kalks benutzt man hier, wie faſt überall in Neu-Guinea, flaſchenförmige, unten zugerundete Kalebaſſen (Atlas V. 1), die wir zuerſt auf den French-Inſeln fanden. Es verdient dies deswegen Beachtung, weil man im Bismarck-Archipel dieſe Art Kalkbehälter nicht kennt. Die Kalkkalebaſſen ſind übrigens oft kunſtvoll verziert, wie die dazu gehörigen ſogenannten »Löffel«, welche dieſe Bezeichnung ſehr mit Unrecht tragen. Sie ſtellen vielmehr einen langen, ſchmalen Spatel aus Holz oder Knochen dar, an deſſen abgeflachter, im Munde befeuchteter Spitze der Kalk hängen bleibt. Das hindert die Eingeborenen natürlich

nicht, den Spatel gemeinſchaftlich zu benutzen, ja es iſt ſelbſtverſtändlich, fremden Gäſten vor allem Betel und die Kalkbüchſe als Zeichen der Freundſchaft anzubieten. Wenn ich dasſelbe hier wie überall höflich zurückwies, ſo wurde dies übrigens nirgends als eine Beleidigung aufgenommen, und die Leute wunderten ſich nur über die Dummheit des Fremdlinges, einen ſo köſtlichen Genuſs zu verſchmähen. Die Betelpalme iſt übrigens in Konſtantinhafen ſehr ſelten, und hier wie anderwärts bilden Betelnüſſe »Pinang« einen Tauſchartikel.

Die Palme ſelbſt gehört hie und da mit zu den Kulturgewächſen, von der man einzelne Exemplare, ſorgfältig eingezäunt, in vielen Dörfern findet. Dasſelbe gilt bezüglich gewiſſer Zierpflanzen, von denen hauptſächlich buntblättrige Croton, Draceen und Euphorbiaceen und Hibiscus angepflanzt werden. Die ſchönen roten Blumen des letzteren werden in das Haar, die bunten Blätter in die Arm-, Hals- und Kniebänder geſteckt und bilden den gewöhnlichen Aufputz der jungen Leute, zumeiſt der Männer.

Wie der Betel auf Malaiaſien hindeutet, ſo die Kawa auf Ozeanien. Aber in beiden Fällen würde eine etwaige Schluſsfolgerung auf die dadurch angedeutete Herkunft der Papuas eine irrige ſein. Denn Kawa iſt bis jetzt nur in dieſem beſchränkten Teile von Neu-Guinea beobachtet, alſo ſicherlich nicht aus Ozeanien herübergebracht worden. Die Pflanze aus welcher der »Keu« und zwar in derſelben Weiſe wie in Ozeanien bereitet wird, iſt wie Kawa eine Pfefferart und wohl identiſch mit Piper methysticum. Auch die Gebräuche und Zeremonien beim Keutrinken, über die Maclay ausführlich berichtet, ſind ganz ähnlich wie in Ozeanien. Aber ſtatt junger Mädchen kauen junge Burſchen die Zweige, Blätter und Wurzeln der Pflanze; und Keu wird nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten und allein von den Tamos, Männern, getrunken, das widerliche, durch ſeine Bereitung vollends ekelhafte Getränk, aber nicht Fremden als beſondere Auszeichnung kredenzt. In Aſtrolabe-Bai ſahen wir auch den Melonenbaum (Carica papaya), »Papaia«, Zuckermelonen und Kürbiſſe, beide »Arbus« genannt, an deren Namen man ſchon den fremden Urſprung erkennen konnte. Auf Befragen hieſs es gleich »Maclay«, denn dieſer war es, der zuerſt

Kulturgewächſe, (darunter auch Mais, „Kukurus“) einführte, Geſchenke, welche übrigens nicht in der Weiſe, wie der Philantrop erwartete, von den Eingeborenen gewürdigt wurden. Jedenfalls nützen ſie ihnen aber mehr als die Rinder, nach dem ruſſiſchen »Bika« genannt. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen zu glauben, daſs mir die wenigen ruſſiſchen Wörter, welche ich auf meiner ſibiriſchen Reiſe gelernt hatte, unter den ſogenannten Wilden in Neu-Guinea noch einmal nützlich werden könnten, aber es war doch ſo! »Gleba« (Chljeb = Brot), »Taporr« (= Beil), »Schirau« (Ssjekrá = Axt), Noſcha (Noſh = Meſſer) lauteten die ſich ſtets wiederholenden Wörter im Sprachſchatze der Papuas, welche aber auch zugleich ihre Kenntnis des Ruſſiſchen erſchöpften. Als Leute, die genug zu leben haben, verlangten ſie indes kein Brot, ja koſteten dasſelbe kaum, ſondern nur Eiſen, und für alles, auch die geringſten Dinge, wollten ſie »Taporr« oder »Schirau« haben. Um »Noſcha« gaben ſie weniger, und andere Tauſchartikel wie Spiegel, Glasperlen, Fingerringe u. dergl. machten eigentlich nur Frauen und jungen Leuten Spaſs. Die Naturkinder, obwohl in vieler Hinſicht Kinder, ſind meiſt doch viel praktiſcher als Kinder, und ſchon der kleine Papuaknabe wird unbedenklich ein Stück gewöhnliches Bandeiſen einer Handvoll Glasperlen vorziehen. Da ich für die Folge noch ſehr oft von dem Tauſchhandel oder beſſer Schacher mit den Eingeborenen zu ſprechen habe, ſo will ich gleich hier einige allgemein gültige Bemerkungen vorausſchicken. Bunter oder glänzender europäiſcher Tand, wie man ihn ſich bei uns als höchſt wirkungsvoll denkt, erregt bei den ſogenannten »Wilden« vielleicht Aufmerkſamkeit, bildet aber gewiſs nur für kurze Zeit Nachfrage Ihr Sinn richtet ſich eben auf Praktiſches, und was könnte daher wohl Menſchen, die noch tief im Steinalter leben, willkommener ſein als Eiſen! — Nicht Roheiſen u. dergl., da ſie keine Idee von ſchmelzen oder ſchmieden haben, ſondern Eiſen in irgend einer paſſenden Form. So iſt z. B. ſchon ein groſser Nagel ein begehrter Gegenſtand, aus ihm läſst ſich ein brauchbares Gerät herſtellen und zwar mittelſt Schleifen, das allen Eingeborenen von ihren Stein- und Muſcheläxten wohlbekannt iſt. Da letztere nun bei allen Stämmen

der Steinperiode das wichtigſte Gerät bilden, ſo paſst ihnen zum Erſatze der Steinklinge ein Stück flaches Eiſen am beſten. Am begehrteſten von allen europäiſchen Tauſchartikeln ſind daher ca. ſechs Zoll lange, zwei Zoll breite und ca. zwei Linien dicke Stücke ſogenannten Flacheiſens, in Ermangelung Hobeleiſen, ja ſelbſt ſtarkes Bandeiſen. Solche Eiſenſtücke laſſen ſich ganz in derſelben Weiſe an die knieförmigen Holzſtiele ihrer Steinbeile befeſtigen, wie die ſelbſtgefertigten Steinklingen und werden unbedenklich europäiſchen Beilen überall da vorgezogen, wo die Eingeborenen zuerſt mit Weiſsen in Verkehr treten. Die Klinge der meiſten Steinäxte iſt nämlich mit der Schärfe quer zum Stiele befeſtigt (vergl. Atlas I 3), ganz wie bei den Beiteln der Schiffszimmerleute, und ſteht nicht in gleicher Flucht mit dem Stiele, wie bei gewöhnlichen Beilen. Aus dieſem Grunde verſtehen daher die Eingeborenen mit den letzteren nicht umzugehen, und erſt wenn ſie dies gelernt haben, ziehen ſie gewöhnliche Äxte den in ihrer Weiſe mit einer Eiſenklinge montierten vor. Übrigens iſt das Steinbeil keineswegs ein ſo ganz primitives Gerät, wie wir meiſt annehmen, dafür legen die vielen ebenſo gewaltigen als zum Teil kunſtvollen Arbeiten der Papuas das beſte Zeugnis ab. Ich habe an der Südküſte Neu-Guineas in bewundernswert kurzer Zeit Kanus nur mit Steinbeilen anfertigen ſehen und fand es noch in der Hand ſolcher Eingeborenen, welche eiſerne Äxte längſt kannten und beſaſsen. So offerierte ich einſt einem Häuptlinge in Neu-Irland vergebens eine gute amerikaniſche Axt für ſein mit einer Klinge von Mitramuſchel verſehenes Beil, mit welchem er gerade an einem Kanu zimmerte. — Die in Port Konſtantin erhaltenen Steinbeile (Angam) waren übrigens ziemlich roh und klein (Atlas I, 1, 2, 3), denn die groſsen, welche meiſt Gemeindeeigentum ſind, brachten ſie ſchlauerweiſe nicht an den Tag. Wir werden ſolche übrigens ſpäter kennen lernen. — Meſſer, um dies noch zu erwähnen, ſind bei noch wenig berührten Eingeborenen viel minder begehrt und führen ſich erſt nach und nach ein. Zum Schneiden von Fleiſch leiſtet ein ſchartkantiges Stück Bambu treffliche Dienſte; im übrigen genügen Muſcheln. Letztere, ſowie Steinſplitter und ſcharfe Zähne bilden,

aufser Steinbeilen und meifselartig zugefchliffenen Steinftücken, den ganzen Reichtum der Papuas an Werkzeugen. Als Rafpeln bedient man fich überall der Rochenhaut; fägeartige Inftrumente find unbekannt.

Wie alle Küftenbewohner betreiben auch die von Konftantinhafen Fifchfang, fowohl mit Netzen, als Haken und Speeren, fcheinen aber in diefem Gewerbe minder bewandert, als dies fonft meift der Fall ift. Dasfelbe gilt in Bezug auf Schiffahrt, denn ich bemerkte nur kleine Kanus. Diefelben beftehen, wie faft überall, aus einem ausgehöhlten Baumftamme, mit einem Auslegerbalken, der von zwei dünnen Querbalken getragen wird, wie dies ein Blick auf Taf. VI (Fig. 1) des ethnolog. Atlas am beften zeigt. Zuweilen ift auf den Baumftamm jederfeits ein Brett aufgelafcht, d. h. feftgebunden, was dann an Stern wie Bug ebenfalls ein Querbrett erfordert. Dasfelbe ift zuweilen mit Schnitzerei in durchbrochener Arbeit verziert (vergl. Atlas VI, 7), ebenfo die Ruder (VI, 8).

Wie die wenigen ruffifchen Wörter bei den Bewohnern von Port Konftantin noch lange fortleben werden, fo namentlich auch die Erinnerung an den erften Weifsen, Maclay felbft, deffen Name uns noch auf Dampier-Infel (Karkar) genannt wurde. Es ift nicht fo fchwer, mit den Eingeborenen umzugehen, als es fcheint, wie ich früher und fpäter zur Genüge felbft erfuhr, und es läfst fich mit den gefürchteten »Wilden« überall da gut verkehren, wo nicht bereits die Begegnung mit Weifsen unliebfame Erinnerungen zurückliefs. Wie die letzteren Hafs und Rachfucht, fo erzeugt eine gute Behandlung Freundfchaft für die Weifsen. Das Auftreten des erften Fremdlings ift daher von nachhaltiger Bedeutung, wie er felbft bei klugem Betragen bald grofsen Einfluls gewinnt. Und diefen hat Maclay, der »Kaaram-Tamo« (Mann des Mondes), wie er in der Umgebung von Konftantinhafen hiefs, ohne Zweifel gehabt. Irgend ein Feuerwerkskörper, ein Blaufeuer oder dergleichen, für die Eingeborenen eine neue und unerklärbare Erfcheinung, gab die Veranlaffung zu diefem myfteriöfen Namen. Das Wefen des Sonderlings felbft trug noch mehr dazu bei, den geheimnisvollen Schleier, der fich nach und nach

um ſeine Perſon hüllte, immer dichter zu weben. So herrſchte bald allgemein der Glaube, Maclay beſitze übernatürliche Macht, könne Regen machen, wenn er nur wolle, ja ſelbſt fliegen! Wie mir der Reiſende ſelbſt erzählte, kam das ſo! Maclay pflegte ſtets unbewaffnet, nur mit einem Stocke zum Abwehren der oft bösartigen Schweine verſehen, die Umgegend allein und möglichſt ungeſehen zu durchſtreifen. Hörte er auf den einſamen Pfaden des Urwaldes das Herannahen von Eingeborenen, ſo ſuchte er ſich zu verbergen und erſchien dann oft ſo unverſehens im Kreiſe der überraſchten Dorfbewohner, daſs dieſe nur in einem übernatürlichen Weſen Deutung zu finden vermochten. Alle abwehrenden Verſicherungen konnten dieſen Glauben nicht erſchüttern.

»Einſiedelei-Point«, nicht weit von Konſtantinhafen, und ca. eine halbe Stunde von dem nächſten Dorfe Bongu, muſs in der That eine rechte Einſiedelei geweſen ſein. Hier hatte das Haus geſtanden, ein Beſitztum, das auf der Landſeite durch eine feſte Umzäunung, gegen die Waſſerfront durch Korallfelſen vor der Zudringlichkeit der Eingeborenen geſchützt war. Mit Blattſtreifen verzierte Stangen, welche auf den Wipfeln einiger hohen Bäume angebracht waren, hatten uns ſchon bei der Ankunft auf dieſen Platz als etwas Beſonderes, aufmerkſam gemacht, der ſich als die frühere Beſitzung Maclays erwies. Vom Hauſe ſelbſt war natürlich keine Spur mehr zu ſehen, aber eine Wildnis von ſüſsen Kartoffeln, einige Bananen und Melonenbäume zeigten die Stelle, deren Umfang die Eingeborenen noch ſehr wohl zu bezeichnen wuſsten und die ſie als fremdes Eigentum noch jetzt reſpektierten.

Es herrſchte alſo volles Verſtändnis, als auch ich ein Stück Land von den Eingeborenen erwarb, auf dem wir ein Haus oder vielmehr einen Schuppen zum Lagern von Kohlen errichteten. Die Bewohner der drei Dörfer Bongu, Korendu und Gumbu, welche durch Verwandtſchaft eng verbunden, auch politiſch zuſammengehören und dieſes Gebiet beherrſchen, halfen redlich dabei und ſahen es nur ungern, wenn Fremde ſich auch mit beteiligen wollten. Der alte Sa-ulo nützte uns übrigens wenig und ſchien wegen ſeines Alters

obwohl nicht gebrechlich, viel an Einfluſs verloren zu haben. Dagegen unterſtützten uns Jago und Dam am meiſten und ſchienen die angeſehenſten Häuptlinge von Bongu zu ſein. Es herrſchte ein geſchäftiges und fröhliches Treiben. Unter den wuchtigen Axthieben unſerer Schwarzen fielen Bäume. Weiber und Kinder reinigten den Platz von Unkraut und Steinen, ſchleppten Riedgras (Tura) und Lianen (Mangau), die ſich trefflich zum Feſtbinden eignen, herbei, während die Männer Stangen fällten und Kokospalmblätter, ein für die hieſige Gegend rares Material, in Kanus heranbrachten. Auch ohne beſondere Sprachkenntnis lieſs ſich, wie dies überall der Fall iſt, mit den ſehr anſtelligen Eingeborenen, die alle Abſichten leicht begriffen, trefflich auskommen. Aber man muſs ſie vor allem gut behandeln, immer ein freundliches Geſicht machen und ihren Gewohnheiten Rechnung tragen. Die Arbeit wird oft unterbrochen; einige müſſen rauchen, Betel eſſen, kochen oder ein biſschen ſchlafen, wie ſie dies bei ihren eigenen Arbeiten gewohnt ſind, und daran muſs man ſich gewöhnen, wenn überhaupt etwas geſchehen ſoll. Denn dieſe Naturkinder kennen anhaltende Arbeit in unſerem Sinne natürlich nicht, und bei allen Papuas und Kanakas überhaupt lodert der erſte Eifer mächtig auf, erliſcht aber eben ſo ſchnell.

Als das »Buam« (Haus) fertig war, ſchleppten die Eingeborenen einen mächtigen an 20 Fuſs langen Bambu herbei, an welchem die deutſche Handelsflagge befeſtigt, bald luſtig an der Spitze eines hohen Baumes im Winde flatterte. Die erſte deutſche Station an der Küſte von Neu-Guinea war ſomit begründet und damit zugleich die ſpätere deutſche Schutzherrſchaft, die ſich jetzt allein im Kaiſer Wilhelms-Land über ein Gebiet von 179 250 qkm (= 3255 d. g. qm) oder gröſser als die Hälfte des Königreichs Preuſsen erſtreckt. Der 17. Oktober 1884 wird alſo in der Kolonialgeſchichte Deutſchlands für immer ein denkwürdiger Tag bleiben! Hatten auch die Eingeborenen über die Tragweite dieſes Vorganges nicht die entfernteſte Ahnung, ſo begriffen ſie doch ſehr gut, daſs derſelbe auch für ſie etwas zu bedeuten habe, wie die neue Flagge ſelbſt, deren Farben (kum = ſchwarz, aubi = weiſs, suru = rot) ſie wohl zu unterſcheiden

wuſsten. Und daſs dieſer Vorgang auf das engſte mit der Wiederkehr der neuen weiſsen Freunde, wofür ſchon das Haus gewährleiſtete, zuſammenhing, wuſsten ſie ebenfalls. In jedem Geſichte ſprach ſich daher Freude darüber aus, und das »kerre-kerre« (ſehr gut) wollte kein Ende nehmen War doch nach dem praktiſchem Urteil der Leute das Erſcheinen der Weiſsen identiſch mit viel »Taporr«, »Schirau«, »Noſche«, ſowie anderen nützlichen und begehrten Dingen, und das konnte ja nur mit Freuden begrüſst werden. Der Beſitz eiſerner Werkzeuge hat notwendigerweiſe gröſseren Reichtum und ſomit Überlegenheit zur Folge, und deshalb iſt jeder Stamm ſo ſehr bemüht, dieſe Vorteile für ſich allein zu erlangen. Unſere neuen Verbündeten huldigten dieſer bekannten Eingeborenen-Maxime und warnten uns, wie dies ſtets der Fall iſt, vor ihren Nachbarn, die von Bilibili, Bogadſchi und anderen Küſtenplätzen in Kanus herbeikamen, um uns zu ſehen und zu ſchachern. Als beſonders ſchlecht (borle-borle) wurden die Bewohner weiter im Inneren bezeichnet. Kein Bongumann wollte z. B. mit nach dem Dorfe Eglam mana gehen, obwohl ſonſt gegenſeitiger Verkehr ſtattfindet und das Dorf wenig mehr als eine deutſche Meile entfernt liegt. Aber die ſchlauen Küſtenleute waren nur darauf bedacht, den Abſatz der erhaltenen Tauſchwaren für ſich nach dorthin zu ſichern.

Das Wort »Mana« heiſst im Bongudialekt Berg und bezeichnet dem Ortsnamen angehängt, eines jener kleinen Dörfer, die in den Bergen bis zu einer Erhebung von 1200—1500 Fuſs verſtreut liegen. Sie ſind, wie ich dies auch im Inneren von Port Moresby fand, armſeliger und kleiner als die Küſtendörfer und zählen oft kaum mehr als 10—20 Hütten mit 40 bis 50 Einwohnern, während z. B. Bongu an 150 bis 180 Seelen haben mag. Aber die ganze Bevölkerung von Aſtrolabe-Bai iſt überhaupt nicht bedeutend und wird von Maclay auf nicht mehr als 3500—4000 geſchätzt, die ſich auf einige 80 Siedelungen verteilt. Ich erfuhr die Namen von etwa 15 Dörfern, aber wie bereits erwähnt, werden alle kleineren Häuſergruppen eines Dorfes, die oft nur aus drei bis vier Häuſern beſtehen, beſonders benannt.

Der Urwald, welcher ſich längs dem Ufer dieſes Teiles der Küſte hinzieht, iſt weniger dicht, als ich ihn ſonſt meiſt in Neu-Guinea fand, und beſitzt weniger Unterholz und Geſtrüppdickichte. Auch iſt die Ausdehnung dieſes Waldgürtels in der Breite nicht bedeutend, und man ſtöſst nach kurzer Wanderung auf den ſchmalen aber gut gangbaren Pfaden bald auf offenes, mehr oder minder hügliges bis ebenes Land, das ſich bis zu der dichtbewaldeten Gebirgskette erſtreckt, welche ſich parallel mit der Küſte hinzieht. Wie von Maclay mitteilt, iſt dieſe ſteile Gebirgskette unbewohnt und bildet für die Eingeborenen die äuſserſte Verbreitungsgrenze nach dem Inneren, welche ſie niemals überſchritten. Es giebt dies einen neuen Beweis von der äuſserſt beſchränkten Kenntnis des Landes ſeitens der Eingeborenen ſelbſt, die, abgeſehen von gewiſſen Küſtenſtrichen, ihre nächſte Umgebung ſelten weiter als etliche Stunden weit kennen, Verhältniſſe, wie ich ſie auch an der Südoſtküſte fand und auf welche ich noch zurückzukommen habe.

Der erſte günſtige Eindruck, welchen die Umgegend von Port Konſtantin landſchaftlich auf uns gemacht hatte, war bei näherer Bekanntſchaft nur befeſtigt worden. Das von verſchiedenen kleinen Waſſerläufen durchzogene Land zeigte überall fruchtbaren Boden und für Niederlaſſungen geeignete Lokalitäten, ſo daſs ich ſchon damals dieſes Gebiet als ſehr günſtig für eine Station*) nach Berlin empfehlen konnte. Aber etwas mangelte und zwar ein guter Hafen, denn Kapitän Dallmann war mit Port Konſtantin gar nicht zufrieden; unſere nächſte Aufgabe galt alſo der Aufſuchung eines ſolchen.

Der zuerſt durch von Maclay angebahnte freundſchaftliche Verkehr mit den Eingeborenen war von uns in derſelben Weiſe fortgeſetzt worden und lieſs nichts zu wünſchen übrig: noch nie hatte ich ſo gutmütige und anſtellige Leute als hier getroffen! Das Verſtändnis mit ihnen wurde von Tag zu Tag leichter, und es gelang mir ohne Schwierigkeit ſie am Abend vor unſerer Abreiſe zu einem »Mun« zu vereinigen. So heiſsen hier jene aus Tanz und Geſang beſtehenden

*) Dieſelbe iſt ſeitdem gegründet worden (Juni 1886).

Aufführungen, welche den Glanzpunkt der Feſte bilden und ſich in ähnlicher Weiſe überall in Neu-Guinea, ja ganz Melaneſien wiederholen. Nach unſeren Begriffen iſt freilich der Tanz nichts als eine arge Trampelei, und mit dem Geſang iſt es nicht beſſer beſtellt als mit der Muſik, bei welcher die ſanduhrförmige Holztrommel, Okam, (vergl. Atlas XIII. 2), eine ſo groſse Hauptrolle ſpielt, aber es war mir doch intereſſant, auch hier dieſe Gebräuche kennen zu lernen. Die Bereitwilligkeit, uns auch in aufsergewöhnlicher Zeit einen »Mun« zum beſten zu geben, zeugte überdies von dem guten Einvernehmen mit den Eingeborenen und war als eine beſondere Auszeichnung und Ehre für uns anzuſehen.

Wenn es ſonſt Sitte bei den Papuas iſt, ſcheidenden Freunden Geſchenke mit auf den Weg zu geben, ſo machten die braven Konſtantiner bei uns eine Ausnahme. »Nehmen iſt ſeliger denn Geben« lautet auch ihre Lebensregel, wie faſt bei allen Papuas, und ſelbſt der biedere König Sa-ul lieſs ſich jede Kokosnuſs, mit der er uns in ſeiner Reſidenz bewirtete redlich bezahlen, ja, auch der Junge, welcher die Nüſſe pflückte, verlangte ein Trinkgeld. »Backſchiſch, Backſchiſch!« hier wie überall.

Drittes Kapitel.

Friedrich-Wilhelms-Hafen.

Bogadſchi und ſeine Bewohner. — Ein Dieb. — Hanſemann-Berge. — Schönes Kulturland. — Gorimafluſs. — Inſel Bilibili. — Besuch derſelben. — Dſchelum, das groſse Verſammlungshaus. — Hochintereſſanter Kunſtbau der Steinzeit. — Kein Tempel. — Häuſer. — Wir ſollen Krieg führen. — Waffen. — Wurfſpeere. — Pfeil und Bogen. — Kein Pfeilgift. — Keulen. — Schilde. — Exkurſion an der Küſte. — Zuckerrohr. — Muſterhafter Landbau. — Sago. — Geologiſches. — „Gold"-Flimmern. — Lobenswerte Moralität. — Töpferei. — Kanus und Schiffahrt. — Bilibili ſehr verſprechend — namentlich für Miſſion. — Jambom (Colomb-Inſel). — „Dreiſsig" Inſeln. — Im „Archipel der zufriedenen Menſchen". — Grager (Fiſchel-Inſel). — Unruhige Nacht in Eliſabet-Bucht. — Marsap, groſses Feſt. — Feſtſchmuck der Männer. — Bemalen. — Hundezähne. — Kunſtvolle Zieraten. — Kampf-Bruſtſchmuck. — Phyſiognomiſche Verſchiedenheit. — Wir entdecken Friedrich-Wilhelms-Hafen. — Beſchaffenheit desſelben. — Vogelleben. — Exkurſionen. — Armut an Blumen. — Urwaldbild. — Prinz Heinrich-Hafen. — Ausdehnnng des Archipels. — Port Alexis. — Tiar (Aly-Inſel). — Daſem, Verſammlungshaus. — Sonderbare Schnitzereien. — Fiſcherei. — Bilia (Eickſtedt-Inſel). — Ein Verrückter. — Szirit, Verſammlungshaus. — „Tohn", ein verehrtes Inſtrument. — Tabugebrauch aus Schlauheit. — Verkehr mit den Eingeborenen. — Groſse Schamhaftigkeit. — Feſtſchmuck der Frauen. — Tabir, Schüſſeln. — Sprachgewirr. — Bäumefällen. — Geringe Körperkräfte der Eingeborenen. — Wir hiſsen die deutſche Handelsflagge — Abſchied von Friedrich-Wilhelms-Hafen.

Die Samoa dampfte längs der Küſte von Aſtrolabe-Bai langſam vorwärts. Sie gleicht einer weiten offenen Rhede*), rings von einem Sandſtrande eingefaſst, an welchem auch bei ruhigem Wetter Dünnung das Landen erſchwert, z. T. ganz hindert. Die Bewohner des »gelben Dorfes« Bogadſchi (Bogati) eilten in ihren Kanus herbei, um zu ſchachern und brachten allerlei neue und intereſſante Sächel-

*) Wilfred Powell (l. c. S. 511) hat Aſtrolabe-Bai wohl nicht recht kennen gelernt, wenn er meint, ſie würde einen „guten Hafen" abgeben.

chen, darunter breite, hübſch mit eingraviertem Muſter ornamentierte Armbänder aus Schildpatt, (vergl. Atlas XIX 2), Bruſtſchmucke aus Cymbiummuſchel (Koambim), ſehr eigentümliche Leibſchnüre aus aufgereihten Abſchnitten einer Septariamuſchel, Gogu genannt, (Atl. XXIV 1.), die äuſſerſt wertvoll ſchienen, ſogar ein paar Telum, (Atl. XV. 1) jene Holzfiguren, die meiſt als »Götzen« gedeutet werden. Schon an den Namen gewiſser gewöhnlicher Tauſchſachen lieſs ſich die Verſchiedenheit des hieſigen Dialekts mit dem von Bongu leicht erkennen. So hieſs der Bogen ſtatt Aral hier »Manembu«, Pfeil ſtatt Gé »Kolle«, um nur ein paar Beiſpiele zu nennen. Obwohl manche Eingeborene ſich nur mit Zittern und Zagen an Bord wagten, fand doch bald ein reger Verkehr ſtatt und die Leute zeigten ſich dabei minder gut als in Konſtantinhafen. Dort war uns nicht das Geringſte abhanden gekommen, hier wurde gleich ein Dieb in flagranti erwiſcht. Er hatte ſoeben ſeinen Genoſſen im Kanu ein Hobeleiſen zugeſteckt, natürlich nicht mit den Händen, ſondern mit den — Zehen. Ich kannte dieſe beliebte Manier, mit der faſt nackte Menſchen trotz ſtrengſter Aufſicht zu eskamotieren wiſſen, ſchon längſt, drehte dem jungen Mann, der ſich unbemerkt glaubte, in ſein Halsſtrickchen faſſend, ſanft die Kehle zu, und das geſtohlene Gut wurde ſogleich zurückgegeben. Der vor Schreck erbleichte Sünder (denn auch farbige Menſchen erbleichen ſichtbar) drückte ſich nach dieſem miſsglückten Verſuche ſtillſchweigend unter Spott und Gelächter ſeiner Landsleute.

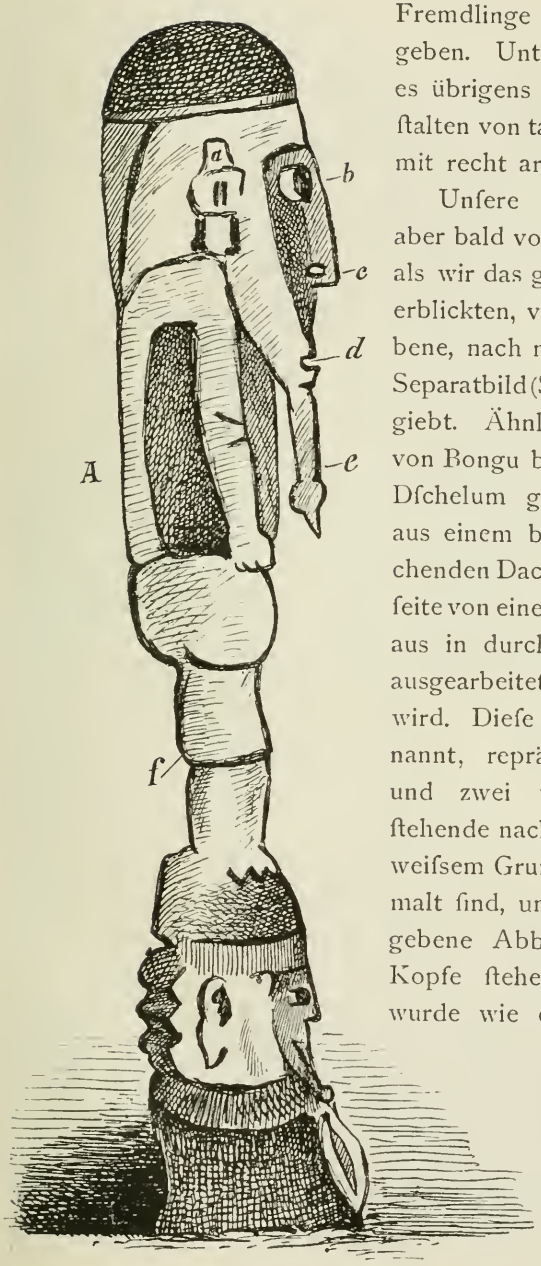
Hinter Bogadſchi treten die Berge weiter zurück, es zeigt ſich mehr mit dichtem Urwald beſtandenes Vorland, das hinter Gorima-Huk ſich zu ebenfalls dicht bewaldetem Flachland, einer Art Ebene, ausdehnt, die nördlich von einer niedrigeren Bergkette begrenzt wird. Es iſt die etwa 1200*) Fuſs hohe von mir »Hanſemann-Berge« benannte Kette, die Guntowa Mana der ruſſiſchen Karte, innland des »Archipels der zufriedenen Menſchen«. Allem Anſchein nach wird dieſes flachere Land zwiſchen Gorima und Bilibili das ſchönſte Kulturland in Aſtrolabe-Bai abgeben und von Wichtigkeit werden, zumal

*) „440 Meter" deutſche Admiralitäts-Karte. — Wo nicht, wie hier, beſonders bemerkt, ſind die Höhenangaben nur nach Schätzungen.

da es nicht an Waſſer fehlt. Wir bemerkten mehrere kleine Flüſſe, von denen der Gorima der gröſste und die erwähnte Ebene zu bewäſſern ſcheint. Seine Mündung wurde jetzt durch ausgedehntes Röhricht angedeutet, aber bei einem ſpäteren Beſuche im Monat Mai ſehen wir das Waſſer der Bai auf eine ziemliche Strecke trüb grün gefärbt.

Wir ſteuerten Bilibili zu, einer kleinen ca. eine halbe Seemeile langen Inſel, etwa vier Meilen nördlich von Gorima-Huk, die gleichſam den Anfang des »Archipels der zufriedenen Menſchen« bildet, wie derſelbe von dem Entdecker Maclay benannt wurde. Hervorragend hohe, mächtige Bäume, deren dichte Belaubung faſt die ganze Inſel wie mit einem Dache überdeckt, kennzeichnet dieſelbe ſchon von weitem. Sie beſteht, wie faſt die ganze Küſte von Aſtrolabe-Bai aus gehobenem Korallfels, der an der Oſt- und Nordſeite z. T. Steiluſer bildet, an welchem das Meer mächtig bricht. Aber an der Weſtſeite dehnt ſich ein flacher weiſser Sandſtrand aus, auf dem nicht weniger als 13 ſtattliche Kanus, bunt bewimpelt und mit allerlei Ausputz verziert, lagen. Das gab im Verein mit den idylliſch unter dem Gelaube mächtiger Bäume verſteckten und von Kokospalmen beſchatteten Häuſern des Dorfes ein gar liebliches Bild. Dazu das Gewimmel fröhlicher brauner Menſchen, die mit grünen Zweigen winkten und bald in Kanus abkamen und uns an Land einluden.

Wir eilten ihnen zu folgen und waren überraſcht von der Fülle neuer und intereſſanter Eindrücke. Alles zeugte hier von Wohlhabenheit und Reichtum. Die Häuſer waren gröſser und ſtattlicher als die bisher geſehenen, wie die mit reichem Ausputz verſehenen Eingebornen ſelbſt. Sie zeigten ſich anfangs ziemlich ſcheu und zurückhaltend. Namentlich koſtete es Mühe, die ſchlanken, braunen Mädchen heranzulocken, die in ihren bunten Grasſchürzchen und reich mit Schmuck aus Muſcheln und Hundezähnen behangen, das Haar mit brennendroten Hibiscusblumen geſchmückt, gar niedlich ausſahen. Einige kleine Geſchenke machten ſie bald zutraulicher und eine um die andere kam zögernd heran, um ihre Gabe an Glasperlen oder rotem Zeugſtreifen in Empfang zu nehmen und dem weiſsen



Aimaka

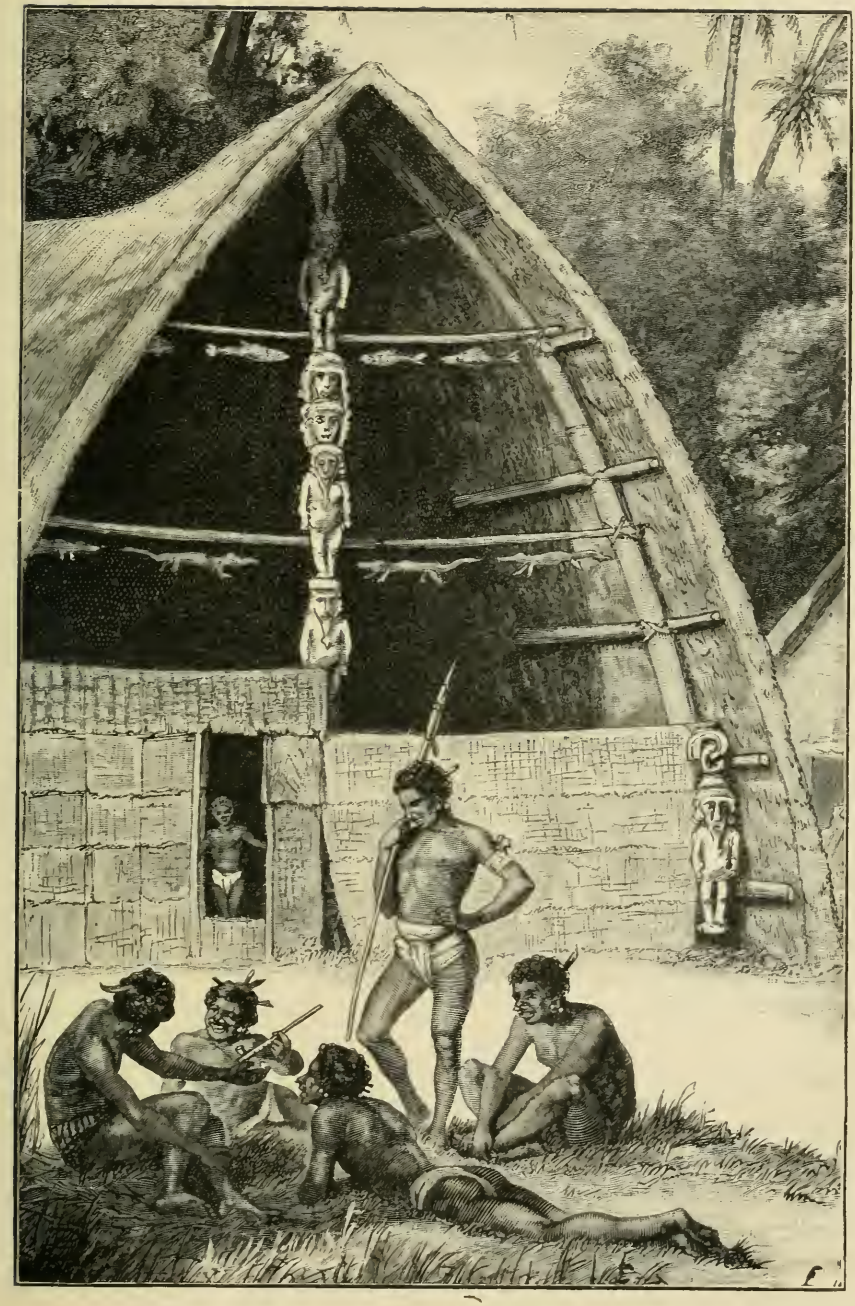
Fremdlinge ſchüchtern die Hand zu geben. Unter dieſen Mädchen gab es übrigens viele recht hübſche Geſtalten von tadelloſem Körperbau und mit recht artigen Geſichtchen.

Unſere Aufmerkſamkeit wurde aber bald von allem andern abgelenkt, als wir das groſse Verſammlungshaus erblickten, von welchem das beigegebene, nach meiner Skizze gezeichnete Separatbild (S. 74) eine gute Vorſtellung giebt. Ähnlich dem Buambrambra von Bongu beſteht auch dieſes Haus, Dſchelum genannt, im weſentlichen aus einem bis zum Boden herabreichenden Dache, deſſen offene Vorderſeite von einer an 25 Fuſshohen, durchaus in durchbrochenem Schnitzwerk ausgearbeiteten Mittelſäule*) getragen wird. Dieſe Schnitzerei, Aimaka genannt, repräſentiert vier männliche und zwei weibliche übereinanderſtehende nackte Papuafiguren, die auf weiſsem Grunde rot und ſchwarz bemalt ſind, und von denen die beigegebene Abbildung die auf einem Kopfe ſtehende unterſte zeigt. Sie wurde wie die übrigen männlichen Figuren »Mini« d. h. Mann genannt (A); die angegebenen Buchſta-

*) Sehr ähnlich iſt das von Guppy abgebildete „Tambu-Haus“ auf der Inſel Santa Anna in den Salomons.

ben bezeichnen nur die verſchiedenen Körperteile (a, Tingilan, Ohr, b Mal, Auge, c Uina, Naſe, d Bule, Mund, e Balan Zunge, f Niän, Bein). An den Querbalken des Giebels hingen aus Holz geſchnitzte Tiergeſtalten, die in kenntlicher Weiſe Fiſche, Vögel, Eidechſen und Schildkröten, ebenfalls bunt, darunter auch mit Grün bemalt, darſtellten. Die an 30 Fuſs langen Balken, welche jederſeits das Dach trugen, waren jedenfalls der kunſtvollſte Teil des merkwürdigen Gebäudes. Jeden dieſer beiden Balken zierte die an vier Fuſs hohe Figur eines Papua, die in ſtaunenswerter Weiſe aus dem Balken ſelbſt gezimmert war und an dieſem gleich dem Gliede einer Kette hing. In der That ein wahres Kunſtwerk für Steinäxte und Muſchelwerkzeuge, wie ich es in dieſer Weiſe weder vor noch nachher in Neu-Guinea wieder zu ſehen bekam, und das nur derjenige zu würdigen wiſſen wird, der ſich in vollem Verſtändnis der Steinzeit ganz in dieſelbe hineinzudenken verſteht. Ob unſere prähiſtoriſchen Vorfahren wohl auch auf einer ſo hohen Stufe ſtanden? Die Überreſte der Pfahlbauten geben darüber keine Auskunft! Aber es wäre im Intereſſe der Wiſſenſchaft von ungeheurer Bedeutung, wenn wenigſtens eins dieſer nur noch ſo ſpärlich vorhandenen Denkmäler der Baukunſt der Steinperiode gerettet würde. Ich konnte es leider nicht und muſste mich mit der Skizze begnügen, deren Aufzeichnung die Eingeborenen mit Staunen zuſahen. Wie ſie mir, ſo ſpendete ich ihnen Lob, das ſie ſehr wohl verſtanden, denn jeder deutete mit Stolz an, daſs er am Bau mitgeholfen habe.

Der untere Teil der Giebelſeite war etwa in Mannshöhe durch eine Mattenwand geſchloſſen, durch welche nur eine kleine Öffnung als Thür diente. Man geſtattete uns den Eintritt gern; aber wie üblich zeigte das Innere nur wenige Gegenſtände. So die groſsen und kleinen Trommeln, die wir ſchon von Bongu her kennen. Bemerkenswert waren groſse runde, mit Schnitzerei und Malerei verzierte Schilde (Atlas XII. 1.) und ſehr roh aus Baumäſten gefertigte niedrige Bänkchen, die beim Schlafen dem Kopfe als Unterlage dienen, aber mit »Kopfkiſſen« in unſerem Sinne nichts zu thun haben. Zahlreiche Unterkiefer von Schweinen waren auch hier wie allent-

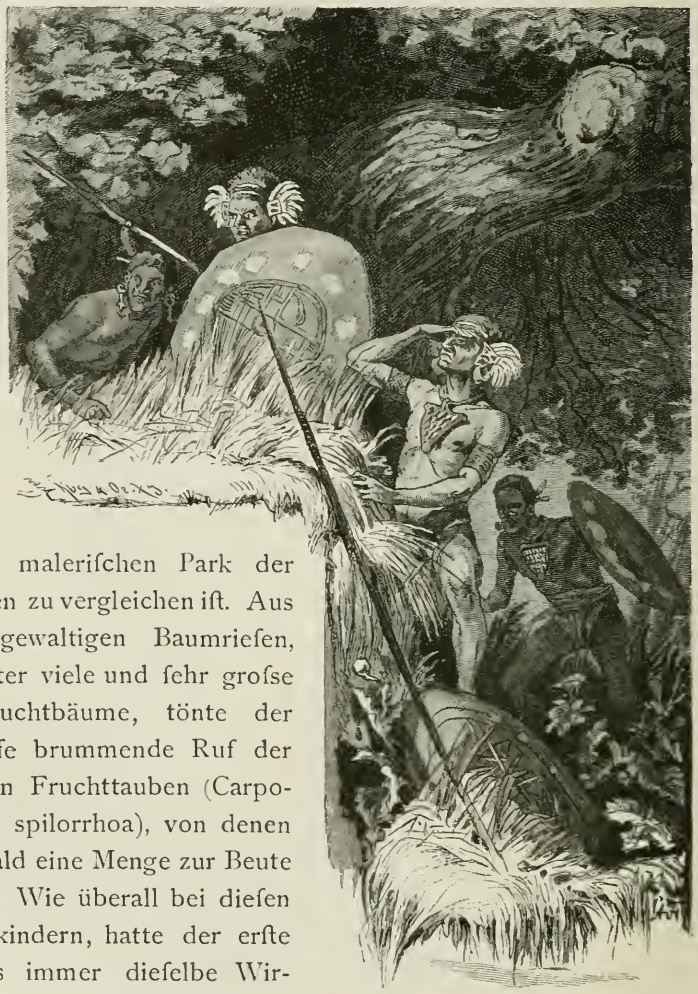


Dschelum, Tabuhaus auf Bilibili.

halben in Melaneſien als Erinnerungszeichen groſser Feſte aufgehangen. Den Hauptteil des Inneren bildete eine an acht Fuſs hohe Plattform aus geſpaltenem Bambu, welche als Schlafſtätte für die unverheirateten jungen Männer, wie für fremde Gäſte dient. Auch Maclay hatte hier geſchlafen, ſo wurde mir angedeutet. Denn dieſe groſsen Häuſer ſind nicht nur Junggeſellenhäuſer, ſondern überhaupt die Klubhäuſer der Männer. Aus dieſem Grunde iſt dem weiblichen Geſchlecht der Zutritt verwehrt, ein Verbot, das durch beſondere Tabuform erhöhte Bedeutung erhält und ſo leicht zu mythiſchen und religiöſen Deutungen verleitet. Aber ein Tempel war dieſes Gebäude ebenſowenig als die Holzſchnitzereien Götzen, wie jeder Miſsionär ſogleich interpretiert haben würde. Wenn die Deutung eines Telum, d. h. einer einzelnen menſchlichen Figur als Repräſentant eines Ahnen richtig iſt, ſo ſtellte dieſer »Aimaka« vermutlich eine ganze Ahnenreihe dar, wie ſich dies bei den Maoris Neu-Seelands und anderen Naturvölkern in ähnlicher Weiſe wiederfindet. Beachtenswert iſt die völlige Nacktheit aller dieſer menſchlichen Darſtellungen, der Telum und wie ſie ſonſt heiſsen, gegenüber der ſorgfältigen Lendenbekleidung ihrer Verfertiger.

Wir wenden uns zu dem Dorfe zurück, das aus 20 bis 25 Häuſern beſteht, die viel gröſser als die in Port Konſtantin, auch eine etwas abweichende Bauart zeigten und mich am meiſten an die in dem Dorfe Keräpuno in Hoodbai erinnerten. Wie dieſe ſind ſie auf ſtarken Pfählen etwas über dem Erdboden errichtet, beſitzen ein Veſtibüle mit Plattform an der Vorderfront, zu der ein angelehnter Baumſtamm als Aufgang dient und ſind überhaupt ſehr ſolide gebaut. Im Inneren, das offenbar mehreren Familien Unterkunſt giebt, iſt ein Bodenraum, zu dem eine rohe Leiter führt. An den Häuſern ſelbſt findet ſich keinerlei Schnitzwerk, und nur vor der Thür eines Hauſes ſah ich eine an vier Fuſs hohe, buntbemalte menſchliche Figur, ähnlich den Telums in Konſtantinhafen. Die Häuſer des Dorfes waren, wie immer, in kleinen Gruppen verſtreut und bei einer derſelben entdeckten wir ein zweites Verſammlungshaus der Männer mit ganz ähnlichen Schnitzereien, aber kleiner.

Nachdem ich mit der Beſichtigung und dem Studium des Dorfes, fertig war, machten wir einen Spaziergang durch die Inſel, die



Krieger von Bilibili.

einem maleriſchen Park der Tropen zu vergleichen iſt. Aus den gewaltigen Baumrieſen, darunter viele und ſehr groſse Brotfruchtbäume, tönte der dumpfe brummende Ruf der weiſsen Fruchttauben (Carpophaga spilorrhoa), von denen uns bald eine Menge zur Beute fielen. Wie überall bei dieſen Naturkindern, hatte der erſte Schuſs immer dieſelbe Wirkung: allgemeines Geſchrei und wilde Flucht! Aber bald gewöhnte ſich die reifere Jugend an den Knall und bewunderte ſtaunend die Wirkung der ihnen unbekannten, unheimlichen Waffe. Bei einem ſpäteren Ausfluge an der Küſte bemühten ſich die ſchlauen

Bilibiliten bereits unſere Überlegenheit in ihrem Intereſſe nutzbar zu machen: wir ſollten einen ihnen feindlichen Stamm bekämpfen und vernichten! Das oft geäuſserte Wort »mate« oder »imate«, ſoviel wie »tot«, oder »töten«, das wie einige andere Wörter*) vielen polyneſiſchen und melaneſiſchen Sprachen gemeinſchaftlich angehört, lieſs dieſe Abſicht nur zu deutlich erkennen. Zahlreiche kampfgerüſtete Krieger hatten ſich unſerem Zuge angeſchloſſen, und ihnen verdanke ich die Skizzen, welche dem vorhergehenden Bilde als Grundlage dienen.

Wir wurden bei dieſer Gelegenheit auch mit den Waffen der hieſigen Eingeborenen bekannt, die im weſentlichen mit denen in Bongu, wie in Neu-Guinea überhaupt gebräuchlichen übereinſtimmen. Die Hauptwaffe iſt auch hier, wie in ganz Melaneſien, der Wurfſpeer, eine runde ſieben bis zehn Fuſs lange, oft ziemlich ſchwere Stange, meiſt aus Palmenholz gefertigt. Das Baſisende iſt verdünnt, das Spitzenende etwas verdickt und hier zuweilen ein paar Kerbzähne oder eine Furche eingeſchnitten. Solche Wurfſpeere heiſsen in Konſtantinhafen »Schadga« und ſind die gewöhnlichſte im Kriege gebrauchte Art Waffen. Eine zweite Art Wurfſpeere, Serwaru genannt, beſteht ebenfalls aus einem langen Holzſtocke, iſt aber mit einer breiten lanzettförmigen (ca. 70 cm langen) Spitze aus Bambu verſehen, und dadurch eine ſehr gefährliche Waffe. Die Bambuſpitze iſt mit feingeſpaltenem Rohr feſtgebunden und die Verbindungsſtelle oft ſehr kunſtvoll mit Federn, Kuskusfell und dergl. verziert. Wirkung und Tragweite dieſer Wurfſpeere werden meiſt ſehr übertrieben geſchildert, denn nach meinen Beobachtungen ſind ſie wohl ſelten über 40 bis 50 Schritt hinaus gefährlich. Dasſelbe gilt in betreff von Pfeil und Bogen, die wie überall, eine minder wichtige Rolle als der Wurfſpeer ſpielen. Der Bogen iſt aus Palmenholz gefertigt ca. ſechs Fuſs lang, meiſt glatt, ohne allen Ausputz und mit einer Sehne aus geſpaltenem Rotang verſehen. Dagegen zeigen die Pfeile oder vielmehr die Spitze derſelben mancherlei Verſchiedenheit. Sie

*) Zum Beiſpiel „Manu“ Vogel; „Niu“ Kokosnuss; „Mata“ Auge; u. a. m.

ſind faſt ausnahmslos aus leichten Rohr gefertigt, mit einem runden Spitzenteile, der ca. ein Drittel oder Viertel der ganzen Länge (1,30 bis 1,40 m) beträgt. Die im Feuer gehärtete Spitze iſt öfters mit verſchiedenartig geſchnitzten Kerb-, Sägezähnen oder Widerhaken verziert, und beſteht ſelten aus einem zugeſpitzten Flügelknochen eines Vogels. Eine andere ſehr beſtimmte Art von Pfeilen, zeichnet ſich durch eine breite, lanzettförmige Bambuſpitze aus und findet ſich in dieſer Form über ganz Neu-Guinea. Ebenſo die ſechs bis ſiebenſpitzigen Pfeile, welche zum Schieſsen von Fiſchen benutzt werden. Vergiften der Pfeil- oder Speerſpitze kennt man, wie überhaupt in ganz Neu-Guinea, nicht. Schleudern, ſonſt eine ſo beliebte Waffe der Südſeevölker, habe ich nicht wahrgenommen. Aber es giebt, jedoch im ganzen ſelten, Keulen. Sie ſind aus ſchwerem, meiſt Palmenholz gefertigte, ein bis ein einhalb Meter lange, flache, ſchmale, Latten, unten meiſt etwas verbreitert, am Handgriff etwas verſchmälert und zuweilen mit vertieften Muſtern ornamentiert. Auch dieſe Form der Holzkeulen findet ſich faſt über ganz Neu-Guinea, dagegen ſind die mit durchbohrten, oft ſehr kunſtvollen, Steinknaufen bewehrten Keulen nur gewiſſen Gebieten der Südoſtküſte eigen und fehlen hier wie an der ganzen Nordoſtküſte durchaus. Es verdient dies ganz beſonders erwähnt zu werden, namentlich weil Steinkeulen ſonſt nur noch im Oſten Neu-Britanniens auftreten. — Die mächtigen runden Schilde auf Bilibili »Dimu« genannt, habe ich bereits angeführt. Sie ſcheinen wohl nur ausnahmsweis den Krieger in den Kampf zu begleiten, da ſie dafür ſchon viel zu ſchwer ſind. Manche haben einen Durchmeſſer von 90 cm und ein Gewicht von 10 Kilo. Wahrſcheinlich dienen ſie mehr zur Verteidigung des Dorfes ſelbſt bei feindlichen Überfällen und werden deshalb meiſt in den Verſammlungshäuſern aufbewahrt, vermutlich auch weil ſie Gemeindeeigentum ſind. Ich ſah übrigens auch kleine Schilde von nur 40 cm Durchmeſſer, die in einen Filetbeutel eingeſtrickt waren, um ſie leichter tragen zu können.

Unſere Küſtenexkurſion verlief durchaus friedlich und machte uns vor allem mit der auſserordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens

bekannt. Das Land gegenüber Bilibili iſt meiſt flach, von niedrigen Hügelreihen eingefaſst und mit Urwald bedeckt. Im Dickicht desſelben liegen die ausgedehnten und trefflichen Plantagen der Bilibiliten, in denen jetzt hauptſächlich Jams und Zuckerrohr gedieh. Von letzterem fanden ſich oft gröſsere Beſtände in ausgezeichneter Entwickelung. Rohr von $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmeſſer, in Knotenabſtänden von $4\frac{1}{2}$ Zoll und einer Länge von 12—14 Fuſs war nichts Seltenes! Solches Zuckerrohr iſt jedenfalls doch erſt durch fortgeſetzte Kultivation veredelt worden und dieſe den Eingeborenen und ihrem Fleiſs zu danken. Auch die Bananen ſtanden trefflich, wie der ſorgfältig aufgehäufelte Jams, zwiſchen dem buntblättrige Zierſträucher angepflanzt waren; alles zeigte eine muſterhafte Ordnung, wie man ſie bei uns nicht beſſer verlangen konnte. Ja, ja! dieſe »Wilden« verſtehen Feldbau ganz ausgezeichnet, und was mehr iſt, trotz ihren primitiven Werkzeugen auch mit dem Urwalde fertig zu werden. Wir ſahen dies am beſten an ſolchen Stellen, wo mit Urbarmachen erſt begonnen worden war. Mächtige Bäume lagen am Boden, um zu verfaulen. Die abgehackten Äſte waren verbrannt worden, die Stämme ſelbſt hatte man etwa in Mannshöhe ſtehen laſſen, und dieſe ganze Rieſenarbeit war nur mit Steinäxten geſchehen, die in der Hand des Eingeborenen gar nicht ſo primitiv ſind, als man meint. Über den Fleiſs der Bewohner wird man daher nicht mehr ſo abſprechend urteilen, als dies meiſt geſchieht, wenn man ſolche Anlagen mit eigenen Augen ſehen und bewundern konnte. Freilich dürfte dieſer Fleiſs dem einſtigen Anſiedler wohl kaum zu ſtatten kommen, denn der Eingeborene wird wohl nur ſchwer als Arbeiter für andere zu erziehen ſein.

Eigentliche Dörfer trafen wir auf unſerer Wanderung nicht, ſondern nur eine kleine Siedelung von fünf Häuſern, die unbewohnt zu ſein und den Bilibiliten zu gehören ſchienen. Sie dienten offenbar zum Aufenthalt und Schutz der Inſulaner während der Bearbeitung und Ernte in den Plantagen, in welchen überhaupt faſt ſtets kleine Hütten errichtet ſind. Gerade während der Feldarbeit pflegen am erſten Überfälle ſtattzufinden, weil ſich dann in der allgemeinen Ver-

wirrnis am leichteſten ein paar Frauen oder Kinder erſchlagen laſſen, was jeder Papuakrieger als ſehr ruhm- und ehrenvoll betrachtet. Die Männer pflegen daher, wie faſt ſtets, ihre Waffen bei ſich zu tragen, um ſie auch in den Plantagen immer bereit zu halten. Eine der groſsen hölzernen Trommeln war auch in dieſer kleinen Siedelung vorhanden, um bei einem feindlichen Überfall die Inſelbewohner zu alarmieren und herbeizurufen. Kokospalmen fanden ſich wie überhaupt nur wenig; aber wir ſahen ein paar Melonenbäume (Carica) und Kürbiſſe; gleich hieſs es auch hier »Maclay!« Wir trafen einen hübſchen Bach mit klarem flieſsenden Waſſer, an welchem die Sagopalme vorzukommen ſcheint. Wenigſtens ſtieſsen wir auf eine Stelle, wo Sago gemacht worden war. Die von Mark entleerten Stämme lagen umher; Rippen des Baſisteiles des Blattes hatten als Tröge zum Auswaſchen des mehlhaltigen Markes gedient, das Fabrikat ſelbſt hing in ca. zehn Pfund ſchweren runden, in Bananenblättern eingehüllten Klumpen im Schatten der Bäume zum Trocknen. Dieſer Papua-Sago hat aber, um dies noch zu erwähnen, nichts mit dem, wie wir ihn aus unſeren Suppen u. dergl. kennen, gemein. Statt rundlicher Körner bildet er eine weifsliche, mehlartige, feſt zuſammengebackene Maſſe, die beim Gebrauch erſt zerklopft werden muſs. Die Eingeborenen bereiten den Sago meiſt in Form von Klöſsen, die in Waſſer gekocht nichts weniger als zart werden. Aber ein Papuamagen kann ungeheure Quantitäten dieſer harten Klöſse vertragen, und »Bom« gilt in ſolchen Diſtrikten, wo er rar iſt, als eine beſondere Delikateſſe.

Als wir nach unſerem Boote zurückkehrten athmete der Schwarze den ich dabei, vorſichtigerweiſe mit ungeladenem Gewehr, zurückgelaſſen hatte, wieder auf, denn dieſe Neu-Britannier konnten ſich von dem weit beſſeren Charakter ihrer dunklen Brüder in Neu-Guinea noch immer nicht überzeugen.

Der Strand beſteht hier, wie faſt überall an der Küſte von Aſtrolabe-Bai, aus feinem Sande, auf welchem es in der Sonne zuweilen wie Gold flimmerte. Leider rührte das Flimmern nicht von Gold, ſondern Eiſenglimmer her. Sonſt fanden ſich nur kleine runde Roll-

ſteinchen, Jaſpis, Hornſtein u. dergl., offenbar durch Regenbäche weiter aus dem Innern angeſchwemmt, denn die geologiſche Beſchaffenheit der Küſte weiſt auf koralliniſche Bildungen hin. Überall kann man, gleich erratiſchen Blöcken, iſolierte Madreporenſtücke beobachten, wie dies auch in Konſtantinhafen der Fall iſt und die wahrſcheinlich, wie die ganze Küſte, vulkaniſchen Hebungen des Meeresbodens ihr Daſein verdanken.

Zahlreiche Kanus gaben uns das Geleit, als wir nach dem Dampfer zurückkehrten, der keinen Ankerplatz gefunden hatte und daher an- und abliegen muſste, wobei er beinah auf Riff geraten wäre. Die etwa zwei Meilen breite Meeresſtraſse zwiſchen Bilibili und dem Feſtlande, ſcheint nicht ganz »rein«, wie der Seemann ſagt, d. h. frei von Korallriffen.

Die Eingeborenen waren inzwiſchen noch zutraulicher geworden und brachten ſogar ihre Frauen mit, um ihnen die Fremden zu zeigen und Geſchenke zu empfangen, die ſie mit einer Würde entgegennahmen, als ſprächen täglich Dampfer hier vor. Aber an Bord kam natürlich keine, denn hier, wie in Bongu oder wohin ich ſonſt in Neu-Guinea kam überall zeigte ſich die gröſste Moral und Decenz, in welchen Papuas vielen Kulturmenſchen als leuchtende Beiſpiele dienen könnten. Ein Mann brachte ſeine ganze Familie mit, die aus einer Frau und drei Kindern beſtand, niedliche Geſchöpfe, wie die meiſten Papuakinder — und dabei ſo artig! Da könnten viele unſerer Mütter etwas lernen! Mit den Gegengeſchenken ſah es wie immer äuſserſt dürftig aus, obwohl Kanus voll Bananen und Zuckerrohr das Schiff umlagerten. Wie gewöhnlich fielen nur einige Kokosnüſſe ab, aber vergebens bemühte ich mich, ein Schwein zu erhandeln, mit denen das Dorf ſo geſegnet war als mit Kindern.

Ja, dieſes Bilibili iſt eine reiche Inſel und ihre Bewohner, die ich auf ca. 200 bis 250 ſchätze, ſind die Patrizier von Aſtrolabe-Bai, die ſich ihre Stellung jedenfalls oft zu erkämpfen hatten. Davon zeugten die oft häſslichen Speer- und Pfeilwunden, die ich am Körper ſo manches Kriegers bemerkte. Wenn die Wehrhaftigkeit, die aus dem ganzen Ausſehen dieſer Männer ſpricht, ihnen die dominierende

Stellung über die Küſtenſtämme verſchaffte, ſo haben ſie dieſe auch der geſchützten Lage ihrer Inſel zu verdanken, die behagliche Wohlhabenheit aber ihrem Fleiſse und ihrer Betriebſamkeit. Denn nicht nur als treffliche Ackerbauer lernten wir die Bilibiliten kennen,

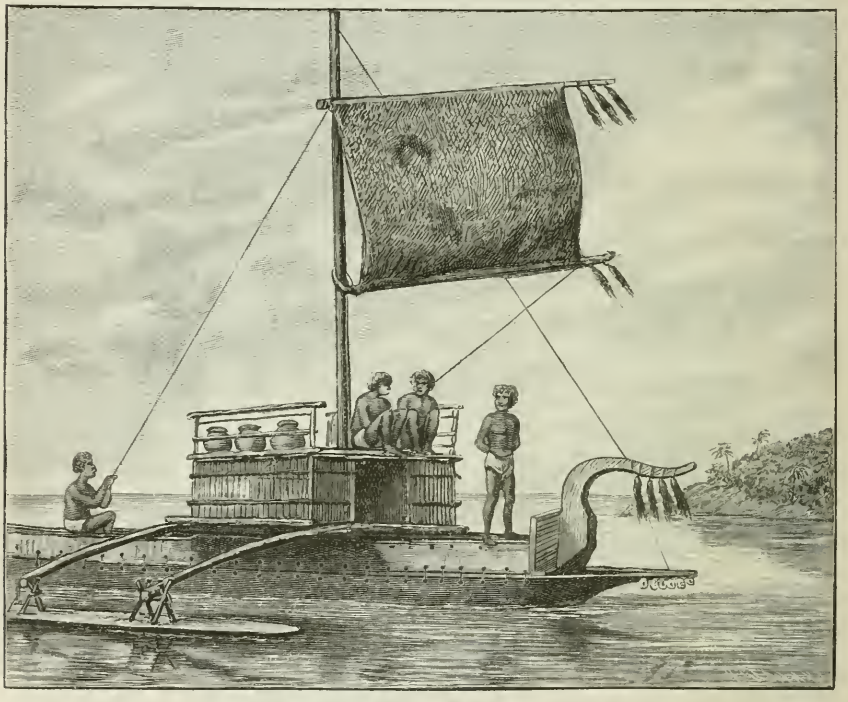
Töpferin auf Bilibili.

ſondern auch als ausgezeichnete Schiffsbauer und Induſtrielle. Die Inſel iſt nämlich berühmt wegen ihrer Töpferei. Das Gewerbe ruht wie überall in Neu-Guinea ausſchlieſsend in den Händen der Frauen und geſchieht in derſelben einfachen Weiſe als an der Südoſtküſte. Die

Töpfe werden nur mit Hilfe eines flachen Steines und eines kleinen Holzſchlegels verfertigt, gleichſam aus dem Klumpen Lehm getrieben, was ein ganz wunderbares Augenmaſs erfordert. Das Brennen geſchieht in derſelben einfachen Weiſe wie in Port Moresby im Freien, indem die ſorgfältig im Schatten getrockneten Töpfe leicht mit Holz überdeckt und beim Anzünden desſelben kurze Zeit einer ſcharfen Glut ausgeſetzt werden. Aber das Fabrikat ſcheint im ganzen beſſer und haltbarer, z. T. eleganter, als das an der Südoſtküſte. So ſah ich unter anderem mit Buckeln ornamentierte Töpfe. Aber die unbedeutenden, häufig durch Nägeleindrücke hervorgebrachten, Muſter ſind wohl kein Ornament, ſondern wie in Port Moresby Handelsmarke. Wie meine Skizze eine Töpferin in der Arbeit zeigt, ſo auch die eigentümliche kugelige Form der Töpfe, die faſt über ganz Neu-Guinea dieſelbe iſt. Auch hier werden vorzugsweis zwei Sorten Töpfe angefertigt, eine mit weiter Öffnung zum Kochen (Bodi) und eine mit enger, als Waſſergefäſse (Io), Wie Port Moresby an der Südoſtküſte Neu-Guineas das Centrum der Töpferei und des Topfhandels bildet, ſo Bilibili für Aſtrolabe-Bai und wahrſcheinlich weiter darüber hinaus. Die »Wab« (Töpfe), welche wir in Konſtantinhafen ſahen, ſtammten von hier, wie die unternehmenden Bilibiliten, als ſie uns dort wiederholt beſuchten, gleich ganze Kanuladungen ihres Fabrikates mitbrachten.

Zum Vertriebe desſelben dienen ihre trefflichen Kanus, die beſten in ganz Aſtrolabe-Bai. Sie beſtehen wie überall im weſentlichen aus einem 20 bis 30 Fuſs langen ausgehöhlten Baumſtamm, dem aber jederſeits ein oft zwei Bretter aufgelaſcht ſind, ſo daſs das Fahrzeug dadurch bedeutend höher und tragfähiger wird. Dieſe Seitenborde ſchmückt öfters bunte Malerei, Figuren von Fiſchen, Schildkröten, Vögeln darſtellend. Der Baumſtamm, welcher den Hauptteil des Fahrzeuges bildet, läuft jederſeits in eine Spitze aus, die Bordplanken in einen S förmig gebogenen Schnabel. Das Auslegergerüſt beſteht aus zwei langen Querhölzern und einem ca. 14 Fuſs langen, ziemlich ſchwachen Auslegerbalken (Balancier). In der Mitte des Kanu iſt eine Plattform angebracht, auf welcher ſich zuweilen ein Aufbau,

gleich einem grofsen Käfig erhebt, und der nicht felten überdeckt, eine Art kleiner Hütte bildet. Hier werden Waren (Töpfe), Vorräte und Waffen untergebracht; auch fteht hier ein Topffcherben mit glimmenden Kohlen. Das Fahrzeug befitzt einen, zuweilen zwei Maffe, mit mächtigem Segel aus Mattengeflecht. Die Spitze des Maftes ift häufig mit einem roh aus Holz gefchnitzten Vogel verziert oder mit rotbemalten Nautilusmufcheln, fonft ift kein Schnitz-



Handels-Kanu.

werk vorhanden. Der Anker befteht aus einem Stück Baumftamm, an welchem die abgehackten Äfte die Haken bilden, und wird mit Steinen befchwert; als Ankertau dient ein ftarker Rotang. Diefe Fahrzeuge fegeln fehr gut, und halten fich felbft bei unruhiger See trefflich, aber die Bilibiliten find im ganzen wie alle Papuas keine grofsen Seefahrer, obwohl fie ihre Fahrten bis Karkar (Dampier-

Inſel) ausdehnen. Sie verlieren aber auch bei diefer nur 40 Meilen weiten Fahrt Land nie aus Sicht und pflegen bei unruhigem oder drohendem Wetter überhaupt nicht auszugehen. Überdies iſt ja das Meer hier im ganzen meiſt ruhig. Kleine Kanus ſind übrigens, um dies noch beiläufig zu erwähnen, ganz ſo wie in Bongu (Taf. VI, 1).

Nur zu ſchnell mufsten wir von dem ſchönen und intereſſanten Bilibili ſcheiden, zum gröfsten Leidweſen der Bewohner ſelbſt, mit denen wir die beſte Freundſchaft geſchloſsen hatten, was ja auch zu den Aufgaben unſerer Expedition gehörte. Zwei weitere Beſuche auf der Inſel bewieſen uns dies am deutlichſten und unſere Freunde Ur und Kaſchom, die mit zu den erſten Häuptlingen Bilibilis zu gehören ſcheinen, werden uns in ſo gutem Andenken behalten, wie wir ſie. Für Miſſionsunternehmen giebt es übrigens keinen beſſeren Platz als Bilibili, aus Gründen, die ich hier nicht weiter erörtern will, und ſo kann ich die Inſel der deutſchen Miſſion, die am erſten dazu berufen iſt, Licht in jene Regionen zu bringen, nur beſtens empfehlen.

Nordwärts von Bilibili paſſierten wir drei kleinere, dichtbewaldete Inſeln, von denen nur die mittlere, Jambom der Eingeborenen (Colomb-Inſel*) der deutſchen Karten), bewohnt iſt, und deren Bewohner uns durch Winken mit grünen Zweigen ans Land einluden. Wir konnten uns aber nicht aufhalten, ſondern dampften längs der Küſte weiter, die mit dichtem Urwald bedeckt iſt und wenig bewohnt ſcheint, denn wir ſahen nur ein Dorf und auch ſonſt keinen Rauch oder Anzeichen von Menſchen. Wir näherten uns den »Dreiſsig Inſeln oder dem Archipel der zufriedenen Menſchen« ein Labyrinth von Inſeln und Waſſerſtraſsen, von deſſen Charakter man erſt bei näherer Unterſuchung Kunde erhält. Gleich hinter der erſten etwas vorſpringenden Ecke, die ich ſpäter Kap Kuſserow nannte, öffnet ſich eine Meeresſtraſse, die uns ſehr der Unterſuchung wert ſchien. Das Whaleboot wurde daher raſch klar gemacht, und Kapitän Dallman

*) Die ſüdlich von derſelben iſt „Gronemann"-, die nördliche „König-Inſel" genannt worden. Vergl.: „Annalen der Hydrographie etc. Herausgegeben von dem Hydrographiſchen Amt der Admiralität". 1885. Heft IV. T. 7.

und ich liefsen uns, vorfichtig das Lot werfend, hineinrudern. Bald zeigte es fich, dafs das rechte nördliche Ufer nicht Feftland, fondern eine Infel war, deren Bewohner in nicht geringe Aufregung gerieten. Die grofsen Signaltrommeln liefsen bald ihren dumpfen Klang ertönen, dazwifchen rief die Mufcheltrompete die Krieger herbei und bald nahten fich bewaffnete Kanus. Obwohl hier eine ganz andere Sprache gefprochen wird als bei Port Konftantin und felbft auf dem kaum fieben Meilen entfernten Bilibili, machte ich den Leuten unfere friedlichen Zwecke bald klar, und mittelft einiger Gefchenke hatte ich mir fchnell neue Freunde erworben. Wir fanden an der Weftfeite der Infel, Grager oder Gragr der Eingeborenen (»Fifchel-Infel« der deutfchen Karten), eine hübfche Bucht, vollkommen gefchützt und weit beffer als Konftantinhafen, die ich nach einer lieben Freundin Elifabeth-Bucht nannte. Wir eilten mit diefer froher Kunde nach der Samoa zurück, die gerade noch vor Dunkelwerden glücklich hier in $4\frac{1}{2}$ Faden Tiefe zu Anker gebracht wurde. Wir hatten übrigens eine fehr unruhige Nacht in Elifabeth-Bucht und unfere Schwarzen fürchteten fich vorn zu fchlafen. Auch die Eingeborenen waren die ganze Nacht auf den Beinen; wir konnten fie beim Scheine grofser Feuer fehen und fogar fprechen hören, dazu der Lärm grofser und kleiner Trommeln, Mufcheltrompeten dazwifchen und von oben herab mächtiger Donner! Schwere, fchwarze Wolken fchienen fich faft auf die Maftfpitzen herabzufenken, jeden Augenblick erwarteten wir den Ausbruch des heftigften Platzregens, aber wie fo oft in den Tropen blieb es nur bei Donner und Wetterleuchten, das letztere in fo intenfiver Stärke, wie man es felten anderswo fehen wird. Faft ununterbrochen zuckten die grellen Lichter, fo dafs momentan das Dorf deutlich fichtbar war; in der That eine grofsartig fchauerlich fchöne Erfcheinung, die Neulingen wohl Furcht einflöfsen konnte. Da man Eingeborenen nie trauen darf, fo waren Vorfichtsmafsregeln getroffen, befonders Blaufeuer und Raketen zurecht gelegt, die allemal den gewünfchten Erfolg haben. Am anderen Morgen fetzten die Eingeborenen ihre Trommelei und Singerei unverdroffen fort, denn fie feierten, wie uns ein Befuch an Land fogleich lehrte, eines

jener Feſte, die oft mehrere Tage und Nächte dauern. Wie alle Inſeln des Archipel der zufriedenen Menſchen beſteht auch Grager aus dichtem Korallfels und iſt dicht bewaldet, hat aber nur wenig Kokospalmen aufzuweiſen; ich zählte nur 70. Die Inſel beſitzt zwei kleine Dörfer, von je 12 bis 15 kleinen Häuſern, Grager und Tebog, von denen die erſtere etwas gröſsere der Inſel den Namen verſchaffte. Denn gewöhnlich haben die Eingeborenen keine Eigennamen für Landſtriche oder Inſeln, ſondern benennen ſolche nach den hervorragendſten Siedelungen. In jedem Dorfe war ein Verſammlungshaus, klein, unbedeutend und ohne allen Schmuck von Schnitzereien. Im Inneren befanden ſich nur die bekannten Lagerſtätten, Holztrommeln, Schilde und Schweinekinnladen. Ein paar der letzteren dienten, wie einige Stücke gekochten fetten Schweinefleiſches, ſorgfältig in Blätter eingepackt aufgehangen, als Erinnerung des ſoeben begangenen Feſtes, eines »Marſap«, wie dieſe Feſte hier ſtatt des »Ai« in Konſtantinhafen heiſsen. Da an ſolchen die Frauen nicht teilnehmen, ja kaum die Töne der dabei gebrauchten Inſtrumente hören dürfen, ſo verwunderte mich deren Abweſenheit nicht im geringſten, aber

Stutzer von Grager.

die Bewaffnung der Männer erſchien aufsergewöhnlich und als eine Vorſichtsmaſsregel angeſichts des ungewöhnlichen Beſuches. Das Feſt hatte übrigens viel Teilnehmer von den Nachbarinſeln verſammelt, die mit reichgefüllten Schüſſeln ſich in ihren Kanus heimwärts begaben und gewiſs viel über die Fremdlinge zu erzählen wuſsten. Wie überall giebt nur ein Feſt Gelegenheit, Papuas in vollem Aufputz zu ſehen; ich lieſs dieſelbe nicht ungenützt vorübergehen. Hier einige Aufzeichnungen, welche zugleich für den ganzen Archipel, ja Aſtrolabe-Bai allgemein gültig ſind und junge Stutzer (wie S. 87) in vollem Staate betreffen. Das Haar, ſorgfältig in eine weit abſtehende Wolke aufgezauſt, iſt rot gefärbt und wird von zwei »Dedal« feſtgehalten. So heiſsen ca. 3—5 mm ſchmale zierlich durchbrochen gearbeitete Bändchen, aus fein geſpaltener Pflanzenfaſer oder dergl., mittelſt Kalk weiſs gefärbt, die ganz wie gehäkelt ausſehen und mit zu den reizendſten Zieraten der Papuas gehören (vergl. Atl. XVII 7, 8). Ich fand ſie nur in dieſem Gebiet. Jederſeits hinter dem Ohr ſteckt ein Kamm (XVII. 1) aus Bambu, »Gatentaun«, in der Form dem unſerer Frauen ganz ähnlich, deſſen ca. 5—6 cm breiter Rand zierlich durchbrochen gearbeitet und rot bemalt iſt. Dieſer Kamm wird hinterſeits mit einem Büſchel Kaſuarfedern (Tuar), friſchen, grünen, feinen Farn, wohlriechenden Kräutern oder mit dem »Ssi« geſchmückt. Letzterer iſt ein zierlich mit abwechſelnd gelb, rot und ſchwarz gefärbtem Gras umwundenes kurzes, dünnes Stäbchen, zuweilen mit einer weiſsen Hahnenfeder verſehen, das auch ſonſt im Haare getragen und für die hieſige Jugend charakteriſtiſch wird. Im Ohr hängt ein aus Schildpatt gebogener breiter Reif, »Damala«, (XVII 4) häufig mit eingraviertem Ornament, rotem Anſtrich und beſonderen, ſehr hübſchen Anhängſeln aus Schnüren feiner dünner Muſchelplättchen, einem halbdurchgeſchnittenem Fruchtkern und einigen Hundezähnen als Bommel. Ein paar der letzteren dienen auch als ſeltener Schmuck durch die Naſenſcheidewand, für gewöhnlich ſteckt aber nur ein bleiſtiftdickes rundes kurzes Stückchen Holz in derſelben oder ein aus Tridacna geſchliffener Stift, »Gin«, genannt. Am ſeltenſten iſt ein ſehr kunſtvoll aus Perlmutter geſchnitzter Naſenſchmuck (wie Taf.

XX 5). Junge Leute lieben ein glattes Geſicht und reiſsen daher die hervorſprieſsenden Barthaare ſorgfältig aus wie die Augenbrauen. Sie raſieren auch (mit einem ſcharfen Bambu oder Muſchelſtück) das Stirn- wie Nackenhaar ab, damit recht viel rote Farbe, »Bähm«, zur Geltung kommen kann, denn dieſe iſt zum Feſtſchmuck eines Papua-Swell unbedingt erforderlich. Gewöhnlich genügt ein Längsſtrich über Stirn und Naſe und ein paar Querſtreifen über die Backen, zuweilen wird noch ein weiſser Ring ums Auge gemalt. Wo man aber recht viel der teuren roten Farbe übrig hat, da wird nicht geſpart, und das ganze Geſicht, zuweilen auch der Rücken erhalten den beliebten roten Anſtrich. Ja, auch Armbänder, Ohrringe, Pfeil- und Speerſpitzen werden noch bemalt, denn Rot iſt die Freudenfarbe der Papuas und nur ausnahmsweis Zeichen des Krieges. Der gewöhnlichſte Halsſchmuck für junge Leute ſind Schnüre, mit zierlich aufgereihten, kleinen weiſsen Kauris (einer Art Naſsamuſchel), »Darr« genannt, die als Material zu Schmuckſachen hier, wie faſt überall in Neu-Guinea, eine ſo hervorragende Bedeutung haben. Aus gleichem Material werden auch Stirnbinden getragen, da ſolche aus den koſtbaren Hundezähnen für junge Leute meiſt zu teuer ſind. Kleine ſchon bei Bongu erwähnte filetgeſtrickte Bruſttäſchchen ſind auch hier unzertrennlich mit dem Ausputz eines jeden Mannes und werden in ſehr hübſcher Weiſe mit zierlich eingeſtrickten Querſchnitten der Samenkerne von Coix lacrymae angefertigt und mit Troddeln von gleichem Material behangen. Selten kann ſich ein junger Mann einen Bruſtſchmuck aus Hundezähnen erlauben, die in der Form eines Triangels (vergl. Abbild. S. 87) aufgereiht, an einem Strickchen um den Hals getragen werden. — Ich will gleich hier bemerken, daſs wenn von »Hundezähnen« die Rede iſt, damit allemal nur die Eckzähne gemeint ſind, wovon jeder Hund nur vier beſitzt, daſs alſo dieſes Material mit Recht als wertvoll gilt, wie dies in ganz Melaneſien der Fall iſt und bei unſeren prähiſtoriſchen Vorfahren der Fall war. Sehr reich und geſchmackvoll wird der Oberarm geſchmückt. Statt der gewöhnlichen Grasbänder werden bei Feſten die wertvollen »Ari« getragen (Atlas XVIII, 3). Sie beſtehen ebenfalls aus rot-

gefärbtem feinem Grasgeflecht, ſind aber ſehr breit (bis 14 cm) und am Rande mit Kauris, ſowie flachen Ringen, aus dem Baſisteile eines Conus geſchliffen, ſehr geſchmackvoll beſetzt. »Suar« heiſsen die breiten Armbänder aus einem gebogenem Stück Schildpatt, die in der That mit zu den feinſten Kunſtarbeiten (Atl. XIX. 2) der Papuas überhaupt zählen. Wie mir ein tüchtiger Fachmann verſicherte, erfordert ſchon das gleichmäſsige Rundbiegen eines bis 14 cm langen und 7 bis 8 cm Durchmeſſer haltenden Stück Schildpatts mittelſt Erhitzen eine groſse Sorgfalt und Geſchicklichkeit, die bei uns nicht jeder Arbeiter beſitzt. Dieſe Armbänder ſind nun überdies mit ſehr verſchiedenartig eingravierten Ornamenten in geſchmackvoller und ſchwungvoller Zeichnung verziert, die bei uns Beifall finden würden und denſelben weit mehr verdienen, wenn man bedenkt, daſs nur Muſchelbruchſtücke, ſpitze Steine oder ſcharfe Eberzähne als Werkzeuge dienten. Aber die »Wilden« ſchrecken ſelbſt nicht vor härterem Material als Schildpatt zurück, wie die ſchmalen Armringe, »Bio« genannt, kaum 7 mm breite Baſisabſchnitte von Trochus niloticus zeigen, deren Aufsenrand zuweilen ſchöne Gravierung tragen (XIX. 4). Um die letztere beſſer hervortreten zu laſsen, iſt das Vertiefte mit roter Farbe, bei den Schildpattarmbändern mit weiſser (Kalk) eingerieben, was trefflich wirkt und gewiſs für den guten Geſchmack dieſer Künſtler des Steinalters ſpricht. Ich glaube kaum, daſs unſere Pfahlbauer derartige Kunſtſachen anfertigten, wozu ihnen ja auch ſchon das Material fehlte. — Wie um das Feſſelgelenk, ſo iſt zuweilen unterm Knie ein breites Band von rotem Stroh umgeflochten, ſeltener das Fuſsgelenk bis zur halben Wade herauf. Letzteren Schmuck ſieht man kaum bei jungen Leuten, die dagegen mit Vorliebe einen ca. 10 cm breiten Leibgurt, »Ja sigilon«, aus gleichem Material tragen (ähnlich Atlas XVI. 3 a). Derſelbe wird ſo feſt als möglich gleich um den Leib geflochten und ſchnürt die Taille in unnatürlicher und nach unſeren Begriffen in geſundheitsſchädlicher Weiſe ein. Ich ſchnitt einem kräftigen jungen Manne von ca. 27 Jahren einen ſolchen Gurt vom Leibe, der nur 65 cm Umfang zeigte. Aber dieſes Einſchnüren iſt auch an der Südoſtküſte Neu-Guineas

beliebt und gilt als äufserſt »feſch«. Aufser dieſen Leibgurten werden zuweilen aber ſelten noch ſchmale Leibſchnüre getragen, unter denen ſolche aus Delphinzähnen, »Bali«, und die ſchon bei Bogadſchi erwähnten Gogu, die hier »Popok« heifsen, am wertvollſten ſind. Dafs bei einem Feſte wie dem ſoeben gefeierten beſonders feine, rotgefärbte, zum Teil hübſch gemuſterte Mal in der Weiſe, wie dies Fig. 1 (Taf. XVI des Atlas) zeigt, angelegt werden, iſt ſelbſtverſtändlich; auch an buntem Blätterſchmuck in Armband und Haar fehlt es nicht. Dagegen war Federſchmuck (»Kalun«) ſeltener; am häufigſten weiſse Hahnenfedern, ſowie Kakaduhaubenfedern oder rote Schwanzfedern vom Weibchen und grüne vom Männchen des Edelpapageis (Eclectus polychlorus). Schmuck aus Kaſuarfedern ſieht man hier wenig, vermutlich weil der Kaſuar (Tuar) ſelten iſt. Die jungen Leute müſsen ſich meiſt mit einer Hahnenfeder begnügen, denn nur den Männern ſcheint reicherer Federſchmuck zuzukommen, wie einige beſondere Schmuckgegenſtände. Darunter ſteht für alle Krieger ein eigentümlicher Bruſtſchmuck (vergl. Atlas Taf. XXII. 4, 5) oben an, ſehr geſchmackvoll aus zwei Ovulamuſcheln und einem fein geflochtenem blatt- oder herzförmigen, mit Kauris beſetzten Anhängſel gefertigt. Er iſt gleichſam ein Attribut des waffenfähigen Mannes und verbreitet ſich in dieſer Form weit über gewiſse Teile Neu-Guineas, für welche dieſelbe charakteriſtiſch iſt. Dieſer Bruſtſchmuck wird beim Kampf vom Krieger in den Zähnen gehalten, um den Gegner herauszufordern und ſchrecklicher zu erſcheinen, ein Gebrauch, der ſich in allen von mir bereiſten Gegenden von Neu-Guineas wiederfindet. Ein weit ſeltenerer und koſtbarer Schmuck iſt ein faſt zirkelrund gebogener Eberhauer*) »Sual«, ſo koſtbar, dafs ihn eigentlich nur Häuptlinge erſchwingen können. Minder reiche Leute begnügen ſich mit einer Imitation aus Tridacnamuſchel geſchliffen oder zwei gewöhnlichen groſsen Eberzähnen. Wie erwähnt ſchmücken ſich ältere Leute weniger als junge, ganz wie dies bei uns der Fall iſt, und wie überall

*) Vergl Finsch: „Abnorme Eberhauer, Pretioſen im Schmuck der Südſeevölker“ in: Mitteil. der Anthropol. Geſellſch. in Wien, Band XVII, 1887, Taf. VI.

der Mensch mit dem Vorrücken der Jahre immer weniger Gefallen an den Eitelkeiten dieſer Welt findet. So bedienen ſich ältere Männer kaum mehr roter Bemalung und ſchwärzen höchſtens das Kopfhaar (comme chez nous!).

Eine gröſsere Verſammlung von Eingeborenen giebt auch am beſten Gelegenheit zu anthropologiſchen Studien. Ich überzeugte mich auch hier aufs neue von der groſsen Verſchiedenheit in den Geſichtszügen und doch waren dieſe Papuas gewiſs frei vom Einfluſs fremder Beimiſchung. Aber auch bei dieſem Naturvölkchen iſt es wie bei uns, und es herrſcht eine ebenſo groſse individuelle Abweichung! So waren typiſche Judengeſichter nichts Seltenes; andere erinnerten durch ihre gebogenen Naſen an Indianer und einzelne unterſchieden ſich, abgerechnet Hautfärbung und Haar, kaum von Europäern.

Wahrſcheinlich noch in Feſtesſtimmung zeigten ſich übrigens die neuen Freunde recht dreiſt, erkletterten in hellen Haufen das Schiff, ſo daſs ich genug zu thun hatte, um Ordnung zu halten und die Überzahl ſanft von Bord zu ſpedieren. Sie hatten wie immer wenig zu vertauſchen und Bananen und Schweine, nach denen uns am meiſten gelüſtete, ſelbſt aufgezehrt.

Dem Gewimmel der Eingeborenen wurde übrigens ein jähes Ende gemacht, als Kapitän Dallmann gegen Mittag von ſeiner Bootexkurſion mit der frohen Kunde zurückkehrte, daſs der bislang vergebens geſuchte Hafen gefunden ſei, und zwar ein ganz vortrefflicher. Schnell wurde Anker gehivt, und kaum eine halbe Stunde ſpäter lagen wir in dem herrlichen Baſſin, das wir zu Ehren Seiner Kaiſerlich und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen »Friedrich-Wilhelms-Hafen« benannten. Das war am 19. Oktober! Die Erinnerungen, welche ſich an den vorhergehenden Tag knüpfen (Geburtstag des Kronprinzen, Schlacht bei Leipzig), durften dem neuen deutſchen Hafen als gutes Omen gelten, das demſelben hoffentlich dauernd günſtig bleiben wird. Denn, wenn erſt Kaiſer-Wilhelms-Land denjenigen Aufſchwung nimmt, den wir alle wünſchen, wird auch »Friedrich-Wilhelms-Hafen« diejenige Bedeutung erlangen, welche

Friedrich-Wilhelm- und Prinz Heinrich-Hafen.

er ſo ſehr verdient. Jedenfalls gehört er mit zu den beſten Häfen in Deutſch-Neu-Guinea, iſt aber leider mehr mit Fieber behaftet als andere Gebiete, Verhältniſſe, die ſich bei der einſtigen Urbarmachung ebenſogut beſſern werden, als dies z. B. bei Soerabaja und anderen tropiſchen Häfen der Fall war. Friedrich-Wilhelms-Hafen iſt, wie die vorhergehende Kartenſkizze zeigt, eigentlich eine langgeſtreckte Lagune, von 1 $^1/_2$ bis 2 Meilen Breite und 8 Meilen Länge, die von der Dallmann-Einfahrt, wie ich die Straſse zwiſchen Grager und der Schering-Halbinſel benannte, knieförmig tief ins Land nach Südweſt einſchneidet. Sie iſt, was der Amerikaner »land-locked« nennt, d. h. rings von dichtem Urwald umſchloſsen, alſo vollkommen gegen alle Winde geſchützt. Dabei ſind keine »Patches« d. h. untiefe Korallſtellen vorhanden und ſelbſt das gröſste Panzerſchiff kann ſicher einlaufen, ankern und ſchwingen. Die von der Samoa gemachten Lotungen hatten dieſes günſtige Reſultat ſchon ergeben, welches ſpäter durch die ſorgfältigen Aufnahmen der deutſchen Kriegsſchiffe (Eliſabeth und Hyäne) nur Beſtätigung fanden. Die Tiefen halten ſich in der Mehrzahl der Lotungen zwiſchen zwanzig und einigen Meter und fallen nur an wenigen Stellen bis zu vierzehn; die Dallmann-Einfahrt bewegt ſich meiſt in den dreiſsigen. Der Obſervationspunkt der Kriegsſchiffe auf der Schering-Halbinſel liegt unter Breite 5°, 14,5′ Süd; Länge: 145,47 Oſt; der Unterſchied zwiſchen Hoch- und Niedrigwaſſer beträgt $^3/_4$ Meter.

Die Samoa war das erſte Schiff, welches in dieſem Hafen ankerte, deſſen erhabene Ruhe uns allen wohlthat. Und als die Nacht ſich herniederſenkte und die Kakadus mit ihrem widerlichen Gekreiſch zur Ruhe gebracht hatte, ſchlief auch ich unter dem eintönigen Gezirp der Cikaden und dem Kaſtagnettengeklapper der Laubfröſche ſo ſchön wie lange nicht; wozu die Befriedigung über die neue Entdeckung nicht wenig beitrug. War es doch der erſte Hafen, den wir gefunden hatten, und ſomit die Begeiſterung verzeihlich.

Vogelſtimmen verkündeten den anbrechenden Tag, denn um dieſe Zeit ſind auch die Tropenvögel wie die unſrigen am lebhafteſten. Sie waren mir alle alte Bekannte von der Südoſtküſte. Den meiſten

Lärm machten wie immer weiſse Kakadus (Cacatua Triton) und Papageien (Eclectus polychlorus); Loris (Lorius erythrothorax) und Sittiche (Trichoglossus Massenae) lieſsen pfeilſchnell die Luft durchſchieſsend ihren ſchrillen Lockruf vernehmen; dazwiſchen tönte das tiefe: arr, arr, raab, raab, aai, aai des Raben (Corvus orru), und das dumpfe Brummen der weiſsen Fruchttaube (Carpophaga spilorrhoa), das tiefe »balebakú« ihrer grünen Baſe (Carpophaga poliura); das mannigfach modulierte Geſchwätz des nimmer müden Lederkopf (Tropidorhynchus Novae Guineae). Aber nicht alle Teilnehmer dieſes tropiſchen Vogelkonzerts tönen dem Ohre unangenehm entgegen, manche laſsen Wohllaute erklingen, die ſehr anſprechend ſind. So die reinen, wie abgeſtimmten Pfiffe, welche das Gegurgel und Geplärr der Krähenwürger durchſetzen, von denen ſich der einfarbig ſchwarze Cracticus Quoyi am meiſten hervorthut, ſo der melodiſche Glockenton einer Pirolart (Mimeta), und vor allem die vollen und abwechſelnden droſſelartigen Strophen einer Pinarolestesart, die den Namen »Neu-Guinea-Nachtigall« verdient und wie dieſe ein unſcheinbares, braunes Vögelchen iſt, das freilich zu einer ganz anderen Familie gehört. Mächtiges Rauſchen, ähnlich dem Brauſen einer Lokomotive, übertönt zuweilen das Geſamtkonzert und verwundert ſchaut der Neuling umher. Ein paar Nashornvögel (Buceros ruficollis) durcheilen die Luft und erzeugen durch die mächtigen Schläge ihrer kurzen Flügel jenes fremdartige, faſt erſchreckende Geräuſch, ſo laut wie es kein Adler hervorbringt. Aber Raubvögel ſind ſelten: einige ſchwarzohrige Milane (Milvus melanotis), ebenſo träge als ihre ſchön gefärbten Vettern, Haliastur girrinera, ſitzen hie und da auf dem dürren Aſte eines Urwaldrieſen, noch ſeltener ſieht man einen weiſsbauchigen Seeadler (Haliaetus leucogaster), den gröſsten Raubvogel Neu-Guineas, hoch in den Lüften ſeine Kreiſe beſchreiben. Das iſt ſo ungefähr alles, was ſich von der Vogelwelt bemerkbar macht, denn wie der geſchloſsene Hochwald bei uns, ſo iſt auch der Urwald ärmer als freieres Terrain. Aber wo bleiben die Paradiesvögel? höre ich fragen, von denen man ſich in Neu-Guinea jeden Baum voll träumt. Ja! die hatte ich ſchon in Konſtantinhafen gehört und ge-

ſehen, aber ich konnte ſie ſo wenig erlangen als hier, denn es gab eben Wichtigeres zu thun. Übrigens iſt es eine der Paradisea apoda und papuana verwandte Art mit gelben Seitenbüſcheln, wie mir die wenigen von den Eingeborenen gebrachten ſchlechten Bälge zeigten, bei denen der Vogel hier »Do« heiſst.

Wie zu erwarten, dauerte die wohlthuende Ruhe infolge des Fehlens der Eingeborenen nicht lange, denn faſt mit den erſten Vogelſtimmen, früh 5 ½ Uhr, hörten wir auch die unſerer Freunde und Gönner von Grager, und bald hatte ſich eine Anzahl Kanus um den Dampfer geſammelt. Ich konnte mich aber zu ihrem groſsen Leidweſen weniger mit ihnen beſchäftigen, denn vor allem war uns an einer näheren Unterſuchung des Hafens, ſeiner Dependenzen und Umgebung zu thun. In der letzteren Richtung lieſs ſich wenig thun, da ein Gürtel dichter Mangrove (Rhizophoren), welcher den Strand bildet, undurchdringliche Schranken ſetzt. In dem äuſserſten weſtlichen verſchmälerten zipfeligen Ende des Hafens, der hier Korallriff zeigt und nur mit Boot paſſierbar iſt, ſetzt ein ſchmaler Kanal in die Tiefe des Urwalds hinein. Wir befuhren ihn im Boot, blieben aber bald ſitzen und überzeugten uns, daſs hier keine Fluſsmündung ſei. Das Waſſer war brackig und in dem Dickicht der Nipapalmen, deren Wedel überall den Weg verſperrten, kaum durchzudringen. Dabei rührte in dem faſt ſtagnierendem Waſſer jeder Ruderſchlag neue moderige Dünſte verfaulender Pflanzenſtoffe auf; eine rechte echte Fieberluft, die man förmlich riechen konnte. Übrigens fanden wir die Spuren der Eingeborenen in betretenen Pfaden, die uns ſpäter zu wohlgepflegten Plantagen führten. Sie gehören den Inſelbewohnern, denn das Feſtland um Friedrich-Wilhelms-Hafen ſcheint ganz unbewohnt zu ſein. Der Boden iſt auch in dieſem Gebiet ein ſehr fruchtbarer, deſſen korallinifche Bildung die allenthalben umherliegenden Koralltrümmer deutlich erkennen laſſen. Die Baumvegetation war eine entſprechend üppige, aber das Auge ſucht vergebens nach jenen lieblichen Kindern Floras, den Blumen, die ſo mannigfach abwechſelnd unſere Wälder zieren. Hie und da ſieht man ein lilienartiges Staudengewächs mit plumper Blume, oder hoch in dem

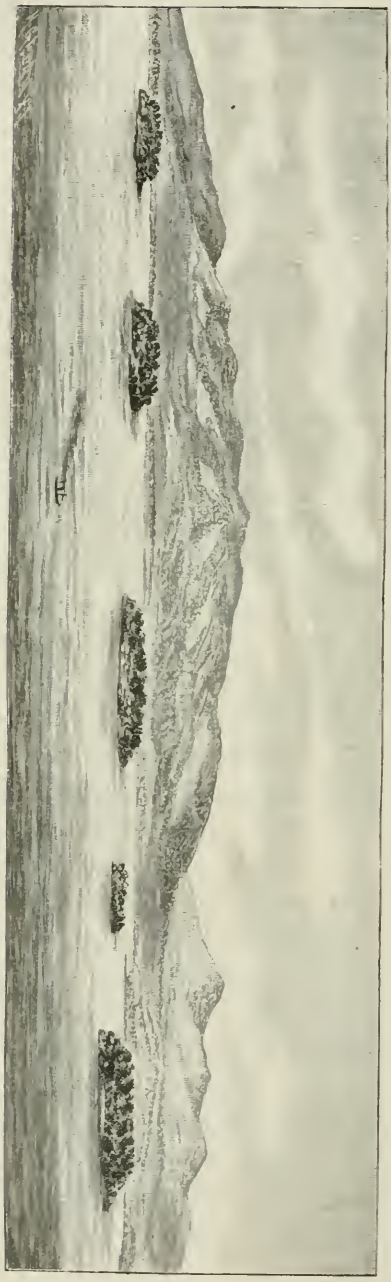
Gelaube die ſchön roten Blumen gewiſſer Schlingpflanzen guirlandenartig von Baum zu Baum ranken; ſeltener eine Orchidee. Dieſe Blumenarmut iſt eben für alle Urwälder dieſer Tropenregion charakteriſtiſch, wie der Reichtum an Lianen und anderen Schlingpflanzen. Letztere umſtricken groſse Bäume häufig ſo dicht, daſs die ſonſt ſchönen Formen bizarr und phantaſtiſch ausſehen. Die zahllos herabhängenden, oft armsdicken Enden, und die dünnen, mit häſslichen feinen Dornen beſetzten Ranken bereiten häufig unüberwindliche Hinderniſſe. Dieſe rankenden Lianen, die ſich anfangs, unſchuldig wie unſer Epheu, gleichſam ſchutzſuchend, an dem Baumſtamme emporwinden, ſaugen an ſeinem Lebensmark bis ſie ihn ſchlieſslich ganz erſticken. Hunderte von Paraſitenarmen, zu gewaltiger Dicke angewachſen, umklammern und halten den morſchen Rieſen noch zuſammen, an deſſen Zerſtörung Milliarden geſchäftiger Ameiſen mithelfen, bis ihn ein Windſtoſs ganz zu Boden ſtreckt. Das iſt ſo in wenigen Strichen das Bild eines Urwaldes, wie ich es im groſsen und ganzen überall in jenen Regionen fand, und das meiſt ſehr von den Vorſtellungen abweicht, welche ſich der Laie macht. Ja, dieſe Urwälder ſind groſsartig, intereſſant durch die Menge neuer Eindrücke, welche ſie dem Neuling bieten, der manche Begriffe von Baumwuchs, Üppigkeit und Vegetationsfülle zu verbeſſern haben wird, aber ein harmoniſches Ganze wie unſere Hochwälder bieten ſie nicht. Wer ſo lange, wie ich, in dieſen Urwäldern lebte, unter ihnen ſeine Hütte aufſchlug und täglich mit Schling- und Rankengewächſen zu kämpfen hatte, wie dies bei meinem früheren Aufenthalte an der Südoſtküſte Neu-Guineas und der Kap Yorkhalbinſel der Fall war, dem werden die heimiſchen Wälder erſt recht lieb geworden ſein und nach allen meinen Welterfahrungen muſs ich offen bekennen: »Der deutſche Wald iſt der ſchönſte!« Freilich iſt das ein individuell-nationales Urteil, in welches nicht alle einſtimmen werden und brauchen. Ich erinnere mich hierbei eines geborenen Auſtraliers, eines Koloniſten aus Neu-Süd-Wales, mit dem ich von Melbourne nach Sydney reiſte. Er kam eben von einer Vergnügungstour aus Europa, und war auch in Deutſchland geweſen. Aber unſere ſchönen Eichen und Buchen

hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht; das Herz ging ihm erſt auf, als er die unſchönen Eukalypten mit ihren ſperrigen Äſten, der zerfetzten Rinde und graugrünlichen dünnen Belaubung ſah, — »the finest trees in the world!« —

Es war ſehr ſchwer, ſich über die hydrographiſche Beſchaffenheit unſeres neuen Gebietes zu orientieren, und wir vermiſsten ſchon hier, wie ſpäter noch ſo oft, den Mangel einer Dampfbarkaſſe auf das ſchmerzlichſte. Aber die meiſt unter Führung von Kapitän Dallmann unternommenen Bootfahrten machten uns mit den Gewäſſern nördlich bis über die Inſel Tiar hinaus bekannt und zeigten uns die unrichtige Lage der »Thirty Islands« nach der flüchtigen Aufnahme der ruſſiſchen Kriegsſchiffe (Admirality Chart No. 1084), bis dahin dem einzigen kartographiſchen Hilfsmittel. Nördlich von unſerer nächſten Inſel Bilia (Eickſtedt-Inſel der deutſchen Karte), die durch eine ſo ſchmale Bootspaſſage vom Feſtlande getrennt iſt, daſs die Zweige der beiderſeitigen Bäume ein förmliches Dach bilden, öffnet ſich ein zweites geräumiges Baſſin, welches ſich trefflich als Hafen eignet und ſpäter von unſeren Kriegsſchiffen »Prinz-Heinrich-Hafen« genannt wurde. Dieſer Hafen erhält nordöſtlich durch eine etwas gröſsere Inſel (Götz-Inſel) und eine ganz kleine (Koch-Inſel), beide dichtbewaldet und unbewohnt, und das dieſelbe verbindende Korallriff, vollkommenen Schutz und iſt nur durch die Dallmann-Einfahrt zugänglich. Beide Häfen bilden prächtige Verſtecke, in welchen ſich viele Schiffe verbergen können. Nördlich von der Koch-Inſel bis Tiar (Aly-Inſel der deutſchen Karten) ſind viele flache Stellen; öſtlich ziehen ſich Riffe hin, mit heftiger Brandung, ſichtbaren Treibholzſtämmen und einem ſchwarzen Felſen, wodurch unſeren beiden Häfen eine zweite Schutzmauer geſichert iſt. Zugleich wird dadurch eine Einfahrt nördlich von Grager kaum möglich, in welcher Richtung noch zwei weitere Inſeln zu folgen ſcheinen, die aber nach den Aufnahmen unſerer Kriegsſchiffe nur Teile der erſteren ſind. Im übrigen haben die Dampfbarkaſſen der Kriegsſchiffe ſich ungefähr in denſelben Grenzen gehalten, welche wir mit unſerem Segelboot erreichten und ebenſowenig als wir eine Fluſsmündung entdeckt. Übrigens

fehlt es nicht ganz an Frischwasser, und es sind wenigstens Tümpel mit solchen vorhanden. Ein Fluss könnte möglicherweise etwas westlich von Tiar münden; wenigstens deuten dichte Bestände von Nipapalmen darauf hin. Wir konnten aber die seichte Bucht nicht näher untersuchen, in der wir, wie schon vorher in einer Seitenbucht von Friedrich-Wilhelms-Hafen, Vorrichtungen zum Fischfang bemerkten, die wir nicht zerstören wollten. Ein dichtes Rickelwerk von eingesteckten Pfählen hinderte den Durchgang, wie für uns so für Fische, und führte die letzteren in Reusen, mit welchen die freigelassenen Öffnungen versehen waren, ganz in der Weise, wie dies allenthalben geschieht.

Nach von Maclay besteht der Archipel aus etlichen dreissig Inseln, aber ich vermochte mir auch bei den Eingeborenen keine Aufklärung zu verschaffen. Ein jedenfalls sehr bewanderter Mann nannte mir zweiundvierzig Namen, die wohl aber weniger Inseln, sondern die oft sehr kleinen, nur aus ein paar Häusern bestehenden Siedelungen betreffen. Ein anderer wusste siebenundzwanzig, ein dritter nur sechs Namen aufzuzählen, die ich aber ohne weiteres übergehen kann, da sie hier doch keinerlei Interesse haben. Aus den Nachrichten der Eingeborenen schien übrigens hervorzugehen, dass die unmittelbare Umgebung der beiden Häfen nicht bewohnt ist, dass aber weiter nördlich »Panu«, Dörfer vorkommen. Nach unseren Erfahrungen dürfte der die Häfen einfassende Urwaldgürtel nicht allzubreit sein und dahinter sich vermutlich schönes Land finden. Wenigstens sahen wir auf den Hansemann-Bergen, die eine gute Landmarke für anfegelnde Schiffe bilden, zahlreiche »Kulturflecke«, d. h. Plantagen. Dies war bei einem späteren Besuch (Mai 1885), bei welchem wir ganz nahe unter der Küste dampfend einen besseren Einblick in diese so schwierigen hydrographischen Verhältnisse erlangten. Der Archipel der zufriedenen Menschen scheint sich von Kap Kusserow ca. 10 Meter nördlich zu erstrecken, bis zu dem sogenannten Kap Juno von d'Urville, das sich nur schwer erkennen lässt. In diesem Gebiete zählte ich sechzehn kleine Inseln, die alle niedrig, anscheinend unbewohnt und dicht bewaldet sind, wie die Festlandsküste selbst,



Hanſemann-Berge (aus Nordoſt).

welche oft ſchwer zu unterſcheiden iſt. Verſchiedene dieſer Inſeln ſind durch Riff verbunden und dürften bei näherer Unterſuchung vielleicht brauchbare Ankerplätze geben. Die Einfahrt zu einem anſcheinend ſehr geräumigen, trefflichen Hafen ſah ich ſüdlich von Juno-Point, wir hatten aber keine Zeit, denſelben zu unterſuchen, und mußten dies ſchon aus Mangel an einer Dampfbarkaſſe aufgeben. Wie ich ſpäter durch Güte von Herrn Friederichſen erfuhr, iſt dieſer Hafen im Jahre 1883 von dem ruſſiſchen Kriegsſchiff »Skobeleff« beſucht und »Port Alexis«*), die davor liegende Inſel »Skobeleff« benannt worden. Ihr nördlichſter Punkt wurde zu 5°, 4′ 6″ Süd und 145°, 48′, 21″ Oſt beſtimmt.

Auf den von unſerer Admiralität publizierten Karten ſind nördlich von Grager (Fiſchel-Inſel) nur zwei größere Inſeln: Örtzen und Follenius, und zwi-

*) In der Kartenſkizze von Hauptmann Dreger (Nachrichten aus Kaiſer Wilhelmsland. Heft II 1887) iſt dieſer Hafen ca. 3 M. ſüdlicher verzeichnet; zwiſchen dieſem und Prinz-Heinrichs-Hafen noch ein neuer: Prinz-Friedrich-Karl-Hafen.

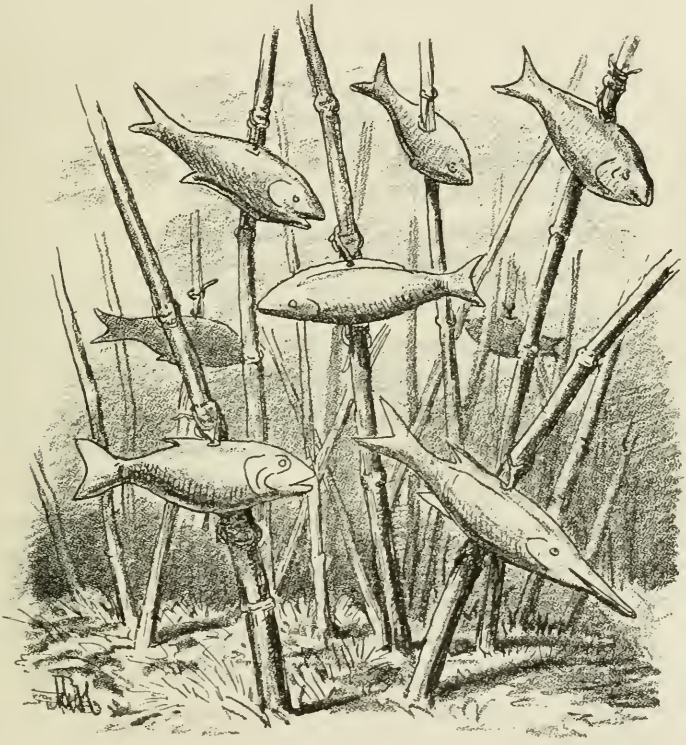
ſchen beiden etwas weſtlich, eine kleine, Franz-Inſel, verzeichnet, alle übrigen Inſeln weiter nördlich aber weggelaſſen. Tiár, oder Dsiár, wie es manche Eingeborene ausſprechen, (Aly-Inſel der deutſchen Karten) iſt bedeutend kleiner als Grager, dicht bewaldet, mit wenig Kokospalmen, hat aber eine zahlreiche Bevölkerung, welche im Archipel eine dominierende Stellung zu behaupten ſcheint, denn auch die Grageriten fürchteten ſich vor Tiar. An dem Sandſtrande der Weſtſeite landeten wir und beſichtigten das Dorf. Die Häuſer des-

Haus auf Tiar.

ſelben liegen wie immer ſehr zerſtreut, ſind groſs, ſehr gut gebaut und ſtehen niedrig auf Pfählen. Vor der Thür iſt ein breiter, von dem ſeitlich weit herabhängenden Dach mit bedeckter Vorplatz, wie dies die beigegebene Abbildung am beſten zeigen wird. Ich entdeckte auch das etwas abſeits unter Bäumen verſteckte Verſammlungshaus der Männer, »Dasem« genannt. Es enthielt ein paar Holz-Signaltrommeln, hier »Do«, von koloſſaler Gröſse (vergl. Atlas XIII. 1.),

dadurch neu, dafs an dem einen Ende ein grofses Loch durchgebohrt war, um, wie die Männer andeuteten, einen Strick durchziehen und fo das fchwere Inftrument leichter bewegen zu können. Aufser den üblichen Unterkiefern von Schweinen, hing an einem der Querbalken eine Holzfchnitzerei, wie ich fie bisher nicht gefehen hatte. Sie war ziemlich grofs, aus einem Stück gefchnitzt und ftellte einen an den zufammengebundenen Vorderbeinen aufgehangenen, fchwarz und weifsen Hund oder vielmehr eine Hündin dar, wie drei Reihen Säugewarzen zeigten. Das Tier wurde »Agaun« genannt (Taf. XV. 2), aber wie ich erwartet hatte, nicht verkauft. Die Eingeborenen fahen es aber gern, dafs ich ihr Kunftwerk abzeichnete. Die Bedeutung diefer merkwürdigen Figur, die nicht wohl im Zufammenhang mit Ahnenkultus ftehen kann, vermochte ich natürlich nicht zu ergründen, aber Laune und Phantafie der Papuas fchaffen zuweilen Werke der Holzbildnerei, die ihr Entftehen Zufälligkeiten zu verdanken haben und denen keine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt. So fah ich in Neu-Britannien einmal ein Stammftück, auf welchem fehr kenntlich ein Haififch in Relief ausgezimmert war. Ich dachte natürlich an Haififch-Verehrung und dergl., erfuhr aber, dafs bei Gelegenheit des Fanges eines grofsen Hais ein Kanaker zum Spafs deffen Bildnis gezimmert hatte, um für feinen Fleifs »Diwarra« (Mufchelgeld) einzufammeln. Ähnlichen Urfprunges waren vielleicht die aus Holz gefchnitzten Fifche, welche wir auf Tiar nicht weit vom Verfammlungshaufe entdeckten, und die, wie die Abbildung zeigt, ebenfo fehr durch die Ausführung als namentlich auch die fonderbare Art der Aufftellung überrafchten. Sie ftreckten oder hingen nämlich an langen und dicken Bamburohren, die einen freien Platz fchmückten, der unter gewifsen »Tabu« zu ftehen fchien, denn anfänglich wollten die Eingeborenen nicht dulden, dafs ich mir das merkwürdige Denkmal näher betrachtete. Als fie aber fahen, dafs ich nichts mitnahm, was fie vielleicht gefürchtet hatten, liefsen fie mich ruhig zeichnen und verkauften mir fogar einen der Fifche. Diefe »Ji«, (= Fifch) (XV. 3) waren zum Teil in beträchtlicher Gröfse (60 cm bis 1 m 80 cm), aus einem Stück Holz gezimmert, bemalt und fo natürlich nach-

gebildet, dafs man an einzelnen die Gattung erkennen konnte. So unter anderen Makrele, Hemiramphus, Chaetodon, Pagrus — auch ein Delphin (Phocaena) war dabei. Eine ſolche, ſehr deutlich wiedergegebene, Makrele, hielt einen anderen kleinen Fiſch im Maul, eine andere einen Menſchenkopf. Auch die Bemalung war im ganzen ziemlich naturgetreu; unter den benutzten Farben Grün bemer-



Tabuplatz auf Tiar.

kenswert, weil es ſonſt 10 ſelten im Malkaſten der Papuas vorkommt und metalliſchen Urſprungs zu ſein ſcheint. — Holzſchnitzereien von Fiſchen, die wir ja ſchon in Bilibili ſahen, ſind übrigens im ganzen Archipel häufig und offenbar Wahrzeichen des Fiſchereigewerbes, welches hier ſo ſehr floriert. Dafür ſprachen die ſchon erwähnten

Reuſen, die groſsen Fiſchnetze, welche beſonders Tiar auszeichneten ſowie hübſche Fiſchhaken »Aule«. Sie beſtehen aus einem rundgeſchliffenem Stifte aus Tridacna, an welchem mittelſt Bindfaden ein Haken aus Schildpatt oder Bein befeſtigt iſt, oder ſind ganz aus Schildpatt. Dieſe Art Fiſchhaken (vergl. Atlas T. IX, 3—7) finden ſich in derſelben Weiſe an der ganzen Nordoſtküſte Neu-Guineas und weichen ſehr erheblich von den in Mikroneſien gebräuchlichen aus Perlmutter ab. Aber ich erhielt von Banab (Ocean-Island) Fiſchhaken, die ſonderbarerweiſe in der Form ganz mit denen von Neu-Guinea übereinſtimmen, nur daſs der Stiel aus Kalkſpat beſteht, ein Beweis, wie unabhängig voneinander in verſchiedenen Lokalitäten dieſelben Erfindungen gemacht werden. Eiſerne Angelhaken fanden übrigens nicht den Beifall der Eingeborenen, wie dies überall zuerſt der Fall iſt, wo ſie den Vorteil derſelben noch nicht kennen. Die Bewohner Tiars ſcheinen in Bezug auf Schiffsbau- und Schiffahrt übrigens mit Bilibili zu rivaliſieren, wie die am Strande liegenden Kanus zeigten. Sie ſtimmen in der Bauart ganz mit denen Bilibilis überein, haben aber keine Sförmig gebogenen Schnäbel, ſondern an der Spitze iſt ein gekrümmter Stock angebracht, an welchem Nautilus-Muſcheln befeſtigt ſind. Dieſer letztere Schmuck ſoll übrigens nur Kanus von Häuptlingen zukommen.

Bilia (Eickſtedt-Inſel) obwohl gröſser als Tiar, hat eine viel geringere Bevölkerung und iſt in jeder Weiſe ärmer. Eine Gruppe Kokospalmen zeigte, wie immer, das Bewohntſein an, aber in dem dichten Walde, welcher die ganze Inſel bekleidet, fanden wir das Dorf erſt als wir die enge Einfahrt an der Nordoſtſpitze entdeckten. Sie führt zu einer hübſchen Lagune, welche das Centrum der Inſel bildet, die dadurch ganz zu einem Miniatur-Atoll wird; nur daſs das Feſtland viel höher als bei eigentlichen Atolls und mit gutem Boden bedeckt iſt. An der Oſtſeite des inneren Lagunenrandes ſtehen die wenigen, ziemlich ärmlichen und kleinen Häuſer (Aab) die nichts Bemerkenswertes zeigten. Die Leute waren ſehr freundlich; nur ein Mann ſtellte ſich ſehr ungebärdig und ſchrie wie ein Verrückter — und war in der That ein ſolcher, übrigens eine ſeltene Erſcheinung

unter Eingeborenen, die mir nur wenigemal vorkam. — Töpferei wird auch auf Bilia betrieben, aber das Fabrikat iſt nicht ſo ſchön als auf Bilibili. Ein Verſammlungshaus war ebenfalls vorhanden, und hier entdeckte ich etwas Neues. Dieſes Haus, Szirit genannt, war den Verhältniſſen des Dorfes entſprechend klein, im Bauſtil gleich den groſsen auf Bilibili. Die beiden Giebelſeiten waren faſt ganz mit Mattengeflecht aus Kokosblatt zugedeckt, ſo daſs nur eine kleine Thür zum Hineinkriechen frei blieb. In der offenen Giebelſpitze hingen aus Holz geſchnitzte Fiſche (hier Ing), ähnlich denen von Tiar, aber ſchlechter und kleiner. Im Inneren fehlte das bekannte Schlafgerüſt (Barim) und die groſse Trommel (Do) nicht, aber ich entdeckte zufällig ein Gerät, welches die Eingeborenen ſehr hochzuhalten ſchienen und das ſie offenbar nur ungern in meinen Händen ſahen. Es war dies ein ca. 30 cm langes flaches, ſpatelförmiges Stück Bambu, in der Form ganz wie ein Falzbein, auf der einen Seite mit fein eingraviertem, zierlichem Muſter ornamentiert, von welchen ich ſchon früher an Bord eine ganze Menge eingehandelt hatte. Ich hielt dieſe »Tonde« genannten Spatel (vergl. Atlas V, 5, 6) anfänglich für ſogenannte Kalklöffel; da ſie aber nicht zu dieſem Zweck benutzt wurden, glaubte ich, daſs ſie zum Aufbrechen von Betelnüſſen oder dergleichen dienten. Angeſichts der Geheimnisthuerei, mit welcher die hier aufbewahrten Spatel, »Tohn« genannt, behandelt wurden, erſchien auch dieſe Deutung unzutreffend, denn niemals ſind mir Gegenſtände vorgekommen, die von den Eingeborenen offenbar ſo hoch verehrt wurden als dieſe. Trotz hoher Gebote wurde nicht einer der zwölf Tohn abgegeben, obwohl dieſelben Inſtrumente auſserhalb des Szirit von Bilia kaum von Wert ſchienen. Zweck und Bedeutung ſind mir daher nie recht klar geworden, und erſt ſpäter fiel es mir ein, daſs die Tohn vielleicht mit der Beſchneidung, welche auch auf einigen Inſeln dieſes Archipels herrſcht, in Beziehung ſtehen mögen, obwohl dies aus verſchiedenen anderen Gründen kaum glaublich ſcheint. Wahrſcheinlicher dürfte ſein, daſs ſie gleich unſeren Spachteln zum Bereiten der roten Farbe (Behm), reſp. zum Bemalen dienen, wie das vertiefte Muſter in Wahrheit als Stempel benutzt

wird, um mit Kalk bepudert als Feſtſchmuck auf die Backen gedruckt zu werden. Rote Farbe, Federſchmuck und andere Putzrequiſiten waren neben den Tohn im Szirit vorhanden, das ja wie alle dieſe Verſammlungshäuſer den Vorbereitungen, zum Teil den Feſten der Männer ſelbſt gilt. Wenn die Papuas Neu-Guineas auch kein rechtes Wort für das »Tabu« der Ozeanier zu haben ſcheinen, ſo iſt die Sitte doch vorhanden. Nicht nur Gegenſtände, ſondern Häuſer, Bäume, ja gewiſſe Diſtrikte können für kürzere oder längere Zeit unter »Tabu« geſtellt, d. h. unantaſtbar gemacht werden, wie z. B. zeitweilig die Kokospalmen. Für das weibliche Geſchlecht ſind die Verſammlungshäuſer ſtets tabu, wie das meiſte, was ſie enthalten. So dürfen, wie ich dies ſchon in Neu-Britannien beobachtete, gewiſſe Muſikinſtrumente der Männer, vor allem die groſsen Signaltrommeln, nie von einem Weiberauge geſehen werden. Wenn daher auch Frauen ungeſcheut beim Verſammlungshauſe vorübergehen oder vor demſelben ſtehen bleiben, das Innere betreten ſie nicht. Man hat ihnen davor eine ſo groſse Furcht eingeflöſst, daſs jede Frau glaubt, der bloſse Anblick einer Trommel würde genügen, ſie zu töten, ja ſelbſt der Ton wirkt ſchon erſchreckend und treibt die Weiber in das Innere ihrer Hütten. Dieſe Furcht hat nichts mit Götzenkultus, Heilighaltung und dergleichen zu thun, ſondern iſt von den Männern nur aus Klugheit erſonnen worden, damit ſie ungeſtört von den Frauen und Kindern ihre Feſte feiern und ihre Schmauſereien halten können. Damit erklärt ſich das myſteriöſe Dunkel ſehr einfach und praktiſch. Und vergeſſen wir doch nicht, daſs im Leben der Kulturmenſchen die Männerwelt vielfach bevorzugt iſt und in ihren Klubs, Logen u. ſ. w. heitere und ernſte Verſammlungen abhält, an denen die Damen nicht teilnehmen dürfen und die für ſie ebenfalls »tabu« ſind.

Trotz des von Siedelungen abgelegenen Ankerplatzes war es doch ſtets lebendig um die Samoa; das Kommen und Gehen von Kanus nahm kein Ende. Alle wollten gern ſchachern, aber an Lebensmitteln (Taro, Jams, Kokosnüſſen) wurde trotz des anſcheinenden Überfluſſes kaum Nennenswertes gebracht. Dabei zeigte ſich, wie dies ſtets der Fall iſt, die gegenſeitige Eiferſucht der Inſulaner unter-

einander; die Grageriten warnten vor Tiar, die Tiariten vor Grager, alle machten ſich gegenſeitig ſchlecht und keiner gönnte dem anderen etwas. Ja, auch dieſe »zufriedenen« Menſchen ſchienen öfters recht unzufrieden, und Streitigkeiten, die mit den Waffen ausgefochten werden, kommen ebenfalls vor. Lebt doch nirgends der Naturmenſch in jener paradieſiſchen Unſchuld und Glückſeligkeit, in welcher Rouſſeau und andere Schwärmer denſelben ſchildern, und überall hat der Menſch im Kampfe ums Daſein zu ſtreiten.

Die zufriedenen Menſchen ſind übrigens in ihren Raſſencharakteren echte Papuas, erſchienen aber, wie die Bilibiliten, kräftiger und ein feinerer Menſchenſchlag als die Bewohner von Port Konſtantin, hauptſächlich wohl infolge der beſſeren Ernährungsverhältniſſe. Die Höhe der von mir gemeſſenen Männer bewegte ſich zwiſchen 1,470,0 und 1,62,0 Meter. Wir kamen übrigens trefflich mit den Leuten aus, und wie wir ſie an Bord der Samoa gut behandelten, ſo erwiderten ſie dies in ihren Dörfern. Freilich zeigten ſich die Frauen (Pein) nur verſtohlen, aber nach und nach kamen ſie mit ihren Männern längsſeit, um ſich das fremde Ungeheuer und deſſen Bewohner anzuſehen. Wie ich dies ſchon in Aſtrolabe-Bai bemerkt hatte, ſcheint auch hier, dem ſonſtigen Brauch vieler Melaneſier entgegen, keine Vielweiberei zu herrſchen, denn immer ſtellte uns der Mann nur eine beſſere Hälfte vor. Die Leute führen alſo einen ſehr moraliſchen Lebenswandel, wie ich dies bei allen von der Civiliſation noch unberührten Eingeborenen gefunden habe. Dabei herrſcht eine Decenz, die vielen Kulturmenſchen zum Muſter dienen könnte. Als ſich einſt einer unſerer Leute beim Baden unbekleidet zeigte, verbargen alle Frauen und Mädchen ſcheu ihre Geſichter, und ich will dieſen einen Fall nur deshalb anführen, weil man gewöhnlich geneigt iſt, von ſogenannten Wilden gerade ein entgegengeſetztes Betragen vorauszuſetzen.

Die Eitelkeit des weiblichen Geſchlechts verleugnete ſich auch bei dieſen Naturkindern nicht, die in ihrem ſchönſten Staat erſchienen, wovon die nachfolgende Abbildung eines jungen Mädchens eine Probe giebt. Die Frauen trugen ihre beſten Grasröcke, »Nai«, junge Mädchen vorn und hinten ein buntes Schürzchen (ähnlich T. XVI 9)

zuweilen mehrere volantartig übereinander, welche die hübſchen braunen Geſtalten in der That gut kleideten. Und ſo ein biſschen Kokettieren verſtehen ſelbſt Papuamädchen, das iſt ein Erbteil des ganzen weiblichen Geſchlechts! Das Haar hing in ſorgfältig gedrehten dünnen Strähnen, gleich Polkalöckchen, vorn bis zu den Augen, hinten bis in den Nacken herab und glänzte im ſchönſten Rot. Schon daran konnte man die Wohlhabenheit erkennen, an dem ſonſtigen Ausputz aber Reichtum. Den Hals zierten lange Schnüre aufgereihter Samenkerne von Coix lacryma, die an matte Schmelzperlen erinnern, die Bruſt mehrere groſse flache Ringe aus dem Baſisteil eines Conus, ebenſolche waren an den breiten Arm- und Kniebändern aus rotem oder gelbem Grasgeflecht befeſtigt. Ich habe ſelten in Neu-Guinea ſo reich geſchmückte Mädchen geſehen als hier, aber es war nur eine Ausnahme, die der beſonderen feierlichen Gelegenheit galt. Die Männer hatten mit Beendigung der Feſte bereits wieder ihr Alltagsgewand angelegt, d. h. einen gewöhnlichen Lendenſchurz, Mal, umgebunden; Armband und Halsſtrickchen vollendeten das einfache Koſtüm. Ein etwa fingerdicker Halsſtrick bezeichnete übrigens einen Häuptling oder angeſehenen Mann überhaupt und war unverkäuflich. An Waffen hatten ſie Überfluſs und verkauften davon am liebſten. Ihre Waffen ſind übrigens dieſelben als in ganz Aſtrolabe-Bai (Wurfſpeer, Bogen »Fi«, Pfeil »Tu«), aber beſſer gearbeitet als z. B. in Bongu. Ungern gaben ſie dagegen die ſchön mit erhabener Schnitzerei verzierten runden Schilde her, die ganz ſo ſind, wie die auf Bilibili, die aber hier »Gubir« oder »Gubil« (Taf. XII, 1) heiſsen, da r und l meiſt gleich-

Junges Mädchen.

lauten wie in allen Papuaſprachen. Die Kunſtfertigkeit in Holzarbeiten zeigten beſonders die ſanduhrförmigen Handtrommeln (Dubuag oder Dugag), deren Henkel zuweilen ſehr geſchmackvoll durchbrochen gearbeitet waren (vergl. T. XIII 2 u. 3), und kahnförmige oder ovale Schüſſeln, Tabir, die mit zu den Wertgegenſtänden gehören, z. B. den Brautpreis hauptſächlich mit ausmachen. Dieſe Tabir ſind ſehr ſauber gefertigt, am Rande mit erhabener Schnitzerei verziert und mit einer glänzenden metalliſchen Maſſe geſchwärzt, die Mangan oder Graphit zu ſein ſcheint. Alle dieſe Gegenſtände waren Repräſentanten der Steinperiode, welche bei unſerem Beſuche in Friedrich-Wilhelms-Hafen noch voll und ganz herrſchte. Von dem durch die Ruſſen zurückgelaſſenen Eiſen ſahen wir nichts mehr. Die hieſigen Steinäxte, »Ihr«, ſind übrigens ganz ſo wie die in Bongu.

An Lebensmitteln war kaum etwas zu erlangen, und ohne eigene Vorräte kann der Fremde in dieſen reichen Tropengebieten beinahe verhungern. Dieſe überall in Neu-Guinea herrſchende Knappheit an Nahrungsmitteln des Landes iſt auch für Inlandexpeditionen, namentlich im Hinblick auf das eingeborene Trägerperſonal, ſehr hinderlich und erſchwert ſolche ungemein. Jams heiſst in Friedrich-Wilhelms-Hafen »Dabel«, Banane »Fud«, Betel »Jeb«, Schwein »Bor« oder »Bol«, Kokosnuſs »Niu«, letzteres ein polyneſiſches Wort, aber weit über Neu-Guinea verbreitet. Ich führe dieſe wenigen Wörter nur an, um die groſse Verſchiedenheit der Sprache von Grager und Bongu zu zeigen, Lokalitäten, die kaum 20 Meilen entfernt voneinander liegen und zwiſchen denen noch fünf oder ſechs verſchiedene Dialekte geſprochen werden; zugleich ein Beiſpiel des heilloſen Sprachgewirrs in Neu-Guinea und Melaneſien überhaupt.

Um für die etwa nachfolgenden Kriegsſchiffe Zeichen unſeres Beſuches zu hinterlaſſen, beſchloſſen wir eine Flagge aufzuhiſſen und klärten zu dieſem Zweck eine Stelle auf der die Südſeite von Friedrich-Wilhelms-Hafen bildenden Halbinſel, die ſpäter auch von den deutſchen Kriegsſchiffen benutzt und »Flaggenhalbinſel« benannt wurde. Die Eingeborenen ſahen, dieſen Arbeiten mit Vergnügen zu, denn nichts imponierte ihnen mehr als die Wirkung der eiſernen Hau-

geräte. Ja, das ging freilich ſchneller als mit ihren Steinäxten, und es gab allemal ein lautes Freudengeſchrei, wenn unter den Schlägen der ſchweren amerikaniſchen Äxte ein groſser Baum ſich neigte und krachend zuſammenbrach, mit ſeinem Falle andere Bäume niederſchmetternd. Wir hatten zu thun, um die Kanus in gehöriger Entfernung zu halten. Denn daſs Bäume ſo ſchnell gefällt werden konnten, ſchien den Eingeborenen unglaublich, und ſie ſtoben erſt in wilder Flucht auseinander, wenn das erſte Gekniſter das baldige Fallen ſignaliſierte. Als eine beſondere Auszeichnung wurde es betrachtet, wenn ich dem einen oder anderen ein Beil anvertraute, denn alle wollten ſich gern mit an dem Vernichtungswerk beteiligen. Aber die Kräfte der Eingeborenen reichten nur hin, um dünneres Unterholz, Äſte und dergleichen abzuhauen, denn abgeſehen, daſs ſie ein Beil überhaupt nur ſchlecht zu hantieren verſtanden, ſo fehlte es ihnen namentlich an phyſiſcher Stärke, denn alle dieſe Naturmenſchen haben ihre Muskeln wenig ausgebildet und ſind infolgedeſſen nur ſchwach. Mit betrübtem Geſicht legten die meiſten nach wenigen Schlägen die Äxte nieder und deuteten an, daſs dieſe ihnen zu ſchwer ſeien. Ja, die Eingeborenen ſelbſt werden bei der einſtigen Urbarmachung und Klärung dieſes Landes wohl wenig nützen, und man wird, wie überall, auf ihre Hilfe nicht ſehr zu rechnen haben. Romillys draſtiſche Neubenennung des »Archipel der zufriedenen Menſchen« in »Archipelago of uſeleſs idle men« trifft mit wenig Worten das Richtige, und er kennt Kanaker beſſer als irgend jemand. Groſse Freude erregte das Aufhiſſen der Flagge ſelbſt, deren Farben (ſchwarz »sed«, weiſs »ruo«, rot »ſiar«) den Eingeborenen beſonders zu gefallen ſchienen, weil es dieſelben ſind, welche ſie kennen. Bald ſollten ſie ganz unter den Schutz dieſer mächtigen Trikolore geſtellt werden, denn gerade einen Monat ſpäter (am 20. November 1884) entfaltete ſich an derſelben Stelle die Flagge der deutſchen Kriegsmarine.

Wir hatten zum groſsen Leidweſen das von den Eingeborenen ſo ſehr gewünſchte und erwartete Panu (Dorf) nicht gebaut, und muſsten ſie auf »Wiederkommen« vertröſten, wofür ſchon die Flagge bürgte, die ich

den erſten Häuptlingen Malbag, Szebog, Telom von Grager, Kuram von Bilia, Karun und Amang von Tiar übergab, welche, wie wir ſpäter ſehen werden, in vollem Verſtändnis trefflich für die Erhaltung forgten. So verlieſsen wir denn Friedrich-Wilhelms-Hafen, eine Kanuflotille mit fröhlichen Eingeborenen im Schlepptau, die alle »o! Maclay! ujan-ujan« (ſehr gut) riefen und uns erſt in der Dallmann-Einfahrt verlieſsen.

Viertes Kapitel.

Längs der Maclayküſte.

Küſte bis Kap Croiſsilles. — Es giebt kein Kap Duperrey. — Karkar, oder Dampier-Inſel. — Wir umſchiffen dieſelbe. — Neues „Giebacht-Inſelchen“. — Eingeborene. — Zuſammentreffen mit denſelben. — Treffliche Lokalitäten für Deportation. — Bismarck-Gebirge. — Längs der Maclayküſte. — Geringe Kenntnis derſelben. — Gabinafluſs. — Vulkaniſche Anzeichen. — Küſtengebirge. — Schönes Land. — Spärlich bevölkert. — Kleine und verlaſſene Dörfer. — Sareuak-Buchtung. — Erſte Begegnung mit Eingeborenen. — Finisterre-Gebirge. — Heimatliche Landſchaft. — Pfahldörfer — Teliata-Huk. — Das merkwürdige Teraſſenland. — Exkurſion dahin. — Dallmannfluſs. — Die Terraſſen ſind gehobener Korallfels — haben ausgezeichneten Boden — trefflich für Weiden. — Temperatur. — Geringes Tierleben. — Baſilisk-Gorge — Rook und Lottin. — Cape King William nicht aufzufinden. — Auffallende Schluchten. — „Meerfall“. — „Kanzel“. — „Bienenkorb“. — Feſtungs-Huk. — Siedelungen ſchwer bemerkbar. — Geringe Bevölkerung. — Zuſammentreffen mit derſelben — deren Verwandtſchaft mit Huon-Golf. — Keine Menſchenfreſſer. — Andenken Verſtorbener. — Rückblick auf die Maclayküſte. — Vorzüge derſelben. — Keine Häfen. — Hinüber nach Neu-Britannien. — Unrichtigkeit der Karten. — Längs der unbekannten Südküſte — verſpricht wenig. — „Hanſabucht“. — Eingeborene. — Rückkehr nach Mioko.

Karkar, Dampiers »Isle Brûlante«, die ſpäter den Namen dieſes groſsen Seefahrers erhielt, war unſer nächſtes Ziel und ſchien angeſichts der ſo kärglichen Nachrichten über dieſelbe wohl einer Rekognoszierung wert. Wir dampften nordwärts bis Kap Croiſsilles hinauf, längs einer Küſte, die einen ganz anderen Charakter als die bisher geſehene von Aſtrolabe-Bai zeigte. Sie erſcheint wie ein ausgedehntes, dichtbewaldetes Vorland, an welches ſich weiter innland niedrigere Bergketten anſchlieſsen. Kokospalmen fehlen dieſem Gebiete leider faſt ganz und damit auch der Menſch, deſſen Exiſtenz mit dem Vorkommen und der Häufigkeit der erſteren in ſo innigem

Zuſammenhange ſteht. Nur gegen das Kap zu bemerkten wir unter dem Schatten einiger Kokospalmen ein Dorf; die Bevölkerung dieſes ca. 15 Meilen langen Küſtenſtriches iſt daher jedenfalls nur ſehr ſpärlich. Die Ungenauigkeit der vorhandenen Karten wurde uns ſchon auf dieſer kurzen Strecke klar. Vergebens ſuchten wir Kap Duperrey*) und auch Kap Croiſſilles markiert ſich in der gleichförmigen Küſtenlandſchaft nur wenig.

Dampier-Inſel erscheint vom Süden aus geſehen wie ein mächtiger, dicht bewaldeter, ſtumpfer Kegel, deſſen Höhe auf 5000 Fuſs angegeben wird und der ſchon in weiter Ferne die vulkaniſche Bildung deutlich erkennen läſst. Als Dampier Anfang 1700 die Inſel entdeckte, fand er den Vulkan in voller Thätigkeit und gab der Inſel deshalb den Namen die »brennende«. Jetzt iſt der Krater längſt erloſchen; nur die den Spitzenteil verhüllenden Wolken, welche meiſt hier lagern, erinnern zuweilen an mächtigen Rauch.

Wie es ſcheint iſt die Inſel ſeit Dampier nicht mehr betreten worden, und auch wir muſsten uns auf eine Umſchiffung derſelben beſchränken, denn nirgends fanden wir einen Hafen- oder Ankerplatz, noch ſonſt eine Stelle, welche aus praktiſchen Gründen zu einer Landung verleiten konnte. Überall zeigte ſich dichter Urwald, von der Waſſerkante des Ufers bis zur höchſten Spitze, in einer Üppigkeit wie man ſelten Urwald zu ſehen bekommt, nirgends geklärte Stellen mit Plantagen, ſelten flacheres Vorland und dann nur in geringerer Ausdehnung. An der Nordweſtſeite der Inſel ſahen wir hie und da felſiges Steilufer, Baſalt, aus dem die Inſel zu beſtehen ſcheint. Nur wenige Male hatten wir Korallriffen auszuweichen, aber an der Nordſpitze entdeckten wir kaum eine halbe Seemeile von der Küſte ein kleines Inſelchen, das keine Karte verzeichnet, und von welchem ſich ca. 3 Seemeilen ein Riff mit Brandung und einem einzelnen

*) Auch Kapit. z. S. Schering bemerkt: „Kap Duperré iſt gar nicht vorhanden“ und ich weiſs nicht aus welchen Gründen Hauptmann Dreger „K. Duperré“ an Stelle von K. Kuſſerow ſetzt, da es nach der engl. Admiralitäts-Karte doch 4 Meilen nördlicher verzeichnet iſt.

kahlen ſchwarzen Fels nach Oſt hinzieht. Ich benannte das Inſelchen, immerhin groſs genug um das gröſste Schiff zum Scheitern zu bringen, »Giebacht-Inſel«. Vom Norden aus geſehen, bietet Dampier übrigens ein ganz anderes Bild als vom Süden und erſcheint als ein langgeſtreckter Gebirgsrücken mit zwei hohen ſtumpfen Kegeln, beides erloſchene Vulkane.

Wir waren an der Leeſeite, alſo von Weſt nach Oſt um die Inſel gegangen und beobachteten nur an dieſer unbedeutende Siedelungen der Eingeborenen; die Oſtſeite ſchien unbewohnt. Die gröſste der weſtlichen Siedelungen zählte etwa 10 Häuſer, die übrigen zehn je 2—4 Häuſer, verdienten alſo kaum den Namen von Dörfern. Aus der geringen Anzahl von Kokospalmen konnte man ſchon mit ziemlicher Sicherheit auf die geringe Bevölkerung ſchlieſsen, wie ſich das meiſt überall wiederholt. Einzelne Siedelungen beſaſsen kaum mehr als etliche, die gröſste nur 30 Kokospalmen, das war alles!

Die wenigen Eingeborenen, welche uns am Ufer mit Staunen betrachteten, gaben ſich durch Schreien alle erdenkliche Mühe uns an Land einzuladen, aber nur bei dem einen Dorfe kamen etliche Kanus ab, ſo daſs wir die Maſchine ſtoppten, um die Leutchen kennen zu lernen. »Oh! Maclay« war ihr erſtes Wort und »Kai« (Eiſen) ihr zweites, dies aber auch alles was ich verſtand, denn auf Karkar wird eine ganz andere Sprache geſprochen. Sie klang viel rauher als in Aſtrolabe; dabei ſchrieen und ſpektakelten die Leute ſehr viel, ſo daſs man oft kaum das eigene Wort verſtehen konnte.

Armſelig wie ihre, roh aus einem Baumſtamm gezimmerten, Kanus waren die Inſaſen ſelbſt. Sie brachten nichts als ein paar alte vertrocknete Kokosnüſse, einige Betelnüſse und Tabakblätter, hatten aber keinerlei Waffen und von ſonſtigen Arbeiten nicht viel mehr. Dabei wollten ſie für jeden ſchlechten Bambukamm oder Kalkkalebaſſe nur Hobeleiſen haben. Einer hatte es auf meinen Feldſtecher abgeſehen und verlangte, daſs ich ihm denſelben ins Kanu reichen ſollte, denn an Bord wagte ſich keiner. Nun habe ich Eingeborenen ſtets gern Spaſs gemacht, und mir war auch wegen des Zurückgebens nicht bange, aber ich wuſste auch, das dieſe Freundlichkeit nur un-

nützen Zeitverluſt bereiten würde. Hat nämlich der eine durchgeſehen und wirklich etwas geſehen, denn gewöhnlich wird das Glas ſoweit ab oder ſo dicht gehalten, daſs überhaupt nichts geſehen werden kann, dann will jeder in das geheimnisvolle Ding gucken und die Sache nimmt kein Ende. Zudem laſſen die meiſt nicht ſehr reinlichen Finger Spuren zurück, an deren Vertilgung man lange putzen kann.

Äuſserlich unterſchieden ſich übrigens dieſe Inſulaner durch nichts von den Bewohnern des Feſtlandes; es gab dunkle und hellgefärbte, und auch hier ſchienen die Gateſsi, d. h. lang in den Nacken herabhängende Zottelſtränge, eine beſondere Zier. Auſser dieſer beſaſsen ſie aber nicht viel: ein ſchlechter Lendengurt (Mal), dito Armband, ein dünner Naſenpflock aus einem Rohrſtäbchen, etliche Schildpattohrringe, nebſt Bambukamm und der Ausputz iſt fertig. Einzelne hatten die Haarkämme mit Büſcheln Kaſuarfedern verziert, ein Beweis, daſs die Inſulaner mit den Küſtenbewohnern in Verkehr ſtehen, wofür auch drei groſse Kanus, in der Bauart ganz mit ſolchen von Bilibili übereinſtimmend, ſprachen, die ich am Ufer bemerkte.

Wir hatten ca. 6 Stunden Zeit gebraucht, um von der Südſpitze bis zur Mitte der Oſtſeite zu dampfen, und ſchon daraus wird man erſehen, daſs Dampier-Inſel nicht ganz ſo klein iſt. In der That beträgt ihr Längsdurchmeſſer ca. 20 Meilen (= 5 deutſche M.) ihr Flächeninhalt 272 qkm., iſt alſo immerhin noch etwas bedeutender als der der Freien- und Hanſeſtadt Bremen. Letztere zählt aber über 150000 Bewohner, Dampier nach meiner allerdings nur oberflächlichen Schätzung, denn Volkszählungen ſind in allen dieſen Gebieten noch nie gemacht worden, wenn's hoch kommt — 500! Da können allerdings noch viel Menſchen Platz und ausreichend Nahrung finden, denn ohne Zweifel iſt die Inſel äuſserſt fruchtbar, und in gewiſſer Höhe auch geſund. Aber ſchwerlich werden ſich freiwillige Zuzügler finden, um die Urwälder zu lichten; eben kein kleines Stück Arbeit! — Und doch könnte es gehen, — ſo meditierte ich angeſichts der Inſel, — wenn man jene Freiwilligen aufforderte, welche die unfreiwillige Arbeit in Kerkermauern gern mit ſolcher in Gottes freier

Natur vertauſchen würden. »Eine Verbrecherkolonie«? höre ich viele im ſtillen ausrufen! — Nun ja denn! eine Verbrecherkolonie oder beſſer Deportation ſolcher Freiwilligen unſerer überfüllten Zuchthäuſer, die für den Reſt ihres Lebens dem Kulturſtaate nur eine Laſt ſind, in ſolchen neuen Gebieten aber noch ganz nützlich werden könnten, ſowohl dem groſsen Ganzen, als ſich ſelbſt. Wer die Geſchichte der Gründung Auſtraliens kennt, wird wiſsen, welchen gewichtigen Faktor das Deportationsſyſtem in den erſten Jahrzehnten der Kolonien durch die Beſchickung mit billigen Arbeitskräften einnahm. In der That ſo wichtig, daſs die jüngſte Kolonie, Weſt-Auſtralien, noch in den vierziger Jahren beim Parlament*) um Deportirte petitionirte, weil es eben an Arbeitern mangelte. Und dieſe werden für jedes neue Koloniſationsgebiet ſtets die Lebensfrage bleiben, am dringendſten jedoch für ein Land mit ſo geringer und für Arbeit in unſerem Sinne nicht geeigneter Bevölkerung als Neu Guinea. Da würde ein Depot brauchbarer Arbeiter recht am Platze ſein, und Dampier-Inſel oder Rook, oder eine andere jener iſolierten fruchtbaren Inſeln unſerer neuen Schutzgebiete, geeignete Localitäten zur Gründung eines ſolchen abgeben.

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung auf die Samoa zurück, die in früher Morgenſtunde wieder nach der Küſte zu dampft, in Sicht von Bilibili und Aſtrolabe-Bai, deren herrliche Landſchaftsbilder gerade jetzt ſo ſchön hervortraten, wie noch nie. Die Kammlinien der Gebirge erſchienen in derjenigen Klarheit, auf welche man in dieſen Breiten meiſt nur gegen Sonnenaufgang, ſo gegen 6 Uhr, rechnen darf. Heut ſahen wir alles in ſeltener Deutlichkeit vor uns liegen, ja dieſelbe brachte eine unerwartete Überraſchung. Weit hinter den uns ſchon bekannten Gebirgen ragte nähmlich im Süden eine gewaltige Gebirgskette hervor, die wir früher nicht geſehen hatten und die wahrſcheinlich überhaupt nur wenige**) erblickt haben. Wir

*) Die Regierung beeilte ſich dieſen Wunſch zu erfüllen und bis zum Jahre 1868 wurden nahezu 10000 Sträflinge der Kolonie als willkommene billige Arbeitskräfte zugeführt

**) Herr Romilly, der im Jahre 1881 mit dem Kriegsſchuner „Beagle“ Aſtrolabe-Bai beſuchte, gehört zu dieſen wenigen, wie er mir ſelbſt erzählte.

befanden uns damals noch ca. 25 Meilen von der Küſte, aber dieſes Gebirge muſste noch weit im Inneren, nach Schätzung an 70 bis 80 Meilen von uns abliegen, und dementſprechend taxierten wir die Höhe auf 14000—16000 Fuſs! Wie unſere ſpäteren Reiſen zeigten iſt dieſe Gebirgskette, die wir nur noch einmal zu ſehen bekamen, die höchſte an der ganzen Nordoſtküſte von Neu-Guinea, und ich erlaubte mir deshalb ſie zu Ehren unſeres groſsen Reichskanzlers »Bismarck-Gebirge« zu benennen. Die Frage: »wie mag es dort ausſehen«? drängte ſich unwillkürlich in die Gedankenflut des ſtummen Bewunderers; ja, wer das beantworten könnte! Denn wie viele Zeit wird noch darüber hingehen, ehe der weiſse Mann nur bis zum Fuſse jener gewaltigen Gebirgskette vordringt, geſchweige auf deren Scheitel gelangt.

Wir paſſirten Port Konſtantin, nahe genug um unſere Flagge luſtig winken zu ſehen, und ſteuerten in öſtlichen Cours längs der Maclayküſte (vergl. Karte S. 30). Sie erſtreckt ſich von Aſtrolabe-Bai bis Teliata-Huk, ca. 100 Meilen weit und wurde zuerſt 1871 von dem ruſſiſchen Reiſenden von Miklucho-Maclay mit dem ruſſiſchen Kriegsſchiffe »Vitias« befahren, fünf Jahre ſpäter bei ſeinem zweiten ſiebzehnmonatlichen Aufenthalte näher durchforſcht, trägt alſo ſeinen Namen mit Recht. Leider hat aber der Reiſende ſelbſt kaum mehr als eine flüchtige Notiz über ſeine Forſchungen publiziert und Kapt. Moresby*), der 1874 längs dieſer Küſte weſtwärts dampfte, ſagt nicht mehr über dieſelbe. Die folgenden Nachrichten dürften daher als die erſten ausführlicheren willkommen ſein.

Gleich oſtwärts von dem Dorfe Gumbu und Novoſilsky-Point nimmt die Gegend einen total verſchiedenen Charakter an. Der Urwald verſchwindet vom Ufer und eine ſpärlich mit Krüppelholz beſtandene Ebene tritt an die Stelle, welche treffliches Land für Kultur wie Viehzucht zu bieten und ſehr der Beachtung wert ſcheint. In dieser Niederung ſahen wir die Mündung zweier Flüſſe, die jetzt in der trockenen Jahreszeit indes nur ſchmale Rinnſale bis ins Meer

*) „Discoveries and Surveys in New Guinea etc. of H. M. S. Basilisk. By Capt. John Moresby“ (London 1876).

führten, in der Regenzeit aber sehr ansehnlich sind. So fanden wir bei einem spätern Besuch im Mai den westlichsten und grösten Gabinafluss, gleich oft von Novosilsky-Huk, weithin das Meer trübend. Mit Maragum-Huk beginnen wieder Hügel und Berge, die gegen das, übrigens nur schwer erkennbare, Kap Rigny (Tevalib) und weiterhin bedeutend höher werden und zugleich einen sehr eigentümlichen Charakter bieten. Die Berge zeigen Schluchten, zuweilen jähe Spalten, mit senkrecht abfallenden Wänden, wie Erdrutsche; eine wilde, malerische Landschaft. Dabei fehlt an manchen Bergabhängen fast alle Vegetation und das Ganze macht den Eindruck, als wenn hier gewaltsame Veränderungen durch Erdbeben*) stattgefunden hätten.

Wir waren am Abend bis etwa 6 Meilen ost von Cap Rigny gekommen und begannen unsere Fahrt mit Anbruch des folgenden Tages an derselben Stelle, eine Methode, die stets an unbekannten oder wenigbekannten Küsten von uns befolgt wurde, damit kein Teil derselben uns entgehen konnte. Die Landschaft blieb im ganzen dieselbe, aber das Gebirge wurde höher und zeigte bis auf die Kammhöhe dichte Baumvegetation. Diese Hauptkette ist sehr steil, von fast senkrechten Schlürsen und Rinnen durchsetzt und mag eine Höhe von 6000—7000 Fuss erreichen. Aber man sieht die Kammlinie auch an sonnenhellen Tagen selten frei, denn gewöhnlich sammeln sich schon gegen 8 Uhr die kleinen weisen Nebelflecke zu grosen Wolken, die in weniger als einer Stunde den Scheitel des ganzen Gebirges ziemlich weit herab vollständig einhüllen. Häufig bleibt nur die Basis des Hauptstockes frei, aber an denselben lehnt sich ein dichtbewaldetes Mittelgebirge, das in ansehnliche grüne, mit Gras bedeckte Vorberge ausläuft, die sich sanft bis zum Meere herabsenken, dessen Ufer von einem schmalen dichten Baumgürtel eingefasst wird. Dies ist so im wesentlichen der Hauptcharakter dieser Küstenlandschaft östlich von Kap Rigny und 10 Meilen über

*) Wie von Maclay mitteilt, ist dies thatsächlich der Fall gewesen. Vergl. „Petermanns Geogr. Mitteil. 1878 S. 408".

Lemtſhug Point hinaus. Sie macht mit ihren ausgedehnten, infolge Abbrennens hie und da braun und ſchwarz gefleckten, grünen Matten, ihren mit Baumſtreifen beſtandenen Schluchten ganz den Eindruck kultivierten Landes und würde offenbar ausgezeichnetes Weideland abgeben. Aber dieſem ganzen Küſtenſtrich ſchienen wie Kokospalmen ſo auch Menſchen zu fehlen. Erſt ca. 4 Meilen oſt von Iris Point, das wir, ohne es mit Sicherheit ausmachen zu können, paſſiert hatten, ſahen wir ſeit Gumbu das erſte Haus, weiterhin die erſten Dörfer, wie alle Siedelungen ſtets ſchon von weitem an einer kleinen Gruppe Kokospalmen und jenen gelben Bäumen kenntlich, die ich bereits in Aſtrolabe-Bai erwähnte. Von nun an waren faſt in jeder der ſanften Buchtungen, die ohne bedeutendere Vorſprünge das Ufer bilden und charakteriſtiſch für dieſe ganze Küſte ſind, Siedelungen bemerkbar, meiſt nur aus wenigen Häuſern beſtehend, überdies mehrere in Verfall oder bereits ganz verlaſſen. Da, wo ſich bei den Häuſern Menſchen zeigten, ſchienen ſie keine Kanus zu beſitzen, denn erſt in der Sareuak-Buchtung, einige 60 Meilen öſtlich von Port Konſtantin, kam ein Kanu mit ſieben Männern ab, deren: »oh! Maclay« ſchon von weitem entgegenſchallte und die Bekanntſchaft mit dem Reiſenden bewies, deſſen Namen wir übrigens weiter oſtwärts nicht mehr nennen hörten.

Die Leute boten uns wahrſcheinlich als Friedenzeichen ein paar kleine Kokosnüſſe an und ſchienen überhaupt ſehr ärmlich und ſchlecht genährt. Im Armband trugen ſie Blätter des gelben Baumes, vermutlich auch Zeichen des Friedens, ſonſt nur Halsſtrickchen und ſchlechte Schamgürtel (Mal). Sie führten Pfeil und Bogen mit ſich, betrugen ſich aber ſehr ſtill und beſcheiden. Das einzige Intereſſante, was ich bei ihnen bemerkte, war ein mit Hundezähnen garnierter filetgeſtrikter Tragbeutel, der meinen begehrlichen Blicken aber gleich entzogen und ſelbſt für ein Beil nicht hergegeben wurde. Ihr Kanu führte Maſt und ein ſchlechtes Mattenſegel; als Feuerplatz diente ein Topfſcherben.

Wie Wolken die Hauptkette des an 7000 Fuſs hohen Küſtengebirges verhüllten, ſo verdeckte das letztere die mächtige Kette

des Finisterre Gebirges (Moresby's) ſelbſt, das bei einem Abſtande von 20 Meilen ſo nahe unter der Küſte überhaupt nicht zu ſehen iſt. Aber als wir uns bei einem ſpätern Beſuche in Aſtrolabe noch ca. 30 Meilen von der Küſte befanden, da lag das Gebirge in voller Klarheit vor uns, zeigte aber in der ziemlich gleichmäſsig verlaufenden Kammlinie ſo wenig Abwechſelung, daſs wir die höchſten über 11000 Fuſs hohen Spitzen Kant und Schopenhauer Maclay's (reſp. Gladſtone und Disraeli von Moresby*) nur mit Mühe ausmachen konnten.

Weſtlich von der Sareuak-Buchtung beginnt wieder niedrigeres Vorland, das ſich ſtellenweis zu Ebenen ausdehnt, die, wie die oft bis zum Meere herabreichenden 1000 bis 1200 Fuſs hohen Vorberge, reich mit Gras bedeckt ſind; alles ſehr verſprechendes Land von ganz europäiſchem Gepräge. In der That, es fehlen bloſs Dörfer, Viehherden, Wege, und man könnte ſich in die Heimat verſetzt fühlen.

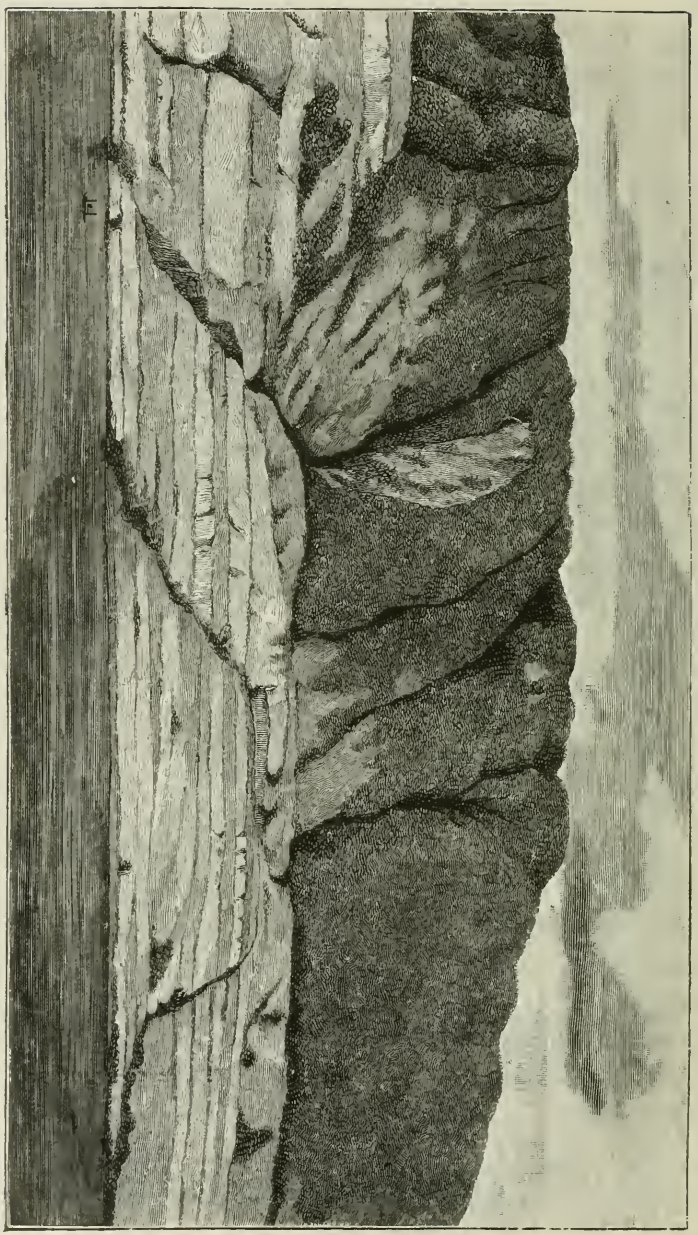
Auch an Waſſer mangelt es nicht. In der jetzigen trockenen Jahreszeit zeigten ſich die in den Schluchten herabkommenden Waſſerläufe freilich nur als Bäche, aber immerhin war Waſſer vorhanden, und das iſt von gröſster Wichtigkeit. Wie ſchön würde ſich dieſes Land im Beſitz von viehzüchtenden Stämmen entwickelt haben, aber die armen Papuas fanden auſser dem Schwein kein zur Domeſtikation brauchbares Tier vor und muſsten ſich mit Anbau des Bodens begnügen. Bei der zweifelloſen Fruchtbarkeit deſſelben überraſcht die Spärlichkeit der Bevölkerung gerade dieſes Gebietes und mag in beſonderen auſsergewöhnlichen Urſachen ihren Grund haben. Angeſichts der verfallenen und verlaſſenen Dörfer dachte ich an Verheerungen durch Erdbeben oder Epidemien und die in Konſtantinhafen geſehenen Spuren von Pocken machen dieſe letztere Annahme nicht unwahrſcheinlich.

Die bisher geſehenen Häuſer waren anſehnlich groſs, in der Bauart denen in Aſtrolabe-Bai ähnelnd, aber mit dem Dorfe Singor, ca.

*) Disraeli: 11 000′: Moresby; 6118 Meter!: Friederichsen.
Gladſtone: 11 400′ „ ; 5725 „ „

90 Meilen oſt von Port Konſtantin, begegneten wir einem ganz anderen Bauſtile. Die ſchmalen Häuſer, dicht aneinander gebaut, ſtanden auf hohen Pfählen, glichen alſo ganz den Pfahldörfern, wie ich ſie von Port Moresby her bereits kannte, nur daſs ſie nicht im Waſſer, ſondern auf dem Trockenen errichtet waren. Das gröſste derſelben, Teliata, (Village Island der engliſchen Admiralitätskarte), vielleicht 20 Häuſer zählend und überhaupt das gröſste an der ganzen Maclayküſte, liegt auf einer kleinen, aus kahlem Korallfels gebildeten Inſel, der erſten, die wir ſeit Bilibili trafen, die durch Riff mit der naheliegenden Teliata-Huk verbunden iſt. Letztere (etwas über 100 Meilen oſt von Port Konſtantin) bildet den am meiſten bemerkbaren Vorſprung, von welchem die Küſte ſich mehr O. S. O. wendet und wenige Meilen davon einen durchaus verſchiedenen Landſchaftscharakter annimmt, den der Terraſſenbildung. Hinter dem mit Buſchwerk, ſeltener einem Baumgürtel begrenzten, nicht ſehr ausgedehntem Uferſaume, erhebt ſich das Land in drei bis vier horizontalen, ſcharf abgeſetzten Terraſſen*), die auf ihrem Scheitel breite Grasflächen bilden, deren oberſte ſanft anſteigend, allmählich mit dem Hauptſtock des Küſtengebirges verläuft. Das letztere iſt ſehr ſteil, dicht bewaldet, aber an ſeiner Baſis, zuweilen weit hinauf, mit Gras bekleidet, wie die Terraſſen ſelbſt, die von zahlreichen Schluchten durchſchnitten, nur längs dieſen Baumpartien, oft längere bewaldete Säume zeigen. Die Höhe der Terraſſen mag zwiſchen 800 bis 1000 Fuſs betragen, ſinkt aber an manchen Stellen bedeutend herab, ſo daſs die erſte Terraſſe zweilen das Meeresufer ſelbſt bildet. Wir hatten ſchon einige Meilen weſtlich von Teliata-Huk Anfänge dieſer merkwürdigen Bildung bemerkt, aber ein paar Meilen öſtlich davon zeigte ſie ſich wie mit einem Schlage in der prägnanteſten Weiſe und ſetzte ſich ununterbrochen über 20 Meilen weit nach Oſten fort, ein Amphitheater, wie ich es nirgends in Neu Guinea, ja überhaupt der Welt zu ſehen bekam.

*) Wilfred Powells Darſtellung (l. c. S. 510) als dehnten ſich die Terraſſen bis zum Finisterre-Gebirge („15 000“ hoch) aus, iſt eine durchaus irrige. Ebenſo finden ſich keine „granite boulders“ an der Küſte.



Terrassenland mit Basilisksschlucht.

Eine Rekognoszierung dieſes merkwürdigen Terraſſenlandes ſchien ſchon deshalb ſehr wünſchenswert, um die geologiſche Beſchaffenheit feſtzuſtellen, und ſo machten wir uns mit dem Notwendigſten ausgerüſtet auf den Weg. Eine Sandbank nahe dem Ufer lieſs auf eine Fluſsmündung ſchlieſsen und verſprach die Möglichkeit zu landen, was ſonſt an dieſer Küſte nicht immer leicht, oft ganz unmöglich iſt. Wie erwartet, mündete gleich hinter der Sandbank der Fluſs, auf dem unſer Boot aber nur eine kurze Strecke vorwärts kam, denn bald befanden wir uns in einer Felsſchlucht, in welcher der Fluſs über mächtige Korallblöcke in Kaskaden herabbrauſte, ein gar liebliches Rauſchen, das wir lange nicht gehört hatten und welches nach dem fortwährenden Meeresbrauſen gar ſehr anheimelte. Dazu die maleriſche Umgebung. Zu beiden Seiten der Schlucht üppige Baumvegetation mit undurchdringlichen Lianen- und Unterholzdickichten und zuerſt wieder Tierleben. Auf der ganzen Meerfahrt hatten ſich nur einzelne Meerſchwalben (Sterna Bergii) und braune Tölpel (Sula fusca) gezeigt, ſonſt nichts. Hier entwickelte ſich ein ziemlich reiches Vogelleben; Kakadu und Edelpapageien (Eclectus) lieſsen ſich hören, ein Seeadlerpärchen (Haliaetus leucogaster) erhob ſich von dem Baume, auf dem das mächtige Neſt ſtand, das Gurren der niedlichen Flaumfuſstauben (Ptilopus) tönte aus dem Gelaube und auch an Kleingevögel fehlte es nicht. Wir füllten ein Fäſschen des herrlichen kühlen Waſſers, um es dem guten Kapitän Dallmann mitzunehmen, dem zu Ehren ich den Fluſs benannte, und gingen dann wieder zurück, um einen beſſeren Aufſtieg der Terraſſen aufzufinden. Vom Fluſse mit ſeinen faſt ſenkrechten Felswänden war dies eben nicht möglich; er bildete ein Chaos von Rollſteinen und Geſchiebe, die Regengüſſe mit herabgebracht hatten, und angeſpülte Baumſtämme zeigten den beträchtlichen Hochwaſſerſtand in der Regenzeit. Wie die Wände der Schlucht, ſo lieſs gleich die erſte, ca. 10 Fuſs hohe Teraſſe die geologiſche Beſchaffenheit erkennen: dichten Korallfels! Ganz ebenſo verhielt es ſich mit der zweiten, an 30—40 Fuſs hohen, ſchwieriger zu erklimmenden Teraſſenſtufe und ſoweit wir überhaupt kamen, vielleicht 400—500 Fuſs.

Wie am Fuſse Lager groſser Auſternſchalen (Ostrea), ſo zeigten die auf den Flächen der Teraſſen verſtreuten Fragmente von Marinemuſcheln überall den gehobenen Meeresboden, jedenfalls infolge vulkaniſcher Vorgänge. Derjenige, welcher dieſe merkwürdigen Teraſſen ſelbſt kennen lernte, wird kaum begreifen, wie Wilfred Powell hier Baſaltformation und die groſsen Anhäufungen von Bimſtein gefunden haben will und wird auch in Bezug auf andere ſeiner Nachrichten*) immer ernſtere Bedenken nicht zu unterdrücken vermögen. An der koralliniſchen Felsbildung kann gar kein Zweifel ſein. Sie unterſchied ſich in nichts von der, wie ich ſie zur Genüge von den Atollen her kannte. Aber hier war der Fels nicht wie bei den letzteren von einer nur wenige Zoll hohen Humusſchicht überzogen, ſondern die Flächen der Terraſſen trugen eine Bodenſchicht, die bei mehr als zwei Fuſs tiefen Graben kein Ende zeigte, und wie die ſpäter gemachten chemiſchen Unterſuchungen**) erwieſen, von ausgezeichneter Beſchaffenheit iſt. Dabei wurde der Boden, je höher wir kamen, um ſo beſser und feiner und mit ihm das Gras. Letzteres erreicht im Ufervorlande faſt Mannshöhe und iſt von grober Beſchaffenheit, eignet ſich alſo nur für Rindvieh, während das kurze feinhalmige Gras der Teraſſen trefflich für Schafe paſst. Er bildet übrigens keinen ununterbrochenen Raſenteppich, ſondern ſteht büſchelweis wie das ſogenannte »Buffalogras« der Prairien, oder wie ich es am Haleakala auf der Inſel Maui ſah, wo Tauſende von Schafen weiden. Wenn hier die unzähligen ſcharfkantigen Lavatrümmer das Begängnis der Schafe nicht hindern, ſo würden ſich dieſelben auch auf den Teraſſen mit

*) So iſt es in dieſem Teraſſenlande wohl kaum möglich „eine beträchtliche Diſtanz inland zu reiſen“ wie Powell gethan haben will, wo er „Bewäſſerungsanlagen aus Bamburöhren“. Häuſer in beträchtlicher Anzahl, in „Bienenkorbform“ fand (l. c. S. 510). Wer aber Neu-Britannien kennt und Powells Buch („Wanderings in a wild Country“), der wird ſich nicht mehr über die abenteuerlichſten Angaben wundern, denn die famoſen Geſchichten, wie die Eingeborenen Knochenbrüche behandeln (S. 165) und den „künſtlichen Zähnen aus Perlmutter“ (S. 166) wird wohl jedermann für luſtige Münchhauſeniaden halten. Man vergl. auch: Parkinſon „Im Bismarck-Archipel“ S. 39, 58 und 63.

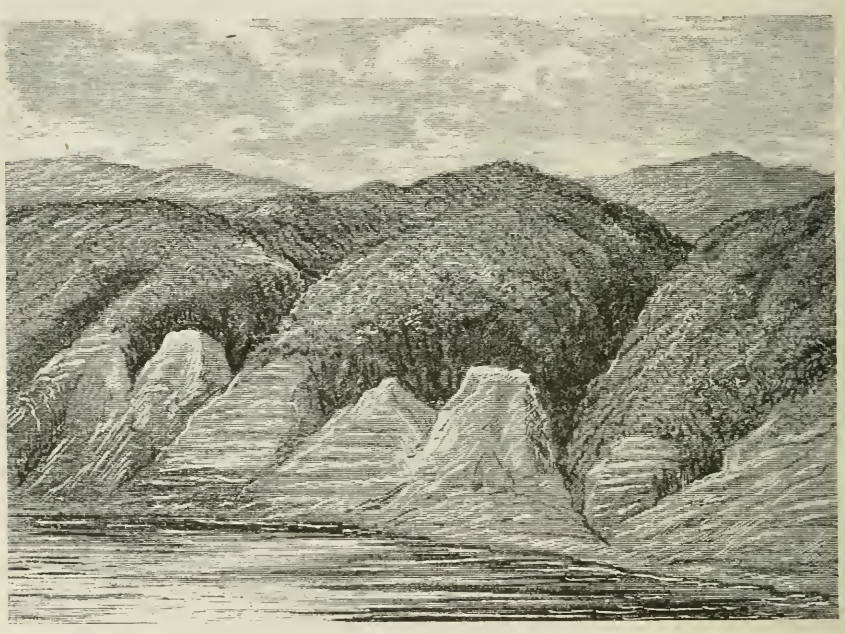
**) Nach denſelben iſt dieſer Boden „als ein an Humus, Stickſtoff, Kali, Kalk- und Phosphorſäure ſehr reicher anzuſehen“.

den vielen verwitterten Korallknollen, die dem Fuſsgänger zuweilen recht hinderlich ſind, abzufinden wiſſen. Aufser einer Schlingpflanze, ein paar anderen beſcheidenen Blumen, und einzelnen Cycaspalmen, zeigte die Flora nichts Bemerkenswertes, aber die Ränder der Schluchten ſind häufig mit Gebüſch und kleinen Baumgruppen geſäumt, welche Schafen trefflichen Schutz gegen die Mittagshitze bieten würden. Obwohl dieſelbe 28° R. betrug, ſo war ſie unter dem mildernden Einfluſs einer hübſchen Briſe doch erträglich, aber als wir wieder in die Uferebene herab in die ſchwüle Luft einer Temperatur von 32° R. kamen, da war es ſchier zum Erſticken. Wir fanden hier einen kleinen Teich mit einem Dickicht von Schraubenbaum (Pandanus), in welchem weiſse Fruchttauben (Carpophaga spilorrhoa) und bunte Sittiche (Eos fuscata) zu einem leider vergeblichen Jagdverſuch reizten und ſomit die Hoffnung auf einen friſchen Braten vereitelten. Das Jagen in den Tropen hat eben ſeine groſsen Schwierigkeiten, von denen man ſich daheim ſchwer eine Vorſtellung machen kann. Einige Wachteln (Coturnix sinensis), die unſer Tritt aus dem Graſe aufſcheuchte, war alles Lebende, was wir auf den Teraſſen erblickten. Aufserdem bemerkten wir nur noch Fährten wilder Schweine, ſahen uns aber vergebens nach Kängurus um, die übrigens hier nicht wohl zu erwarten waren. Sie lieben, ſoweit meine Erfahrungen in Neu-Guinea reichen, keine offenen Ebenen, ſondern mehr kupiertes Terrain, während gewiſse Arten (z. B. Dorcopsis luctuosus) nur den dichteſten Urwald bewohnen.

Nahe dem Teiche ſtieſsen wir auf einen Pfad und bemerkten ſpäter elf Eingeborene, die uns wahrſcheinlich ſchon lange beobachtet hatten, aber keine Luſt zeigten heranzukommen. Ich lieſs einige kleine Geſchenke zurück, um ſie unſerer guten Abſichten zu verſichern, und ſie werden ſpäter wahrſcheinlich ihre Zurückhaltung ſehr bedauert haben.

An Bord zurückgekehrt und wieder unter Dampf, wurde das Auge nicht müde, das maleriſche Teraſſenland mit ſeinen braunen und grünen Stufen zu bewundern, die ſich mit einer Regelmäſsigkeit, wie mit der Meſskette gezogen, für Meilen und Meilen nach

Oft fortfetzen. Der Reiz diefer Landfchaft wird durch wild romantifche Schluchten noch erhöht, unter denen fich ganz befonders eine auszeichnete, die gleich wie ein gewaltiger Mefferfchnitt das Gebirge trennt und offenbar durch Erdbeben hervorgebracht wurde. Diefe Schlucht, von der unfere Abbildung (S. 122) nur eine fchwache Vorftellung giebt, ift jedenfalls die »Bafilisk-Gorge« von Morebys deffen Befchreibung »huge break in the mountains« auf keiner Stelle der Küfte beffer als auf diefe pafst und mit wenigen Worten das Rich-



Kanzel und Bienenkorb.

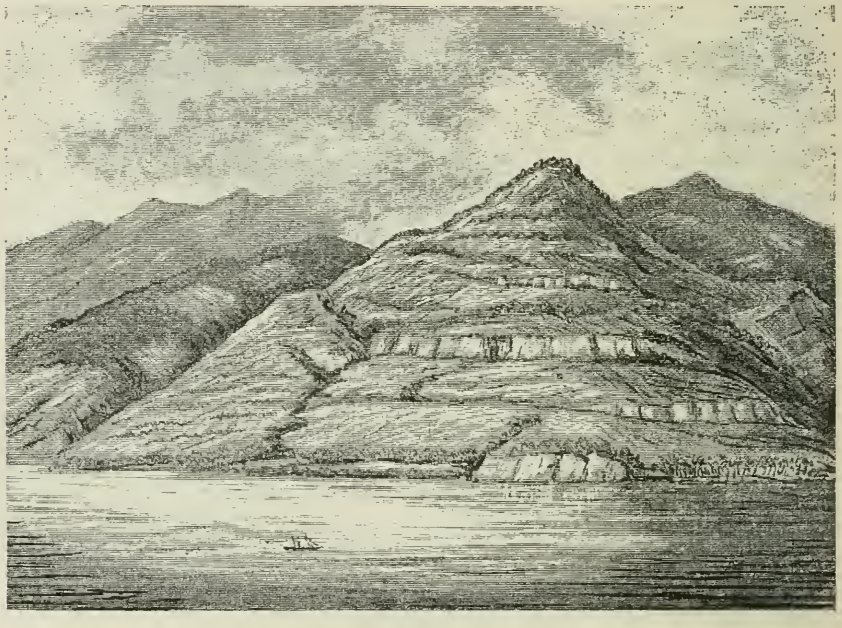
tige trifft. Auch Backbord (links) zeigten fich anziehende Bilder, und der Blick wandte fich oft von der packenden Küftenlandfchaft ab und fchweifte über das Meer hinüber nach Rook- und Lottin-Infel, die wir fchon lange fichteten. Die erftere lag einigemal klar vor uns; ein mächtiger, mehrere taufend Fufs hoher Kegel mit drei Kuppen und wie das kleine Lottin erlofchene Vulkane. Letztere Infel, obwohl viel niedriger als Rook, war meift in Wolken gehüllt,

wie die ganze Kammlinie des Küſtengebirges ſelbſt, trotz des vollkommen klaren Himmels, eine Erſcheinung, die bei allen Gebirgen dieſer Breiten faſt zur Regel wird. Wie ſpätere Beſuche lehrten nimmt die Höhe des Küſtengebirges von Weſt nach Oſt allmählich ab, mag aber längs dem Terraſſenlande immer noch an 4000 bis 5000 Fuſs betragen. Den 7700 Fuſs hohen Berg Cromwell von Moresby ſuchten wir bei dieſer wie bei ſpäteren Gelegenheiten vergebens, nicht minder Dampiers »Cape King William«, das noch heut auf allen Karten figuriert, aber, wie ſchon Moresby erwähnt, nicht auszumachen und für die Folge beſſer ganz wegzulaſſen iſt: es giebt an dieſer Küſte überhaupt kein Kap! —

Längs dem Terraſſenlande ſahen wir noch vier armſelige Dörfer, Pfahldörfer wie das vorher beſchriebene Singor, die ſich durch ihre Lage auf kahlem Korallufer (das eine, Sus, auf einer kleinen Felsinſel) auszeichneten. So frei und bar von allem Sonnenſchutz hatte ich noch niemals Siedelungen von Eingeborenen geſehen, und es wäre intereſſant geweſen, die Gründe zur Wahl dieſer anſcheinend ſo ungünſtigen Lokalitäten zu erfahren. Aber die Bewohner ſahen das dampfende Ungetüm ſtumm vorüber gleiten, und machten keinerlei Zeichen, ja erhoben ſich nicht einmal. Ich erwähne dies deshalb beſonders, weil dieſes Betragen ſehr im Widerſpruch mit der ſonſt üblichen Gewohnheit der Eingeborenen ſteht, die eine ſo ſeltene Erſcheinung mindeſtens mit lauten Rufen begrüſsen. Jedenfalls beſaſsen aber dieſe Pfahlbauer keine Kanus, und auch wir muſsten uns einen Beſuch verſagen, weil der ſteile, felſige Uferrand kaum zu landen erlaubt haben würde und wir überdies Eile hatten.

Ungefähr fünf Meilen oſt von dem kleinen Inſelpfahldorf Sus wird die Terraſſenbildung undeutlicher, das Küſtengebirge tritt näher ans Ufer und das Landſchaftsbild erhält einen ganz anderen Charakter, der hauptſächlich in wild zerklüfteten Schluchten der Vorberge gipfelt. Den Anfang dieſer wildromantiſchen Küſte bildet die ſanfte Waldbucht, wo der dichte Wald des Küſtengebirges ſich faſt bis ans Geſtade herabzieht. Über das ca. 10 Fuſs hohe Steilufer, fällt hier ein kleiner Waſſerfall direkt ins Meer, eine ſehr kenntliche Stelle

und die einzige derartige an der ganzen Küſte, welche ich deshalb »Meerfall« benannte. Weiter nach Oſt erregt eine beſonders merkwürdig markierte Schlucht Aufmerkſamkeit, deren faſt ſenkrechten Wänden ein mehrere hundert Fuſs hoher Berg vorliegt, als wäre er aus dem Gebirge herausgeſchnitten (S. 126). Sein Gipfel iſt horizontal, ſeine Weſtſeite ſchroff bis zur Thalſohle abfallend, während die in der oberen Hälfte ebenfalls faſt rechtwinkelig abgeſetzte Oſtſeite ſich an einen ſpitzwinkeligen Berg anlehnt und mit dieſem gleichſam ein



Feſtungshuk.

Ganzes bildet, dem ich den Namen »Kanzel« gab. Mit dieſer ſonderbaren Küſtenmarke rivaliſiert etwas weiter öſtlich der »Bienenkorb«, ein ſehr hoher ſteiler, ſtumpfer Kegel, welcher ebenfalls aus dem Gebirge herausgeſchnitten ſcheint. An dem letzteren bemerkt man, höher als die Spitze des Bienenkorbes, inmitten der dichten Vegetation eine ſenkrechte, kahle, weiſsliche Felswand. Die beiden ſoeben genannten Schluchten ſind die intereſſanteſten dieſes ganzen Gebietes und ohne Mühe zu erkennen. Sie waren auch in der jetzt trockenen

Jahreszeit wie die übrigen Einſchnitte und Vorberge mit dichtem friſch grünem Graswuchs bekleidet, was den maleriſchen Effekt ungemein erhöhte. Manche dieſer Schluchten ſind übrigens anſehnlich breit und bilden ſchmale grüne Thäler, die ſich vielleicht weit ins Gebirge hineinziehen mögen. Da wo die intereſſanten Schluchten aufhören, wird das grafige Vorland breiter und an den faſt baumloſen, ebenfalls in faftiges Grün gekleideten Bergen machen ſich wiederum terraſſenförmige Abſätze bemerkbar, die mit Feſtungshuk in prägnanteſter Weiſe ihren Abſchluſs finden. In der That bildet dasſelbe den kenntlichſten Punkt an der ganzen Küſte, und Moresby hätte keinen paſſenderen Namen als »Fortification-Point« wählen können. Die einige hundert Fuſs hohe grüne Pyramide, zugleich der letzte Ausläufer des Küſtengebirges, wird von mehreren horizontalen, kahlen, ſtufenförmigen Abſätzen, Reſten der Terraſſenbildung, durchzogen, die frappant Fortifikationen ähneln, ja bei lebhafter Phantaſie vermag man mit leichter Mühe in einigen ſchwarzen Felsſtücken, die am Rande der Terraſſen hie und da verſtreut liegen, Geſchütze zu erkennen. Etwas Baumgeſtrüpp bedeckt die kuppig abgeſetzte Spitze, wie dichteſter Baumwuchs die Baſis des Berges umgürtet, die von 10 bis 20 Fuſs hohem Steilufer gebildet wird. Eine gröſsere kahle Stelle des letzteren mit nacktem weiſslichen Korallfels iſt die »white Cliff« der Karten, welche ſich aber bei weitem nicht ſo deutlich markiert, als man erwarten durfte. Von der Weſtſeite geſehen zeigt Feſtungshuk übrigens die eigentümliche Bildung, welche ihr den Namen verſchaffte, bedeutend geringer. Die ungefähre Lage dieſes kennbaren Küſtenpunktes wird von Moresby zu 6^0 20′ S., 147^0, 48′ O. angegeben. Er bildet übrigens kein Kap, ſondern nur eine ſanft vorſpringende Huk (Ecke), von welcher die Küſte ſüdlich verläuft.

Mit dem Schluchtengebiet waren auch Dörfer oder Siedelungen überhaupt verſchwunden, und die ganze Küſte erſchien menſchenleer; nur gegen Feſtungshuk hin bemerkten wir einige Bananenplantagen, ſahen uns aber vergebens nach Häuſern um. Erſt bei einem ſpäteren Beſuche entdeckte ich, aufmerkſam gemacht durch die erwähnten gelben Bäume, die überall Begleiter der Menſchen zu ſein ſcheinen,

zwei Häuſer, die unter Bäumen hart am Rande einer Schlucht ſo verſteckt ſtanden, daſs ſie nur ſchwer zu erkennen waren. Bei meinen ſpäteren Fahrten längs dieſer Küſte, welche ich noch fünfmal paſſierte, richtete ſich daher mein ganzes Augenmerk auf Siedelungen, aber es gelang mir nur noch zwei weitere von je zwei bis drei Häuſern zu erſpähen. Um ſo ausgedehnter ſind aber die Plantagen, welche ſich ſowohl im Ufervorland als an den Hängen der Schluchten hinziehen, und die erkennbar mit Jams und Bananen beſtellt, oft mehrere Morgen groſs ſein mochten. Sie waren, wie immer, ſorgfältig eingezäunt, zuweilen ſtand eine Hütte dabei. Angeſichts dieſer Plantagen*) muſs die Bevölkerung auch zahlreicher ſein und die Siedelungen liegen vermutlich in den Schluchten, unſichtbar von der Küſte aus, verſteckt. Aber nennenswerte Dichtigkeit der Bevölkerung fehlt auch hier; denn mehr als ein Dutzend Eingeborene ſahen wir niemals zuſammen und fünfzig blieb die höchſte Ziffer während eines ganzen Tages. Es wurden zweimal Buchtungen weſtlich von Feſtungshuk unterſucht, ſchon um Ankerung zu finden, aber das ſteile Felsufer verhinderte das Landen. Das Steilufer ſchneidet hie und da etwas tiefer ein und bildet durch vorgelagerte Felſen, an denen das Meer bricht, zuweilen Buchten, welche Kanus Schutz gewähren. In ſolchen bemühten ſich auch einigemal die Eingeborenen im Kanu abzukommen, aber hoher Seegang ermöglichte ihnen überhaupt nur in zwei Fällen die Brandung zu paſſieren, obwohl ſie recht gute Segelboote beſaſsen. Die letzteren zeichneten ſich durch Schnitzwerk am Seitenrande der Plattform, am Vorder- und Hinterſteven und durch zierliche Malerei der Bordplanken aus. Die im allgemeinen ziemlich dunkel gefärbten Leute, waren ſo ſtill**) und beſcheiden, wie ich ſelten Eingeborene fand, und der Tauſchhandel mit ihnen ging ruhig wie noch nie. Sie brachten nur einige Betel-

*) Powell (l. c. p. 510) läſst dieſelben von „slaves taken in battle from the inland tribes“ bearbeiten, aber von Inland kann hier kaum die Rede ſein, und Sklaverei iſt bei den Papuas Neu-Guineas wohl überhaupt noch nicht beobachtet worden.

**) Sehr im Widerſpruch damit bemerkt Powell (l. c. p. 510): „they shout and sing, making warlike gestures, with their spears, bows and arrows and tomahawks“! Das habe ich nirgends gefunden und „Tomahawks“ beſitzen die Eingeborenen überhaupt nicht.

nüſſe, ſchlechte Bananen, aber keine Kokosnüſſe, da ſie ſolche wahrſcheinlich ſelbſt nicht beſitzen, denn dieſe Palme iſt, wie an der ganzen Küſte, eine ſeltene Erſcheinung. Neu für uns war, daſs ſie unter Geſang und Trommelſchlag abkamen, wahrſcheinlich um ſich ſelbſt Mut zu machen, wie dies ſpäter noch öfter vorkam. Auch ethnologiſch boten ſie neben Bekanntem, wie z. B. Kampfbruſtſchmuck (P. XXII. 3) mancherlei Neues, Sachen, die wir ſpäter erſt in Huon-Golf kennen lernten, wie z. B. ſchön geſchnitzte Holztrommeln (Onge), Ruder mit kunſtvoll geſchnitztem Griff, Zieraten und Tragbeutel, reich mit Hundezähnen ornamentiert, und dergleichen, alles Gegenſtände, welche für die nahe Verwandtſchaft mit den Bewohnern Finſchhafens und weiter ſüdlich ſprechen. Am deutlichſten zeigten dies jene hohen Kopfbedeckungen aus rotgefärbtem Baumbaſt (Tapa), die für Huon-Golf ſo charakteriſtiſch ſind, und welche wir hier zuerſt ſahen. Im Tauſch waren ihnen, wie ſtets, Hobeleiſen am liebſten; aus Tabak, den ſie kannten, machten ſie ſich ſo wenig als aus Spiegeln, die, obwohl neu für ſie, kaum des An- reſp. Hineinſehens wert ſchienen. Intereſsant war es mir, hier eine Art feines Muſchelgeld aus dünngeſchliffenen aufgereihten Muſchelplättchen zu finden, welches ganz mit dem ſogenannten »Miokogeld« in Neu-Britannien übereinſtimmt. Es gelang mir mit vieler Mühe, einen alten Mann, wie die hohe Tapamütze zeigte, den Häuptling, an Bord zu locken, wo einige kleine Geſchenke ſeine Furcht bald zerſtreuten. Er getraute ſich ſogar in die Kajüte und gab ſeine ſtumme Verwunderung über die vielen nie geſehenen Dinge dadurch zu erkennen, daſs er den Daumen der einen Hand zwiſchen die Zähne nahm und ſich mit der anderen auf den Bauch klopfte. Die letztere Pantomime ſollte übrigens keineswegs menſchenfreſſeriſchen Gelüſten Ausdruck geben, wie Unkundige leicht glauben würden, denn auf der ganzen Reiſe habe ich nirgends nur die leiſeſten Anzeichen von Kannibalismus*) beobachten können. In Bongu ſah ich einmal ein paar Menſchenſchädel an einem Hauſe aufgehangen

*) Maclay erwähnt nur an einer Stelle: „das Gebiet der Menſchenfreſſer Erempi, in der Nähe von „Cap Croiſſilles“, das ich ſelbſt nicht kennen lernte.

und in Gumbu wurde mir ein menſchlicher Unterkiefer zum Kauf angeboten, gewiſs für viele deutliche Beweiſe von Menſchenfreſſerei! Aber dieſer Schluſs würde ſehr irrig ſein; denn ſolche Reliquien ſind nicht Siegestrophäen erſchlagener Feinde, ſondern Andenken lieber Verſtorbener, da die Pietät gegen Tote bei allen dieſen Stämmen ſehr groſs iſt. Wenn oberflächliche Beobachter an dem Fehlen ſichtbarer Grabſtätten ſich gleich zu kühnen Schlüſsen verſtiegen, daſs die menſchenfreſſenden Papuas ſogar ihre eigenen Toten nicht verſchonen, ſo liegt die Sache in Wahrheit ganz anders. Man beſtattet nämlich die Toten ſehr oft in der Hütte, um nach ca. 10 Monaten die Knochen wieder auszugraben, ganz wie ich dies ſchon von Neu-Britannien her kannte. Wie man dort die Schädel als teure Andenken verwahrt, ſo legt man in Aſtrolabe-Bai beſonders auf den Unterkiefer Wert, der, wie wir dies ſpäter ſehen werden, nicht ſelten als Armband dient.

Der freundlichen Einladung des alten Häuptlings, ihn und die Seinen an Land zu beſuchen, konnten wir leider nicht folgen, denn unſere Kohlen gingen zu Ende, und ſo muſsten wir ca. 6 M. ſüdlich von Feſtungshuk für diesmal Abſchied von der Küſte Neu-Guineas nehmen.

Wir hatten zu der ca. 140 M. langen Strecke von Port Konſtantin bis hierher ca. $2\frac{1}{2}$ Tag gebraucht und dabei einen Landſtrich kennen gelernt, der mit zu den beſten in Neu-Guinea zählt, und für Agrikultur wie Viehzucht gleich verſprechend iſt. Vor allem fehlt es, wie ich bereits erwähnte, nicht an Waſſer. Ich zählte in der trockenen Jahreszeit allein die Mündungen von 19 Flüſſen oder beſſer Flüſschen, die alle den Charakter von Gebirgswäſſern tragen, und deren es gewiſs in dieſem ausgeſprochenen Gebirgslande viel mehr giebt. Die höher gelegenen Flächen dürften ſich namentlich für Schafzucht eignen und werden vorausſichtlich ein für Europäer günſtiges Klima beſitzen. Die Bevölkerung fanden wir allenthalben ſehr ſpärlich, denn ich zählte im ganzen 24 meiſt ſehr kleine z. T. verlaſſene Siedelungen, deren Bewohner zuſammen mit 1500 Seelen hoch geſchätzt ſind. Das ganze Küſtengebirge ſcheint kaum bewohnt zu

ſein, denn nirgends fanden wir jene Kulturflecke urbargemachten Landes, die ſich ſonſt ſchon ſo weit hin markieren. Für Schiffahrt iſt die ganze Küſte rein, d. h. frei von Korallriffen, Inſeln und Sandbänken, aber das Meer fällt in wenig Abſtand in bedeutende Tiefen zwiſchen 300 bis 400 Faden ab, und was das ſchlimmſte iſt, nirgends findet ſich eine geeignete Ankerung*), geſchweige denn ein Hafen. Die ganze Küſte beſteht aus ſanften Einbuchtungen, meiſt Flachufer mit Waldrand, hie und da Sandſtrand oder mäſsigem Felsſteilufer. Freilich zeigte ſich überall nur ſchwache Brandung, aber wir befanden uns im Südoſtmonſun, und während des Nordweſt wird dies wahrſcheinlich anders ſein. Glücklicherweiſe iſt das Meer meiſt ruhig und frei von jenen häſslichen Böen die z. B. das Marſhallmeer ſo ungemütlich machen. Die Verhältniſſe ſind daher im ganzen recht günſtige und weit beſſer als an vielen anderen Küſten, wo trotz Ungunſt ſich ein reges koloniales Leben entwickelte.

In der Nacht wurde nach der ſchon am Tage ſichtbaren Küſte von Neu-Britannien hinübergedampft, die wir am andern Morgen in der Gegend von Kap Anns, der ſüdweſtlichen Spitze, erreichten. Gleich hier zeigte sich die vollſtändige Unzuverläſſigkeit der Karten, die freilich noch von Dampier (1700) und d'Urville (1827) herrühren, welche mit ihren Segelſchiffen weit von der Küſte abhalten muſsten und ſo eine Menge Kaps**) benannten, ohne ſie aſtronomiſch feſtzulegen, die gar nicht exiſtieren. Das war freilich ſehr miſslich, denn gar keine Karte iſt immer noch beſſer als eine unrichtige, aber der trefflichen Führung von Kapitän Dallmann gelang es die erſte Rekognoszierungsfahrt längs dieſer ca. 240 Meilen langen, unbekannten Küſte bis Kap Orford glücklich durchzuführen, wozu die Samoa freilich drei Tage brauchte. Es zeigte ſich dabei, daſs die angeblichen Kaps meiſt aus vorgelagerten Inſeln beſtehen, die von weitem wie

*) Wie ich ſpäter von Kapitän Dallmann erfuhr, dürfte ca. 11 Meilen Oſt von Teliata vorausſichtlich ein „guter Hafen“ vorhanden ſein.

**) Man kann ermeſſen, was dabei herauskommt, wenn jemand auf ſolche dürftige Angaben hin eine Länderbeſchreibung wagt, wie z. B. Meinicke („Die Inſeln des Stillen Ozeans“ I. S. 134—136).

Vorſprünge ausſehen, denn ſelbſt Südkap vermochten wir nicht mit Sicherheit auszumachen. An Riffs war übrigens kein Mangel, und da uns leider eine Dampfbarkaſſe fehlte, ſo muſsten wir manche, vielleicht praktikable Buchten ununterſucht laſſen. Aber das ganze Land ſchien überhaupt zu wenig einladend; nichts als dicht bewaldete, ſteile, vulkaniſche Berge, mangrovereiches, dichtbewaldetes Vorland, unzählige Inſeln, die mit ihren Riffs zuweilen zum Abbiegen nötigten, wenig Kokospalmen und ſomit auch Menſchen, das ſind ſo die Hauptzüge dieſer Küſte, wie ich hier nur mit wenigen Strichen ſkizzieren will. Die kleinen Siedelungen ſchienen meiſt auf den Inſeln zu liegen, und da wir Eile hatten, konnten wir ſie nicht beſichtigen. Nur einmal kamen Eingeborene in Kanus ab, in einer Bucht, die zwiſchen Süd-Kap und Kap Roebuck der Karten liegt und die ich »Hanſabucht« benannte. Ich zählte acht bis neun kleine Siedelungen in dieſer Bucht, den bevölkertſten Diſtrikt an der ganzen Küſte bis Spacious-Bai. Die Leute waren ſehr ſcheu, und kamen erſt nach und nach näher, als ich ihnen leere Flaſchen mit einem daran gebundenen Streifen roten Zeuges zuwerfen lieſs, wagten ſich aber längsſeit gekommen nicht an Bord. Anthropologiſch echte Papuas zeigten ſie ethnologiſch die meiſte Zuſammengehörigkeit mit Neu-Guinea, ſo in ihren Schamſchurzen, Kalkkalabaſſen, Schmuck aus Schweinezähnen, filetgeſtrickten Tragbeuteln, breiten Schildpattarmbändern und dergleichen. Einige trugen Kopfbinden aus einer Art Flachs, ganz wie ich ſolche bei Feſtungshuk geſehen hatte. Muſchelgeld, ganz wie das Diwara von Blanche-Bai, ſchien auch eine groſse Rolle zu ſpielen, und ſie gaben es nur ungern her. Sie führten keinerlei Waffen mit ſich und waren ruhige Leute, mit denen ſich ſehr gut handeln lieſs, bekamen aber oft untereinander Streit. Sie beſaſsen einige ſehr eigentümliche Sachen, darunter beſonders einen hübſchen Kampfbruſtſchmuck aus zwei Eberhauern und Muſchelgeld. Ihre Kanus waren ſehr roh, alles Schmuckes bar, aber zum Teil ſehr lang. Das eine mochte über 40 Fuſs meſſen und trug 16 Mann. Intereſſant war es mir zuerſt wieder bei einigen Männern ſchwache Tätowierung, ſchmale Strichelchen über Stirn und Backen, zu ſehen;

bei einigen machte ſich künſtliche Deformation des Schädels bemerkbar. An Produkten beſaſsen ſie auſser Betelnüſſen und Tabakblättern nichts, nicht einmal Kokosnüſſe.

In den letzten Tagen des Oktober trafen wir glücklich wieder in Mioko ein, nicht wie es in Schiffsberichten gewöhnlich heiſst »an Bord alles wohl«!, ſondern ſieben Mann lagen am Fieber darnieder, darunter der Schreiber dieſer Zeilen, ein Andenken, das uns wahrſcheinlich Friedrich-Wilhelms-Hafen mit auf den Weg gegeben hatte. Nun, war es doch nicht mein erſtes Tropenfieber! Masqui!

Fünftes Kapitel.

Vom Mitrafels bis Finſchhafen.

Maſſacre der „Mioko“. — Urſachen. — Ein ſchwarzer Kriegsgefangener. — Strafexpedition der „Hyäne“ — Ankunft der „Eliſabeth“. — Aufhiſſen der deutſchen Reichsflagge in Matupi und Mioko. — Fieberträume. — Abreiſe nach Neu-Guinea. — Luard-Inſeln. — Fliegende Hunde. — Herkulesfluſs. — Scheue Eingeborene. — Menſchenleer. — Baſiliskbucht. — „Bleichröder“-Fluſs. — Verräter-Bai. — Spreefahrt. — Kafuarinen. — Mitrafels. — Eine verlaſſene Niederlaſſung. — Owen Stanley. — Adolphhafen. — In Huon-Golf. — Parſi-Huk. — Verkehr mit Eingeborenen. — Eine ſeltene Haarlocke. — Markhamfluſs — Rawlinſon-Gebirge. — Kap Cretin. — Herrliches Land. — Ich entdecke einen Hafen. — Finſchhafen. — Trefflich geeignet zur Niederlaſſung. — Ankunft der Hyäne. — Flaggenhiſſen. — Betrachtungen über die Eingeborenen. — Diebſtähle. — Iſt Civiliſation möglich? — Freiheitstrieb unvereinbar mit derſelben. — Dorf Ssuam. — Häuſer. — Abumtau Gabiang. — Gräber — Ethnologiſches. — Kanus. — Kakadus. — Jagd und Tierleben. — Exkurſion auf dem Bumifluſs. — Eine Krokodiljagd. — Abſchied von Finſchhafen. — Eine Exploſion. — Mohrenkönig und Krone. — Long-Inſel. — Begegnung mit Eingeborenen. — Waſſerhoſe. — Schönes Land bei Kap Raoult. — Längs der Nordküſte Neu-Britanniens. — Nusa in Neu-Irland. — Friedrich Schulle. — Rückkunft nach Mioko. — Rückblicke in Betreff der Entwickelung von Finſchhafen.

In dem ſonſt ſo ſtillen Hafen von Mioko herrſchte ungewohntes Leben; das deutſche Kanonenboot »Hyäne« (Kommandant Kapt.-Lt. Langemack) und ein Hamburger Dreimaſtſchuner lagen bei unſerer Rückkehr vor Anker und wechſelten mit der Samoa die üblichen Grüſse durch dreimaliges Senken der Flaggen.

Das Kriegsſchiff verlieſs uns aber ſehr bald wieder, um eine jener Strafexpeditionen auszuführen, die in der letzten Zeit unſere Kriegsſchiffe in dieſen Gebieten ſo häufig beſchäftigten und zu denen oft längſt geſchehene Vorfälle die Veranlaſſung ſind. Auch hier war dies

der Fall, denn es galt die Eingeborenen zu züchtigen, welche im vorhergehenden Jahre in Metelik, an der Südoſtſpitze Neu-Irlands, den deutſchen Schuner »Mioko« überfallen und nach Niedermetzelung der Mannſchaft verbrannten. In Metelik oder Likeliki-Bai hatten ſchon die berüchtigten Unternehmungen des Marquis des Rays bei den Eingeborenen die böſeſten Erinnerungen an Weiſse zurückgelaſſen und ſpätere Beſuche von Werbeſchiffen, die hier rekrutierten, d. h. Menſchen wegführten, dieſe Eindrücke nur zu lebhaft wieder aufgefriſcht.

Die ſogenannten »nackten Wilden« ſind eben Menſchen wie wir, und es iſt ihnen ſelbſtredend nicht gleichgültig, wenn Familien- und Stammesangehörige, nicht immer in legaler Weiſe, entführt werden, die zu häufig ihre Heimat niemals wiederſehen. Die »Labourtrade«, Arbeitshandel, hat daher überall, wo ſie betrieben wurde, den nachteiligſten Einfluſs ausgeübt und ſo häufig die Veranlaſſung zu jenen Maſſacres gegeben, welche faſt ausnahmslos der Blutgier und Wildheit der Eingeborenen zugeſchrieben werden und für die gewöhnlich Unſchuldige auf beiden Seiten zu büſsen haben. Die »Mioko« war eins dieſer unglücklichen Opfer der Vergeltung der Eingeborenen, die ſelbſtverſtändlich alle Weiſse für identiſch halten und an dem erſten beſten, der in ihre Hände fällt, ihre Rache für ihnen durch Weiſse zugefügtes Leid zu kühlen ſuchen. Da kein Papua ein groſser Held iſt und offenen Kampf ſtets zu vermeiden ſucht, ſo handelt es ſich gewöhnlich um den, mit Hinterliſt und Verräterei gepaarten, überlegten Mord. In Gegenden, wo Werbeſchiffe ihr Weſen trieben, heiſst es daher doppelt auf der Hut ſein. Denn gar oft iſt das freundliche Weſen der Eingeborenen nur Maske, und in den meiſten Fällen gelingt der Handſtreich nur infolge zu groſser Sorgloſigkeit. So erging es leider auch der »Mioko«. Das kleine, ca. 50 Tons groſse Fahrzeug, mit nur fünf Mann an Bord, war auf der Reiſe von Sydney nach Mioko durch Windſtillen und Strömungen im St. Georgs-Kanal aufgehalten worden und hatte in Metelikhafen vorgeſprochen, deſſen Eingeborene ſich ſehr freundlich zeigten. Dabei iſt jedenfalls vom Kapitän, der in jenen Gebieten durchaus

Neuling war, die nötige Vorſicht auſser acht gelaſſen worden. Als die Eingeborenen vollends merkten, daſs keine Waffen an Bord waren, welche das Schiff unbegreiflicherweiſe erſt am Beſtimmungsort erhalten ſollte, hatten ſie leichtes Spiel. Man kann es ihnen nicht verdenken, wenn ſie eine ſo günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lieſsen. Daſs dabei die Habſucht durch Plünderung des Schiffes mit befriedigt wurde, iſt ebenfalls leicht erklärlich. Deshalb ſind die Eingeborenen noch lange nicht jene notoriſchen Räuber und Mörder*), für welche ſie nach einem ſolchen Vorgange meiſt erklärt werden, da ja nach der gewöhnlichen Auffaſſung Raub und Mord gleichſam in ihrem Blute liegen, denn dafür ſind es ja eben »Wilde«! Ein ſolches Urteil würde aber kein gerechtes ſein! Ich kann aus meinen eigenen Erfahrungen Fälle anführen, wo Eingeborene eben ſo menſchlich als wir handelten. So brachte im Jahre 1881 ein deutſches Schiff einen jungen Franzoſen nach Matupi mit, den es bei Cap Hunter an der Südweſtküſte Neu-Irlands aufgenommen hatte. Der Genannte war »Soldat« der Colonie libre des Marquis des Rays geweſen, mit einem anderen Vaterlandsverteidiger deſertiert und hatte bereits mehrere Wochen uuter den Eingeborenen gelebt, bis ihn zufällig dieſes Schiff erlöſte.

Aus Furcht vor Strafe waren die Übelthäter von Metelik verzogen und zwar nach Lombom oder der kleinen Wallis-Inſel bei Port-Praslin, und dahin ging nun die Expedition der »Hyäne«. An Bord befand ſich bereits ein Eingeborener, welcher der Teilnahme an dem Maſſacre der »Mioko« bezichtigt war, wohl verwahrt in Eiſen. Der arme Schächer konnte einem wirklich leid thun, denn wurde er auch an Bord gut behandelt, ſo machten ſich doch häufig Schiffsleute

*) Nach den mir durch einen „Pionier-Trader“ im Jahre 1880 in Neu-Britannien gewordenen ſtatiſtiſchen Notizen wurden in der Periode der erſten Niederlaſſung weiſser Händler von 1875 bis Ende 1880 im ganzen dreizehn Morde durch Eingeborene verübt. Davon an zwei Weiſsen, offenbar wegen Raub, an fünf Weiſsen infolge Provokation, an zwei Weiſsen auf Anſtiften und im Auftrage von Weiſsen, an vier farbigen Miſſionslehrern (Teachers); nur die letzteren ſind verzehrt worden, aber keiner der Weiſsen. In derſelben Zeit wurden übrigens an Bord von Schiffen fünf Morde, meiſt von farbigen Schiffsleuten untereinander begangen.

den Spaſs, ihm durch Pantomimen des Hängens oder Erſchieſsens ſein mutmaſsliches Schickſal vorauszuſagen. Es war kein Wunder, wenn ihm aus Furcht Appetit wie Schlaf verging. Dabei behauptete er durchaus unſchuldig zu ſein und gar nicht in Lombom, ſondern in Lamaſſa oder Coconut-Island, ca. 10 Meilen weiter nördlich, zu Haus zu gehören und bat flehentlich, ihn nach dort zu bringen, wo ſich ſeine Behauptung durch ſeine Familie von ſelbſt als richtig erweiſen werde. Aber man hatte »einen Löffel« von der Mioko bei ihm gefunden, und dann — fürchtete er ſich ſo! Kein Wunder! War der Mann doch ſehr unfreiwillig in die Handſchellen geraten und zwar durch die Verräterei eines ſchwarzen Bruders, eines Salomon-Eingeborenen, der für ein deutſches Haus an der Küſte von Blanche-Bai Kopra einkaufte. Dieſer Brave hatte den Argloſen zu einem freundſchaftlichen Beſuche bei ſich eingeladen, ihn ſtatt deſſen aber gefeſſelt nach Mioko gebracht, Beweis, daſs auch Europäer zuweilen jene Mittel billigen, welche ſie bei den Eingeborenen ſo ſehr verabſcheuen. Aber das iſt Südſeeleben! Während ſonſt kaum auf das Zeugnis eines Schwarzen Wert gelegt wird, wurde es in dieſem Falle als vollgültig angenommen, denn der Salomonsmann war ja wohl der einzige Belaſtungszeuge. Die Expedition der Hyäne verlief übrigens in der gewöhnlichen Weiſe. Trotz aller Vorſicht waren die Vögel in Lombom ausgeflogen! Pulver und Blei konnten alſo diesmal geſpart werden, denn Streichhölzer genügten um die Häuſer anzuzünden, die, im Verein mit vernichteten Kanus und Plantagen, den Eingeborenen in üblicher Weiſe zur Warnung dienen ſollten, obwohl damit der beabſichtigte Zweck ernſtlicher Schädigung nur ſehr unvollkommen erreicht wird. Für Muſchelgeld laſſen ſich leicht Kanus wieder anſchaffen, und der Aufbau ſolcher Häuſer, als wie die hieſigen, macht auch nicht ſonderliche Mühe. In der That fand ich einige Zeit ſpäter die Bewohner des devaſtierten Dorfes ganz gemütlich an einer anderen Stelle wieder angeſiedelt.

Die »Hyäne« kam viel ſchneller, als erwartet wurde, wieder zurück und zwar ohne Coconut-Island beſucht zu haben, was jener arme Gefangene gewiſs am meiſten zu beklagen hatte. Denn da-

durch unterblieb die ihm verſprochene Unterſuchung in ſeiner Heimat und er wurde ſpäter mit einem Arbeiter-Transportſchiff nach Samoa geſchickt. Dort iſt er wahrſcheinlich auch nicht aufgehangen worden, ſondern verrichtet vermutlich noch heut Zwangsarbeit in Plantagen, wenn ihn nicht inzwiſchen das Heimweh, wie ſo manchen Kanaker hingerafft hat. Die Lamaſſaner werden aber dort vorſprechende Weiſse wahrſcheinlich nicht sonderlich höflich aufnehmen und dem Andenken des entführten Löffelmannes bei Gelegenheit ein Opfer bringen; denn das iſt der Fluch der böſen That, der ſich namentlich in der Südſee ſo anhaltend fortſpinnt.

Ein beſonderes Ereigniſs hatte übrigens die Hyäne ſo plötzlich zurückbeordert und zwar das unerwartete Eintreffen eines groſsen Kriegsſchiffes, das wir zu unſerem Erſtaunen plötzlich, im Kanal Matupihafen zudampfend, erblickten. Durch die bald darauf ankommende »Hyäne« erfuhren wir, daſs das Schiff S. M. gedeckte Korvette »Eliſabeth« ſei und begaben uns ſogleich an Bord der Hyäne nach Matupi, um den Kommandanten Kapitän z. S. Schering zu begrüſsen. Wir hörten frohe Botſchaft: die deutſchen Beſitzungen im Archipel von Neu-Britannien ſollten unter den Schutz des Reiches geſtellt werden, welcher feierliche Akt am 3. November in Matupi unter den entſprechenden Ceremonien vor ſich ging. Es war ein ſchönes Schauſpiel, als 250 Mann in bewundernswerter Eile und Ordnung landeten und in dem weiten Hofe des Hernsheim'ſchen Etabliſſements Aufſtellung nahmen. Kapitän Schering verlas dann auf Befehl Seiner Majeſtät des Kaiſers die kurze Proklamation, die Truppen präſentierten und unter den Klängen des »Heil dir im Siegerkranz«, dem Donner der Geſchütze und einem dreimaligen Hoch auf Seine Majeſtät ging die Reichsflagge der deutſchen Kriegsmarine in die Höhe! Am folgenden Tage wiederholte ſich dieſelbe Feierlichkeit in dem Etabliſſement der Handels- und Plantagen-Geſellſchaft auf Mioko, wohin diesmal auch die verſchiedenen Häuptlinge der Herzog York-Inſeln eingeladen waren, denen die Bedeutung der Handlung klar gemacht wurde. »Bye and bye you kill white man, man of war kill you« (wenn du einen Weiſsen töteſt, tötet dich das Kriegs-

ſchiff), ein Argument, das die Eingeborenen ſehr wohl verſtanden, wenn es ihnen auch weniger begreiflich ſcheinen mochte, das ſie ſich fortan der eigenen Gerichtsbarkeit Weiſsen gegenüber gänzlich enthalten ſollten. Jedenfalls hatten ſie darüber ihre eigenen Anſichten und zwar auf Grund unliebſamer Erfahrungen, die ihnen lehrten, daſs der ſchwarze Mann wohl ſelten Recht erhält, und konnten ſich nicht gleich zu dem Glauben aufſchwingen, daſs dies nun mit einem Schlage anders, beſſer werden ſollte. Natürlich verſprachen ſie alles, wie das Kanaker ſtets thun, und der Frieden ſchien für ewige Zeit beſiegelt. Freilich mit der Handvoll Eingeborenen der Herzog-York-Inſel hat es keine Not, denen iſt die blutige Sühne für die Ermordung Kleinſchmidts noch in gutem Gedächtnis. Aber in Neu-Britannien und Neu-Irland, da liegen die Verhältniſſe ganz anders, und es wird wohl noch lange dauern, ehe die Eingeborenen ſich jener Botmäſsigkeit bewuſst ſind, welche für gute Unterthanen ſelbſtverſtändlich iſt. In der That wurde nicht lange nach dem Aufhiſſen der Kriegsflagge an der Nordküſte der Gazelle-Halbinſel ein Eingeborener, der für ein deutſches Haus handelte, umgebracht, ſeine Vorräte geplündert. Die Kriegsmarine bekam dadurch wieder zu ſtrafen, was durch die bekannten Vorgänge des Kanonenbootes »Albatroſs«, unter dem Kommando des energiſchen Graf von Baudiſſin, gründlich beſorgt wurde. Aber ſeitdem hat ſich wohl kein weiſser Händler mehr in den verrufenen Gebieten von Kabakadai und Kabaira niedergelaſſen, wo der mächtige Häuptling Toberinge (Tuberingai) herrſcht; denn wegen ein oder zwei Koprahändler kann doch nicht immer ein Kriegsſchiff zur Stelle ſein.

Mit dem Aufhiſſen der deutſchen Kriegsflagge war übrigens der Grundſtein zu unſeren jetzigen Südſee-Kolonien gelegt und ein Akt vollzogen worden, der die lebhafteſte Freude hervorrief, in der Heimat gewiſs mehr als im Kreiſe gewiſſer Koloniſten.

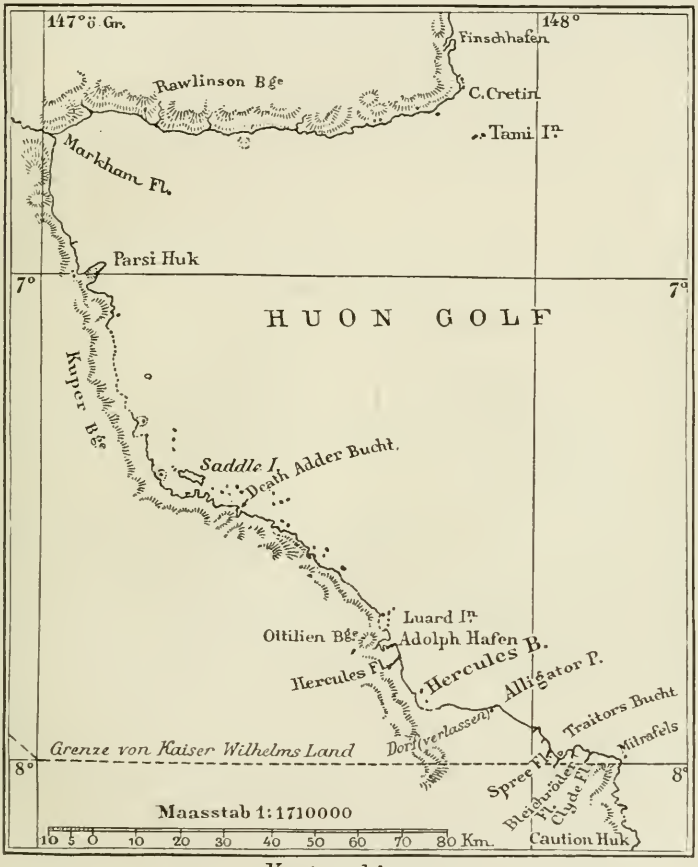
Das neue deutſche Beſitztum gefiel Kommandant Schering, wie den Herren der Eliſabeth überhaupt, unendlich viel beſſer als dasjenige, welches ſie kaum drei Monate früher (am 7. Auguſt) erworben hatten, und von wo das Kriegsſchiff mit kurzem Aufenthalt in Kap-

ſtadt und Sydney direkt herkam: Angra Pequeña! »Lüderitzland«! die vielbeſprochene und beſungene erſte deutſche Kolonie, welche den neueſten Berichten zufolge hoffentlich bald durch ihren »Goldreichtum «thatſächlich den ſo oft getäuſchten Erwartungen entſpricht. Die erſten Beſucher konnten davon freilich keine Ahnung haben und Dr. Nachtigals Ausruf beim Betreten des gelobten Landes: »Oh! meine Sahara!« war jedenfalls berechtigt.

Die Erfolge der Samoa in Aſtrolabe-Bai machten die Anweſenheit der deutſchen Kriegsſchiffe zu demſelben Zwecke als in Neu-Britannien und Neu-Irland auch in Neu-Guinea nötig, und auf Wunſch des Kommandanten begleitete Kapitän Dallmann dieſelben als Lotſe für Friedrich-Wilhelms-Hafen. Unter der Behandlung von Dr. Frerichs von der »Hyäne« hatten ſich unſere Kranken ſoweit erholt, um wieder Dienſt zu thun, und ſo konnten wir in der erſten Hälfte des November die zweite Reiſe nach Neu-Guinea antreten, um hier verabredetermaſsen mit den Kriegsſchiffen wieder zuſammenzutreffen. Mir ſelbſt war, ſchon des Fiebers wegen, am meiſten daran gelegen, wieder in See zu kommen, weil ich aus Erfahrung wuſste, daſs Luftveränderung das beſte Mittel iſt, wenn auch Seeluft nicht allemal gegen das Fieber hilft, welches mir diesmal bös zugeſetzt hatte. In meinen phantaſtiſchen Träumen ſpielte die zuletzt befahrene Küſte Neu-Britanniens die Hauptrolle. Ich ſah ſtets neue Kaps voraus, welche ſich in Inſeln auflöſten und ſo raſch aufeinander folgten, daſs ich nicht mehr im ſtande war alle aufzuzeichnen, und dies beängſtigte mich aufserordentlich. Ja! ja! das Fieber vermag gar wunderliche Bilder hervorzuzaubern, und ich freute mich, daſs ich ſie los war und die Küſte diesmal in Wirklichkeit vor Augen hatte. Sie blieb, häufig durch Wolken und Regenböen verſchleiert, mit ihren eintönigen Bergrücken und anſcheinenden Kaps faſt drei Tage lang in Sicht, denn die Samoa machte infolge von Gegenſtrömungen und Böen nur langſam Fortgang.

In der Frühe des vierten Tages kam Neu-Guinea, wie immer, beim Annähern von Land, in wechſelden Bildern, zum Vorſchein. Zuerſt zeigte ſich eine mäſsig hohe, blaue Bergkette, über eine dichte

weiſse Wolkenſchicht vorragend, welche unmittelbar auf der Waſſerfläche zu lagern ſchien, aus welcher nach und nach Inſeln auftauchten. Letztere verfloſſen allmälich ineinander und erwieſen ſich als der



Kartenskizze
vom
HUON GOLF.

eigentliche, flache, dichtbewaldete Küſtenſaum, vor dem aber ſpäter thatſächlich kleine Inſeln ſichtbar wurden. Welche mochten es wohl ſein? war eine Frage, die uns zunächſt am lebhafteſten beſchäftigte. Daſs wir uns in Huon-Golf befanden wuſsten wir freilich, aber hier

erſtrecken ſich eine ganze Reihe ſolcher kleinen Inſeln längs der Küſte und ohne Ortsbeſtimmung ließs ſich die Frage eben nicht ausmachen. Glücklicherweiſe brachte der Mittag klaren Himmel und nach den Beobachtungen erwieſen ſich die vor uns liegenden Inſeln als die Luard-Gruppe von Moresby. Ich ging ſogleich mit Hinrich Sechstroh, dem erſten Offizier der Samoa, welcher während der Abweſenheit von Kapitän Dallmann den Dampfer führte, im Walboot ab, um eine Unterſuchung vorzunehmen. Die acht Inſeln ſind alle klein, dichtbewaldet und haben zum Teile eine Sohle felſigen Steilufers, welches aus einem ganz anderen Geſtein als dem bisher geſehenen beſteht. Es iſt eine Art Konglomerat oder Breccie, aber die Korallformation ebenfalls vertreten. So lag der Strand der kleinen Inſel, auf welcher wir landeten, voll von Koralltrümmern, Rollſtücken von Madreporen u. ſ. w. Ein halb im Sande verwehtes Kanu, ſowie eine Kokospalme, mit leider verkrüppelten Nüſſen, deuteten an, daſs früher Menſchen hier verkehrt hatten; ſonſt bemerkten wir keine Spur von ihnen.

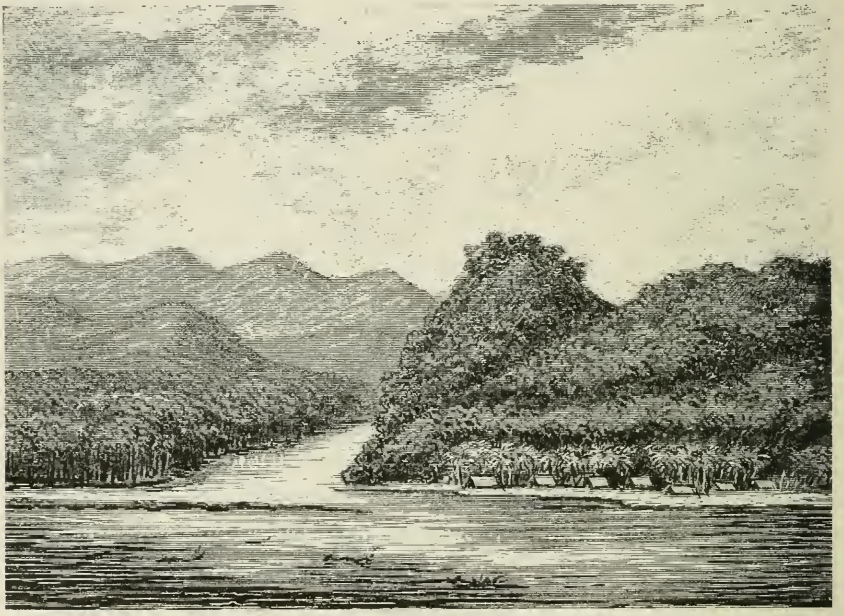
Aber eine andere unerwartete Erſcheinung überraſchte uns: Hunderte fliegender Hunde erhoben ſich aus dem Gelaube der Bäume und unſere Schüſſe ſcheuchten weitere Scharen derſelben auf. Mit Ausnahme einer Lokalität auf der Karolineninſel Kuſchai hatte ich in der That nie ſoviele fliegende Hunde beiſammen geſehen. Sie ſchienen hier einen geſicherten Platz für die Tagesruhe gefunden zu haben, von wo aus ſie bei Einbruch der Dunkelheit ihre Streifzüge unternehmen, um die Plantagen zu plündern, für die ſie eine wahre Plage werden. In manchem Baume hingen mehr als zwanzig dieſer Tiere, in der üblichen Weiſe mit dem Kopfe nach unten und mit den Hinterfüſsen an einem Aſte feſtgeklammert, ſo daſs ſie bei der Dunkelheit der dichten Belaubung nicht immer leicht zu ſehen waren. Die Jagd hat alſo gewiſſe Schwierigkeiten, umſomehr als die fliegenden Hunde ein ſehr zähes Leben haben und angeſchoſſen meiſt in den Zweigen hängen bleiben. Zur Freude unſerer Schwarzen wurde aber bald eine Anzahl erlegt, denn fliegende Hunde ſind bei dieſen ſehr beliebt und ſollen auch, nach der Verſicherung

engliſcher Marineoffiziere, in der That ſehr gut ſchmecken. Da ſich die Tiere nur von Vegetabilien, am liebſten Brotfrucht und Bananen nähren, iſt dies ſehr erklärlich. Aber trotzdem konnte ich mich niemals entſchlieſsen, das Fleiſch zu koſten, weil die Tiere einen ſo widerwärtigen iltisartigen Geruch haben, der ſelbſt den präparierten Häuten noch anhaftet, durch Einlegen in Eſſig aber ganz verſchwinden ſoll. Die Art ähnelt übrigens dem »Anganau« Neu-Britanniens (Pteropus melanopogon) am meiſten und erreicht eine Flügelſpannung von mehr als $4\frac{1}{2}$ Fuſs, iſt alſo mit eins der gewaltigſten Flugſäugetiere.

Die Unterſuchung der Inſeln hatte übrigens keinen Ankerplatz ergeben, und einen ſolchen, oder beſſer einen Hafen, zu finden, war unſere erſte Aufgabe. Freilich weiſt Moresbys Karte, deſſen treffliche Aufnahmen damals die einzige Quelle für das Gebiet von Huon-Golf und der Nachbarſchaft bildeten, nicht einmal einen ſolchen auf. Aber deswegen brauchte die Suche noch nicht aufgegeben zu werden, denn Moresby konnte in dieſem Teile nur oberflächliche, mehr fliegende Aufnahmen machen und muſste manches überſehen.

Es wurde beſchloſſen, zunächſt bis zum Mitrafels längs der Küſte von Herkules-Bai zu gehen, die ſich ſehr gebirgig zeigte. Neue, am vorhergehenden Tage nicht geſehene Gebirge traten hervor, von denen ſich nach und nach drei Ketten unterſcheiden lieſsen, deren innerſte und höchſte an 6000 Fuſs erreichen mochte, ſich aber bald mit Wolken bedeckte. Schon in einer Entfernung von mehr als zehn Meilen von der Küſte hatte uns wiederholt trübgefärbtes, ganz wie Riff ausſehendes Waſſer, zum Stoppen und Loten veranlaſst, wobei ſich indes zeigte, daſs dasſelbe nur von Süſswaſſer herrühren konnte. Dafür ſprachen auch die häufigen, in der Nacht übrigens nicht ungefährlichen, Treibholzſtämme, welche ſich mehrten, je mehr wir uns der Küſte näherten. Daſs alſo ein Fluſs und zwar ein gröſserer irgendwo in der Nähe münden muſste, daran war kein Zweifel. Wirklich fanden wir ihn bald darauf ca. 5 Meilen Südoſt von den Luard-Inſeln, leider aber durch eine Barre geſperrt, über die es mächtig brandete. Als wir uns bei einer ſpäteren Gelegenheit dieſer

Flufsmündung bis auf eine halbe Seemeile näherten, liefs ſich ſelbſt hier noch kein Grund zum Ankern finden, ſo dafs die Barre jedenfalls aufserordentlich ſteil in die Tiefe abfällt. Die Breite des Fluſſes mochte 100 bis 150 Schritt betragen; ſeine Ufer waren, wie die Abbildung zeigt, von dichtem Urwald eingerahmt, die Strömung ſehr anſehnlich. Innerhalb der Barre ſchien das Waſſer ganz ruhig, aber durch Treibholzſtämme unklar, ſo dafs der Fluſs wohl nur für Boote praktikabel ſein dürfte. Er wurde Herkulesfluſs genannt, nach der



Herkulesfluſs.

Bai, welche Kapitän Moresby nicht nach dem mythologiſchen Helden, ſondern nach Sir Herkules Robinſon, S. C. M. G., ſo benannte.

Am linken Ufer des Herkulesfluſſes ſtanden ca. ein Dutzend Kokospalmen, die erſten welche wir, ſeit der einzigen auf der Inſel der fliegenden Hunde, an dieſer Küſte ſahen. Das liefs auf Menſchen ſchliefsen, und wirklich zeigten ſich bald Eingeborene, deren Zahl nach und nach Hundert und mehr betragen mochte. Sie liefen an-

ſcheinend in groſser Aufregung hin und her, und es dauerte lange, ehe zwei Kanus abkamen mit ca. einem Dutzend beherzter Männer. Sie trugen ſonderbaren Ausputz von Kaſuarfedern, Ovulamuſcheln, Arm- und Kniebänder, um den Leib Rotangſtreifen, führten aber keinerlei Waffen mit ſich. Leider waren ſie ſo furchtſam, daſs ſie ſich nicht bis an den Dampfer heranwagten, ſondern plötzlich Reiſsaus nahmen und ſelbſt die roten an Flaſchen gebundenen Zeugſtreifen, welche ich ihnen zuwerfen lieſs, nicht beachteten. Dies ſonderbare Benehmen hatte ſicherlich nicht in früheren Beſuchen von Arbeiterſchiffen ſeinen Grund, wie dies ſonſt meiſt der Fall iſt, ſondern die Leutchen mochten überhaupt noch kein Schiff und Weiſse geſehen haben, da ſie allem Anſchein nach nicht an der Küſte, ſondern weiter im Inneren zu Haus gehörten. Dafür ſprachen die Form der ſchlechten Kanus und Paddel, die nur für Fluſsfahrten tauglich ſchienen, ſowie die Armſeligkeit der ſchuppenartigen Hütten am Ufer, die nur einem vorübergehenden Aufenthalt dienen mochten. Dieſe Anſicht wurde ziemlich zur Gewiſsheit, als wir ein paar Tage ſpäter den Platz wieder beſuchten und zu unſerem Erſtaunen denſelben völlig verlaſſen fanden; nur unſere Stimmen machten den Urwald widerhallen! So entging mir leider die Bekanntſchaft dieſer gewiſs intereſſanten Eingeborenen; wiederum ein Beweis, daſs ein Reiſender jede Gelegenheit benutzen ſoll. Aber bei unſerem erſten Beſuche konnten wir uns aus Rückſicht für die Weiterreiſe nicht lange aufhalten und damals natürlich nicht vorausſehen, das Neſt ſpäter leer zu finden. Jedenfalls wohnen dieſe Eingeborenen weiter aufwärts am Fluſse und kommen nur gelegentlich der Fiſcherei wegen bis ans Meer. In der That fanden wir die Küſte von Herkules-Bai bis zum Mitrafels total unbewohnt, ſelbſt ſolche Lokalitäten wie Kriegsgeſang-Huck (Warſong-Point) und Verräter-Bai (Traitors-Bay), wo der »Baſilisk« vor zehn Jahren noch zahlreich bevölkerte Dörfer angetroffen hatte. Die herausfordernde Haltung der Eingeborenen, welche Moresby damals zwang auf dieſelben zu ſchieſsen, war die Veranlaſsung des odiöſen Namens, zu dem übrigens bemerkt ſein mag, daſs niemand zu Schaden kam, und daſs ein einziger Schuſs die Krieger in wilde Flucht jagte.

Wie ein zweiter Beſuch dieſes Gebietes lehrte, iſt die von Moresby beſchriebene Verräter-Bai, in welcher der Baſilisk ein paar Tage verweilte, um Feuerholz zu ſchlagen, wohl nicht identiſch mit der groſsen, gleichnamigen der Karten, ſondern nur eine ſanfte Buchtung wenige Meilen weſtlich vom Clydefluſs. Sie verdient einen eigenen Namen und mag als »Baſilisk-Bucht« unterſchieden werden. Die ſüdöſtliche flache Huk iſt Ambush-Point von Moresby und $5\frac{1}{2}$ Meilen W. bei N. von Kap Ward-Hunt. Wir lagen hier im April des folgenden Jahres (1885) mit der Samoa zu Anker, an einer Stelle, die ganz mit Moresbys Beſchreibung übereinſtimmt. Ich machte von hier eine Bootexkurſion, die ich gleich an dieſer Stelle mit einfügen will. Wie der Clyde öſtlich von Baſilisk-Bucht, ſo mündet ein ähnlicher durch eine Barre verſperrter Fluſs weſtlich von derſelben, den ich »Bleichröder« benannte. Beide Flüſſe ſind übrigens möglicherweiſe nur Arme eines weit gröſseren, in der eigentlichen Verräter-Bai mündenden Fluſſes, den ich »Spree« benannte, denn dieſes ganze Mündungsgebiet ſcheint ein Delta zu ſein. Das niedrige Land hat ein ſumpfiges Anſehen und iſt vegetativ durch vorherrſchende Beſtände von Kaſuarinen ausgezeichnet, welche meiſt den unmittelbaren Uferſaum bilden. Dieſer durch ſeine ſchwarzgrüne Belaubung am meiſten an Nadelholz, zumal an unſere Lärchen, erinnernde Baum, wird für dieſes Gebiet beſonders charakteriſtiſch und ſcheint in ſumpfigem Terrain heimiſch. Die Bäume ſelbſt ſtanden übrigens keineswegs dicht, waren nicht ſehr hoch und hatten ein kränkliches Ausſehen, wahrſcheinlich infolge der Lianen, welche die meiſten Bäume bedeckten und ſie nach und nach töten. Je tiefer wir in die Bai hineinkamen, die an fünf Meilen breit ſein mag, um ſo groſsartiger geſtaltete ſich das Vegetations- und Landſchaftsbild. Eine breite Barre, auf der mächtige Treibholzſtämme die Untiefen, gleich Schifffahrtszeichen, markierten, verſperrte den gröſsten Teil des Mündungsgebietes und lieſs nur einzelne für Boote paſſierbare Kanäle frei. Wir gingen den öſtlichſten, hart am rechten Fluſsufer laufenden hinauf, der für ſich ſelbſt einem kleinen Fluſs glich und wenigſtens im Anfange eine beträchtlich ſtarke Strömung zeigte. Gewaltige Laub-

bäume, die oft so dicht mit grofsblättrigen Schlingpflanzen bedeckt waren, dafs sie förmliche Waldkulissen darstellten, untermischt mit einer nicht sehr hohen schlankstämmigen Palme, einer Cycasart ähnlich. bildeten den Hauptteil der üppigen Urwaldsvegetation. Selbstverständlich fehlte es nicht an der im Wasser wachsenden Nipapalme, die mit ihren gewaltigen Wedeln und kolossalen Früchten sich oft zu grofsen, boskettartigen, grotesken Gruppen vereinte, während anscheinend grüne Wiesenufersäume oder Inseln sich bei näherer Untersuchung als eine acht bis zehn Fufs hohe, das Wasser ca. zwei Fufs überragende, Grasart erwiesen. Der zwischen 30 bis 50 Fufs breite Flufsarm breitete sich zuweilen zu weiten, teichartigen Wasserbecken aus, in welche verschiedene Kanäle mündeten, und es war bei der allmählichen Strömungsabnahme nicht leicht in der Hauptader zu bleiben. Der Gedanke, in vorher nie betretene Gebiete einzudringen, erzeugt selbst bei Erfahrenen ein seltsames, prickelndes Gefühl, das sich beim Befahren eines neuen Flusses noch bedeutend erhöht.

Bei jeder Biegung hofft man auf etwas Neues, erschaut aber fast ausnahmslos dieselbe Einförmigkeit, denn beinahe alle solche, durch urwaldbedeckte Ebenen, fliefsenden Wässer zeigen denselben Charakter. Wie sehr schien nicht gerade dieses Flufsgebiet zum Aufenthalt von Krokodilen geeignet; aber auch hier blieb mein sehnlichster Jägerwunsch, ein solches Ungetüm zu erlegen, unerfüllt. Lautlos glitt unser Boot über den Wasserspiegel, auf dem sich nicht einmal Reiher, Purpurhühner oder anderes hier zu erwartendes Geflügel zeigte. Wie gewöhnlich blieb es bei Papageien, Tauben, Glanzstaren und Raben, welche den Uferwald, übrigens auch unerreichbar für unsere Gewehre, belebten, mich aber nicht reizten, denn alles waren bekannte Arten. Auf Paradiesvögel darf man im Flachland kaum rechnen, da sie den Bergen angehören. Weiterhin schienen solche das Delta zu begrenzen, und hier wohnen jedenfalls auch die Menschen, von welchen wir am Flufs auch nicht eine Spur bemerkten, denn mit dem Glase sah man an den Bergen deutlich Kokospalmen, und wo diese, sind auch Menschen.

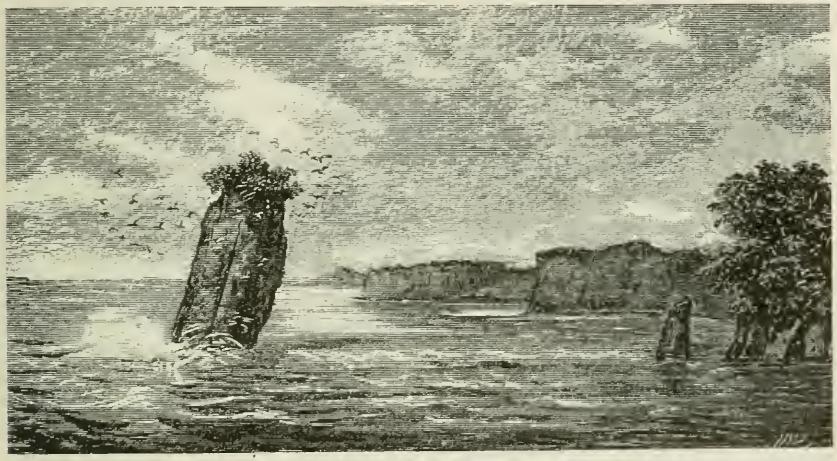
Leider konnten wir nicht bis zu ihnen vordringen und mufsten uns mit diefer flüchtigen Rekognoscierung begnügen, zu der in ausgedehnterer Weife eine Dampfbarkaffe nöthig gewefen wäre. Jedenfalls ift diefer Flufs, von dem wir nur einen unbedeutenden Nebenarm kennen lernten, recht anfehnlich. Eine genauere Erforfchung desfelben dürfte fich fehr nützlich erweifen und vielleicht für kleine Fahrzeuge eine Waffertrafse ergeben.

Als wir mit Einbruch der Dunkelheit an Bord zurückkehrten, bereiteten uns abermals fliegende Hunde, aber einer anderen Art als der auf der Infel gefehenen angehörend, ein feltenes Schaufpiel, das namentlich für den Zoologen intereffant und neu war. In grofser Anzahl umfchwärmten fie das Schiff und fchoffen zuweilen aus der Luft bis zur Waffertläche herab, wie Seefchwalben die nach Fifchen ftofsen. Fliegende Hunde (Pteropen), welche fifchen? Davon ift wohl noch nie berichtet worden, und ich will die Gewähr dafür auch nicht übernehmen. Denn jedenfalls hatte das auffallende Gebaren der Tiere nichts mit Fifchen zu thun. Es gelang uns leider nicht ein Exemplar zu erbeuten, um durch Unterfuchung des Magens die Sache aufzuklären. Vermutlich nippten die Tiere nur Seewaffer, um zu trinken.

Doch kehren wir wieder zu unferer Reife auf die Samoa zurück, welche fich dem füdöftlichen Endziele, dem Mitrafels nähert. Er ähnelt von weitem einem Pfeiler und befteht aus einem ifoliert aus dem Meere auffteigenden, etwa 40—50 Fufs hohen, kegelförmigen Felfen, der auf dem Scheitel mit grünem Bufchwerk bewachfen ift. Riff verbindet ihn mit der etwa eine Meile entfernten Küfte, dem Kap Ward-Hunt*) Moresbys. Es wird von einem etliche hundert Fufs hohen Bergrücken gebildet, der fteil bis zum Meere abfällt, und deffen dichte Bewaldung fich durch den Mangel von Kafuarinen auszeichnet. Sehr nahe der Küfte fteht ein zweiter, weit niedriger Felfenpfeiler, gleichfam als Wächter des grofsen. Es giebt wohl kaum einen

*) Identifch mit „Richie-Isl." von d'Entrecasteaux, welches diefer Seefahrer 1793 für eine Infel hielt.

ſo charakteriſtiſchen, leicht zu erkennenden Punkt als Mitrafels, der wie eine natürliche Bake weithin ſichtbar iſt. Die Kommiſſion, welche ſpäter die deutſch-engliſchen Grenzen feſtſtellte, hätte keinen beſſern Markſtein wählen können, deſſen Wichtigkeit als ſolcher mir ſchon bei dieſem erſten Beſuche klar war. Mitrafels bezeichnet übrigens mit ziemlicher Genauigkeit den 8. Grad ſüdlicher Breite, iſt alſo auch deswegen intereſſant. Was wir weſtlich vom Grenzfelſen ſahen erſchien nicht ſehr verlockend, ſoweit das Auge reicht ſteil abfallende, bewaldete Bergketten, und wie wir ſpäter ſehen werden, hat Deutſchland jedenfalls den beſſeren Teil erwählt. Das Deltagebiet zwiſchen Clyde und



Mitrafels aus Nordweſt.

Spree ſcheint gutes Land, aber ziemlich ſumpfig zu ſein, obwohl ſich darüber nach einem flüchtigen Beſuche nicht entfernt entſcheiden läſst.

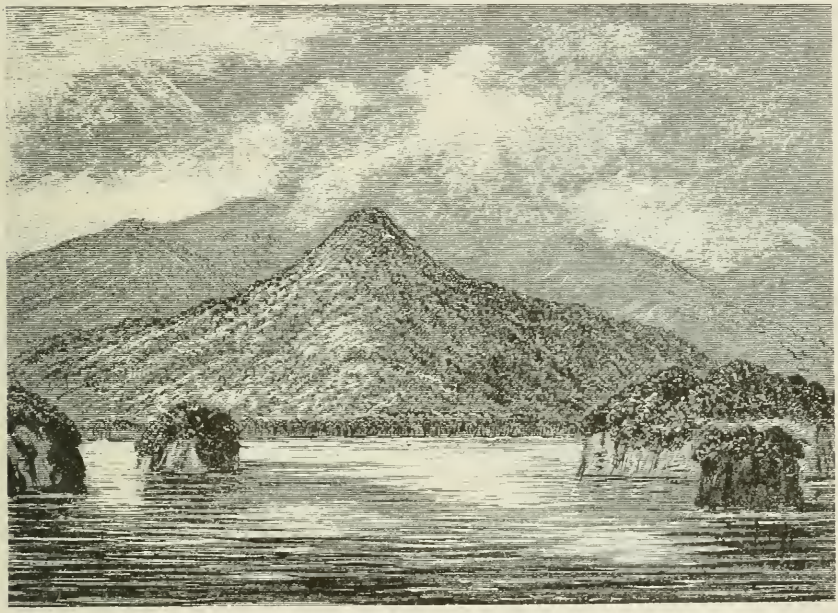
Ich landete diesmal in der Nähe von Alligator-Point Moresbys, an einer Stelle, wo anſcheinend verlaſſene Hütten die Neugier beſonders rege machten; vielleicht konnten wir dennoch Eingeborene hier antreffen! Heftige Dünung erſchwerte das Landen und nötigte das Boot wieder vom Ufer abzuhalten, welches wir nur zu zweien, von einem ſchwarzen Jungen begleitet, durchſtreiften. Ängſtlich prüfte

das ſcharfe Auge des letzteren den ſchwarzen Uferſand nach Menſchenſpuren, aber nirgend zeigte ſich ein Fußſtritt, und nur Eidechſen und Krabben hatten ihre bekannten Schlängelſpuren zurückgelaſſen. Die etwa neun Hütten ähnelten in der Form ganz den am Herkulesfluſse geſehenen und waren nichts als rohe, mit Blättern der Nipapalme bedeckte Stangengerüſte, 10 bis 30 Fuſs lang und etwa mannshoch. Niedrige Bänke aus geſpaltenen Stangen deuteten an, daſs dieſe Hütten als Schlafſtätten benutzt worden waren; ſonſt fand ſich nichts bei denſelben als ein paar verkohlte Holzſtücke und Fetzen alter Kokosnuſsfaſer. Da dieſe Palme ſelbſt an dieſer ganzen Küſte nicht vorkommt, ſo ſprachen dieſe Reſte nur zu deutlich von gelegentlichen Beſuchen der Inlandsbewohner, wie ich dies ſchon im Vorhergehenden erwähnte. Aber wo mochten die Menſchen, welche Moresby vor 10 Jahren noch ſo zahlreich hier antraf, hingekommen ſein, und von deren Dörfern wir ſelbſt keine Spur mehr entdeckten? Schon das Fehlen von Kokospalmen ſchien dieſe Frage zu beantworten, noch mehr der Charakter des uns vorliegenden Landes, das eben nicht ſehr verſprechend ausſah. Das was uns von weitem als Gras erſchien, erwies ſich als dichtes, auf dem Sande hinkriechendes Windengeranke, der Uferwaldſaum als ſehr ſchmal, und hinter ihm dehnte ſich ſumpfiges, reichlich mit Nipapalmen und anderen Bäumen beſtandenes Land aus, das zu betreten durchaus nutzlos geweſen wäre.

Wiederum hatten wir auf unſerer Reiſe nordweſtwärts impoſante Gebirgsbilder, mit grellen Tinten in Schwarz, Violettſchwarz, Dunkelblau und zartem Grün vor uns, ja eine frühe Morgenſtunde zeigte uns einmal in der Gegend von Traitors-Bay, fern, fern in Südweſt ein Hochgebirge, das wohl kein anderes als die Owen-Stanleykette ſein konnte. Trotz der Entfernung von etlichen 60 Meilen in der Luftlinie ſcheint bei der bedeutenden Höhe von über 13000 Fuſs eine ſolche Annahme wohl möglich. Ich kannte zwar den Owen-Stanley von der Südoſtküſte her ſehr gut, aber wer vermöchte aus ſo groſser Entfernung ein Gebirge wiederzuerkennen?

Wir hatten die Luard-Inſeln wieder erreicht und verſuchten es

nochmals wenigſtens einen Ankerplatz zu finden, und wurden diesmal durch die Entdeckung eines hübſchen Hafens belohnt, (18. November 1884). Er bildet ein geräumiges, länglich rundes Becken mit gutem Ankergrund von 10 bis 20 Faden Tiefe, das rings von ſteilen bewaldeten Bergen umſchloſſen wird. Unter dieſen zeichnet ſich, wie die Skizze unten zeigt, beſonders eine ca. 1000 bis 1200 Fuſs hohe, pyramidenförmige Kuppe aus, welche W. S. W. die Einfahrt giebt. Ich benannte ſie »Ottilienberg« nach Frau von, den Hafen ſelbſt



Adolphshafen mit Ottilienberg.

»Adolphshafen«, nach Herrn von Hanſemann in Berlin, der bekanntlich die Samoa-Expedition ins Leben rief. Nach den Ortsbeſtimmungen Sechstrohs liegt Adolphshafen unter 7^0 44' Süd und 147^0 44' Oſt. Wie ſich ſchon die Einfahrt durch ſchmutzig gefärbtes Süſswaſſer auszeichnet, ſo der Hafen ſelbſt, eine Eigentümlichkeit, die zur Reinigung eiſerner Schiffe wichtig werden kann. Im übrigen iſt die Umgebung des Hafens für Anſiedelung wenig verſprechend. Das Vorland des weſtlichen Ufers erwies ſich als

ſumpfiges, mit Pandanus, Kasuarien, Ried und Binſen beſtandenes Terrain, die zum Teil ſtagnierende Mündung eines Fluſſes, deſſen Hauptarm nördlich von einer Landzunge herauszukommen ſchien. Auf der letzteren zeigten ſich plötzlich etliche Eingeborene, von denen wir im Hafen ſelbſt keine andere Spur als ein paar verfallene Gerüſte gefunden hatten. Es waren ſieben, anſcheinend total nackte Männer, die gewaltige Schilde und Speere mit ſich führten, uns aber durch Winken mit grünen Zweigen ans Land einluden. Das ging nun leider nicht, da um die Spitze der Landzunge eine gewaltige Strömung ſchoſs und der einbrechende Abend uns zur Rückkehr an Bord nötigte, wo wir noch eben vor Eintritt der Dunkelheit eintrafen. Auf dieſe Weiſe profitierten leider die Entdecker des neuen Hafens ſelbſt nicht einmal die Nachtruhe in demſelben, ſondern muſsten wie gewöhnlich von der Küſte abhalten, um ſich recht gründlich durchſchütteln und durchrütteln zu laſſen, Eigenſchaften, welche die kleine Samoa in ſchadenfroher Weiſe gerade dieſe Nacht mehr als je zum Ausdruck brachte.

Mit den Luard-Inſeln beginnt jene tiefeinſchneidende weſtliche Einbuchtung der Küſte, welche 1793 von d'Entrecaſteaux, nach ſeinem berühmten Landsmann Huon Kermadec, »Huon-Golf« benannt wurde, in welcher aber erſt Moresby einige Punkte beſtimmte und benannte. Er hielt ſich hauptſächlich drei Tage lang in einer von ihm »Death-Adder-Bay«*) benannten Bucht (7° 29 S.', 147° 25' O.) auf, um Feuerholz zu ſchlagen, und ſchloſs damit ſeine unvergleichlich wichtigen, für Neu-Guinea epochemachenden Küſtenaufnahmen. Wir konnten denſelben kaum etwas hinzufügen, denn böiges Wetter und trübgrün gefärbtes Waſſer lieſs es Steuermann Sechstroh rätlich erſcheinen, auſserhalb jener Reihe von Inſelgruppen zu halten, welche ſich von den Luard-Inſeln bis Solitary-Island, in einem Abſtande von drei bis ſechs Meilen, über 40 Meilen parallel mit der Küſte hinziehen. Sie ſind alle klein, hügelig, dichtbewaldet, manche nur mit Buſchwerk begrünte Felſen, und ſcheinen alle unbewohnt. Nur bei Saddel-Island (»Longuerue« von d'Entrecaſteaux), der gröſsten dieſer Inſeln, zwei ein

*) „Deaf-Adder-Bay" auf der engliſchen Admiralitätskarte.

halb Meilen lang und ca. 700 Fuſs hoch, verſuchten uns vergeblich ein paar Segelkanus einzuholen, und auf Solitary-Island bemerkte ich Kokospalmen, ſo daſs vermutlich hier Menſchen wohnen. Soweit wir die Küſte zu ſehen bekamen, beſteht dieſelbe aus ſteilabfallenden, dichtbewaldeten Bergen mit wenig Vorland, hie und da ſcheinen Buchten*) einzuſchneiden. Wie gern hätte ich dieſelben unterſucht! Aber Steuermann Sechstroh, auf dem die Verantwortung der Schiffsführung doppelt laſtete, wollte von dem Inſellabyrinth um ſo weniger etwas wiſſen, als ſich nicht ſelten Brandung zeigte. Und unter unſeren Verhältniſſen war Vorſicht jedenfalls beſonders geboten. Mit Solitary-Island hatten wir uns der Küſte wieder genähert und bald Rawlins-Point von Moresby vor uns, wo eine ſchöne Bucht einſchneidet, die ich Ki-Bucht benannte. Dieſelbe wird nördlich von einer langgeſtreckten, bergigen, bewaldeten Inſel begrenzt, die, wie wir ſpäter bemerkten, aber durch einen ſchmalen, dichtbewaldeten Streifen niedrigen Landes mit der Küſte zuſammenhängt und ſomit eine Landzunge bildet. Es iſt Parsi-Point, von Moresby nach der eigentümlichen Kopfbedeckung der hieſigen Eingeborenen benannt, welche an die hohen Mützen der Parſis oder Feueranbeter erinnert, und welche die Abbildung veranſchaulicht.

Mann von Parſi-Point.

Schon von weitem hatten wir an den Bergen Kulturflecke, d. h. Stellen urbar gemachten Landes, am Ufer endlich wieder einmal

*) Die trefflichen Unterſuchungen des Freiherrn von Schleinitz haben in der That eine Menge guter Buchten und Häfen nachgewieſen. Vergl. „Nachrichten über Kaiſer Wilhelms-Land“ I. Heft 1887 nebſt „Kartenſkizze von Huon-Golf“.

Kokospalmen bemerkt, und bald umringten uns die Eingeborenen ſelbſt in zahlreichen, zum Teil mit Segeln verſehenen, Kanus (Atlas VIII 6). Es waren nicht ſehr dunkle Leute, von weniger negerartigem Typus als z. B. Neu-Britannier oder Salomons-Inſulaner, die ſich ſehr manierlich betrugen, aber ſchon wegen ihrer geringen Bekleidung (vergl. Atlas XVI 4, 5) keinen guten Eindruck machten. Sie kamen ſingend und handelten ſingend, wahrſcheinlich um ſich Mut zu machen, denn viele zitterten vor Angſt. Freilich mochten wohl die wenigſten je einen Weiſsen geſehen haben, denn keiner verſtand nur ein Wort Engliſch oder beſaſs irgend etwas von europäiſchem Tande. Aber Eiſen ſchienen ſie zu kennen, und als ich Hobeleiſen zum Vorſchein brachte, da erſchallte einſtimmiges Freudengeſchrei, und »Ki, ki« (Eiſen) war die Loſung. Für die geringſte Kleinigkeit verlangte man jetzt nur Eiſen. Die braven ſogenannten »Wilden« ſind in der Regel ſehr praktiſch und im Handel nicht minder gewandt; auch bei ihnen gilt das Prinzip viel für wenig zu erhalten.

Die Parſen hatten übrigens allerlei hübſche Sächelchen, darunter oben anſtehend breite Armbänder von Schildpatt mit zierlich eingravierten, ſehr eleganten Muſtern, wie ich dieſelben ſchon (S. 90) von Aſtrolabe-Bai erwähnte, hübſche mit Muſcheln beſetzte Armbänder, Bruſtſchmucke von Flechtwerk, zum Teil reich mit Hundezähnen verziert, und eigentümliche Schildpattohrringe (Atlas XVII. 5, 6). Von beſonderer Kunſtfertigkeit zeugten auch die in bunten Muſtern filetgeſtrickten Tragbeutel (vergl. Atlas X. 3), wie Holzſchnitzerei bei ihnen auf einer hohen Stufe ſteht. So z. B. die Verzierungen an den ſtattlichen, ſeetüchtigen Kanus, deren Seitenborde zuweilen buntbemalt waren (Atlas VII. 9). Die feingeſchnitzten »Kopfkiſſen«, welche freilich wenig mit den unſeren zu thun haben, verdienen ebenfalls beſondere Beachtung. Sie beſtehen nämlich nur aus einem ſoliden Stück Holz, das beim Schlafen als Stütze dient (vergl. Atlas III, 1), und ſich in ähnlicher Weiſe bei vielen Völkern, z. B. auch in Afrika und China wiederfindet. Wie die zahlreichen, ſehr gut gearbeiteten Fiſchhaken, die übrigens ganz mit ſolchen von Aſtrolabe-Bai übereinſtimmen, und Netze zeigten, ſcheinen dieſe Eingeborenen

tüchtige Fiſcher zu ſein. Sie brachten aber auch etwas grünen Blättertabak, Bananen, wenige Kokosnüſſe und boten mir als Freundſchaftszeichen einen Hund an, den ich aber dankend ablehnte. Ich kannte die nächtlichen Heulkonzerte dieſer lieben Tiere eben zur Genüge, um die ohnehin knapp bemeſſene Nachtruhe nicht noch durch einen ſolchen Störenfried ſchmälern zu laſſen. Und bei allem Verlangen nach friſchem Fleiſch konnte mich doch Hundebraten, zu welchem Zweck das Geſchenk beſtimmt war, nicht reizen. — Merkwürdigerweiſe führten die Leute keinerlei Waffen mit ſich.

Übrigens trugen nur die wenigſten die ſonderbaren Parſenmützen aus Tapa (geſchlagenem Baumbaſt), ſondern die meiſten das Haar unbedeckt, in allen möglichen Stadien der Entwickelung, von ganz kurz geſchorenem, bis zu dem gewaltigen Zottellockenkopfe meiner Skizze. Derartiges Haar hatte ich noch nie bei Papuas geſehen! Es hing in 18 Zoll langen, bleiſtiftdicken, dichtverfilzten Strähnen, wie ungezupftes Roſshaar, bis zur Bruſtmitte herab, und die wenigen Träger ſolcher Haarmaſſen ſchienen groſse Leute, Häuptlinge, zu ſein, wie ich dies noch öfters in Neu-Guinea bemerkte. Was war erklärlicher als der Wunſch ein paar dieſer Locken des hehren Hauptes zu beſitzen! Der Eigentümer hatte meine Pantomime richtig begriffen und trennte, noch ehe ich ihm eine Schere reichen konnte, mit eigener Hand einige ſeiner Staatslocken mit einem Steinbeil ab, das ich ſogleich dazu kaufte. Im Muſeum für Völkerkunde

Häuptlings-Haar.

zu Berlin ſind dieſe Schätze jetzt zu ſehen, für ſolche, die ſich etwa dafür intereſſieren ſollten.

Wie die Ki-Bucht*) ſüdlich, ſo begrenzt die Ungimé-Bucht nördlich die Parsi-Landzunge; aber wir konnten von beiden nur Einblicke gewinnen, denn zu einer Unterſuchung fehlte uns die Zeit, und es drängte uns vor allen den Nordrand von Huon-Golf zu erreichen. Und daran war Moresby ſchuld, welcher dieſe Gegend, allerdings nur mit wenigen Worten, als gut bevölkert, reich an Palmen und Waſſerläufen beſchreibt. Wir fanden von all dem ſo gut wie nichts und unſere Erwartungen gar ſehr enttäuſcht. Der Charakter der Küſte bleibt ſich im groſsen und ganzen gleich: Berge und Gebirge, von der Sohle bis zum Gipfel dichtbewaldet, wie das Vorland, welches durch Zurücktreten der Berge zuweilen ſich anſehnlich weit ausbreitet. In dieſem Vorlande oder der Thalſohle bemerkt man gewöhnlich auch einen oder mehrere Fluſsläufe; es fehlt alſo nicht an Waſſer. Allein alle dieſe Flüſſe ſcheinen reiſsende Gebirgswäſſer, und ihre Mündung iſt meiſt durch Barren oder andere Hinderniſſe verſperrt. So wurde eine Meile von der Mündung des von Moresby »Markham« benannten Fluſſes viereinhalb bis fünf Faden Tiefe gefunden, wogegen an anderen Stellen der Dampfer oft ſo nahe dem Ufer ging, daſs man faſt Zweige von den Bäumen pflücken konnte, ohne daſs Ankergrund zu finden war. Das Rawlinſon-Gebirge**) am Nordrande des Golfes iſt übrigens wenig höher als die »Kuper-Kette« längs dem weſtlichen Ufer und mag zwiſchen 3000 bis 4000 Fuſs anſteigen. Wir ſahen die Kammlinie übrigens, ſelbſt beim hellſten Sonnenſchein, nur ſelten frei, dann aber drei hintereinander liegende Gebirgszüge, alle dichtbewaldet, wie dies faſt ausnahmslos bei den Gebirgen der Fall iſt. Das eintönige, dunkle Grün ermüdet durch ſeine Einförmigkeit ſehr bald, denn vergebens forſcht das Auge

*) Seitdem vom Freiherrn von Schleinitz beſucht und „Bayern-Bucht“, die folgende „Samoahafen“ benannt.

**) Es iſt wohl nur ein Druckfehler, wenn Moresby im Text zu ſeinem Reiſewerke (S. 284) die Höhe zu „9000 Fuſs“ angiebt.

nach grotesken und maleriſchen Felspartien, ſteilen Schründen und Schluchten und dergleichen Abwechſelung.

Wenn das Vorherrſchen von Wäldern übrigens Kultivationen in Huon-Golf zu erſchweren ſcheint, ſo dürfte möglicherweiſe dieſe Fülle an Holz zu verwerten ſein und, ſofern dasſelbe Brauchbares liefert, ſich vielleicht die vorhandenen Waſſerkräfte zur Anlage von Sägemühlen gut verwenden laſſen.

Was die Bevölkerung anbelangt, ſo iſt dieſelbe, wie wir geſehen haben, eine ſehr geringe und Parsi-Landzunge ſcheint das Hauptcentrum nicht nur für Huon-Golf, ſondern bis Mitrafels, innerhalb eines Küſtengebietes von ca. 150 Meilen. Möglicherweiſe iſt aber das Inland bevölkert. Abgeſehen von einzelnen Hütten, mehrten ſich die Anzeichen des Vorhandenſeins von Eingeborenen, erſt als wir uns im öſtlichen Ende des Nordrandes von Huon-Golf, Falſe-Island, näherten. Hie und da zeigten ſich kleine Gruppen, meiſt kränklich ausſehender, Kokospalmen, zuweilen Häuſer unter denſelben, an den ſteilen Berghängen eingezäunte Plantagen. An einer Stelle kamen auch eine Menge Kanus mit Eingeborenen ab, die im Ausſehen und allem was ſie beſaſsen, ganz mit den geſtern bei Parſi-Landzunge geſehenen übereinſtimmten. Wie dieſe boten ſie vorzugsweis gut gearbeitete Fiſchhaken (ganz mit denen auf Tafel IX des Atlas übereinſtimmend) zum Kauf an, ſprachen aber eine ganz andere Sprache, in welcher das Wort »Kas« wie in Port Konſtantin Tabak bezeichnete. Ein Mann trug drei Ringe kleiner grüner kryſtallfarbener Glasperlen in der Naſe, das Erſte was ich auf dieſer ganzen Reiſe an europäiſchen Erzeugniſſen bemerkte.

Die Oſtſpitze von Huon-Golf bildet das von d'Entrecaſteaux benannte »Kap Cretin«, ein ſchwierig auszumachender Punkt, indem gerade hier einige kleine, dichtbewaldete Inſeln hart an der Küſte liegen, von denen wahrſcheinlich die ſüdlichſte das bewuſste Kap iſt. Aber die Beſtimmungen der älteren Seefahrer ſind meiſt ſehr oberflächlich und unzuverläſſig.

Mit Kap Cretin erhält die Landſchaft übrigens wie mit einem Schlage ein anderes Anſehen. Statt der höheren, dichtbewaldeten

Gebirge in Huon-Golf begrenzen hier niedrige, nur etliche hundert Fuſs hohe Hügelreihen das Ufer, auf denen hellgrüne Hänge und Matten mit gröfseren und kleineren, dunkelgrünen Wäldern, Hainen und Baumpartien in der mannigfachſten Weiſe abwechſeln. In der That eine gar liebliche und verſprechende Gegend, wie wir ſie bisher in Neu-Guinea nicht erſchauten. Sie macht ganz den Eindruck eines verwilderten Parkes, und es fehlen nur Villen, geebnete Wege und Viehherden, um ſich an die Ufer eines heimiſchen Sees verſetzt zu fühlen, denn der Charakter der Vegetation hat gar nichts Tropiſches. Nur hie und da ſieht man eine kleine Gruppe Kokospalmen am Ufer, aber keine Niederlaſſungen dabei. Dagegen zeigen die zahlreichen und oft ausgedehnten Pflanzungen in den Bergen, daſs die Gegend ziemlich gut bevölkert ſein muſs, wenn ſich auch nur ſelten ein Haus erkennen läſst. Intereſſant war es mir, auch hier Baumhäuſer, in der Art der Kohoros an der Südoſtküſte, wahrzunehmen. Die Dörfer mögen eben verſteckt in den Schluchten und Buchtungen liegen und ſind von See aus nicht ſichtbar. Dagegen erkennt man deutlich ſchon die Anfänge jener Terraſſenbildung, welche weſtlich von Feſtungshuk ſo prägnant hervortritt, und die ich bereits eingehend beſchrieb. Auch das zum Teil ſteile Felsufer zeigt unverkennbar die koralliniſche Bildung, welche ich in Huon-Golf nirgends beobachtete, wo überhaupt ganz andere geologiſche Verhältniſſe zu herrſchen ſcheinen.

Gleichwie in einem Zaubermährchen eine neckiſche Fee die verheiſsene Prinzeſſin erſt nach vielen Prüfungen erringen läſst, ſo erging es uns an dieſer Küſte bezüglich eines Hafens oder Ankerplatzes überhaupt. Denn wir alle ſehnten uns nach wenigſtens einer ruhigen Nacht, die wir nach anſtrengender Tagesarbeit wohl bedurften. So an dreizehn Stunden, oft länger, auf Deck zu ſtehen, unausgeſetzt durchs Fernrohr zu ſehen, Notizen zu machen, und dieſe dann noch ins Reine zu ſchreiben, iſt eben kein Kinderſpiel. Und das Sprichwort »nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen« war der kleinen »Samoa« durchaus unbekannt, die ohnehin aufgeregt und nervös, ſich von der leiſeſten Dünung zum wildeſten Tanze verleiten lieſs. Sie rollte

und ſchlingerte eben ganz fürchterlich, zumal wenn abends Dampf abgeblaſen und die Schraube auſser Thätigkeit geſetzt worden war. Kein Wunder, daſs ſelbſt dem Seemann dieſe kontinuierliche Nachtſchunkelei zuviel wurde, denn die »Samoa« machte es wirklich oft zu arg. Und dann wollten wir doch auch gern den Kriegsſchiffen einen guten Hafen anbieten, da Adolphshafen zu weit ablag und uns überhaupt nicht genügend erſchien. Wir hatten daher unſere ganze Hoffnung gerade auf dieſe Küſte geſetzt, die allerdings ſehr wenig ausſichtsvoll ſchien. Hinter False-Island geht zwar eine Bucht hinein,

Finſchhafen aus Süd.

aber ſie iſt zu klein und die Unterſuchung der weit verſprechenderen Inſeln von Kap Cretin*) konnte nicht ausgeführt werden, denn entweder fiel gerade eine Bö ein oder wir vermochten dieſelben überhaupt nicht zu erreichen. Und daran war der Nordweſtſtrom ſchuld, welcher ſich gerade an dieſer Küſte, namentlich bei Feſtungshuk, in einer Stärke von zwei bis drei Meilen die Stunde ſo ſehr bemerkbar macht.

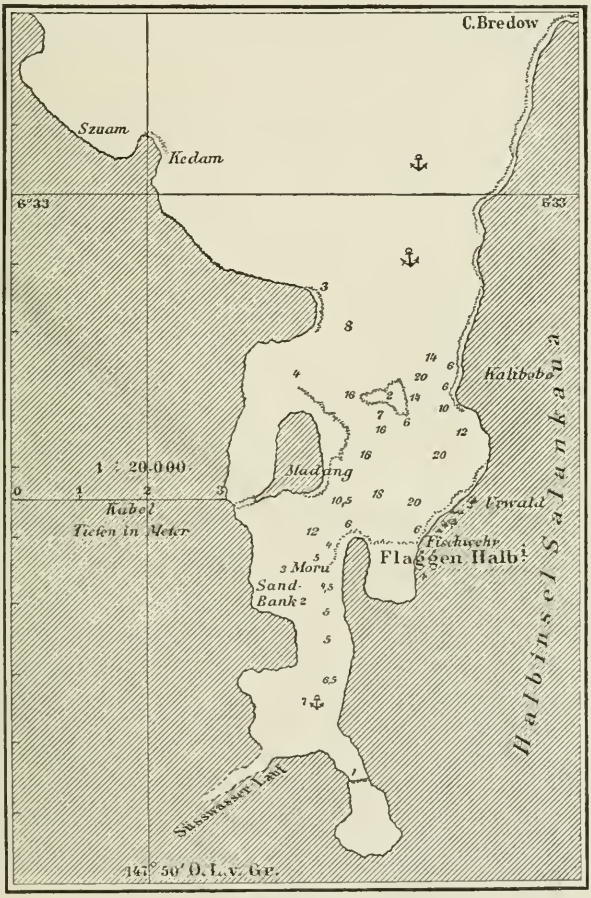
*) Hier ſind ſpäter vom Freiherrn von Schleinitz zwei Häfen (Dreger- und Schneider-Hafen) entdeckt worden.

Er verſetzte uns in der einen Nacht bis hinter Feſtungshuk, in der folgenden gar bis in die Nähe der Low-Islands bei Rook, 30 Meilen zu Nord von dem Punkte, an welchem wir bei Anbruch des Tages zu ſein hofften. Da hatten wir freilich ein unvergleichlich prächtiges Panorama der Küſte mit dem Terraſſenlande vor uns, aber es dauerte immer lange, ehe dieſelbe wieder erreicht wurde. So gelangten wir erſt am vierten Tage an eine beſtimmte Stelle, etwas Nord von Kap Cretin, wo ſich eine Öffnung, oder wie der Seemann ſagt, ein »Loch«, in der Küſte zeigte, welche der Unterſuchung wert ſchien. Ich hatte es ſchon bemerkt und ſkizziert, als wir dieſe Küſte zum erſtenmale paſſierten, aber nicht gedacht, daſs es die Einfahrt zu einem ſpäter bekannten Hafen (vergl. Abbild. S. 161) ſein würde.

Infolge der Enttäuſchungen der letzten Tage war mein Zutrauen freilich gering, als ich mit Oberſteuermann Sechstroh ins Boot ſtieg, aber kaum waren wir etwas tiefer in die weite ſackartige Bucht gekommen, da tönte es häufiger hin und wieder: »Sieh! nicht übel! — tein Fam! — ganz famos! nich? — twalf Fam! — wer hätte das gedacht? — ſeſtein Fam!« u. ſ. w. Vor uns lag eine Landzunge mit einem Hauſe ganz wie dies meine Skizze zeigt, wie wir ſpäter erfuhren Moru genannt, wo wir zunächſt landeten. Aber die Eingeborenen, mit denen ich noch kurz zuvor in See gehandelt hatte, waren uns in ihren Kanus vorausgeeilt, nicht uns feſtlich zu empfangen, ſondern um ſchleunigſt auszureiſsen. Das muſste in gar groſser Eile geſchehen ſein, denn hier ſtand noch ein Topf mit Eſſen auf dem Feuer, dort quiekte ein Ferkelchen oder knurrte ein junger Hund, da ſelbſt dieſe erkorenen Lieblinge der Damen in der Eile vergeſſen worden waren. Wir fanden noch ein paar Häuſer im Dickicht der Halbinſel, aber alles Rufen und Schreien nach ihren Inſaſſen blieb erfolglos. Sie hatten ſich rückwärts konzentriert, und zwar zu Waſſer; denn hinter der Halbinſel ſetzte ſich das äuſsere Hafenbaſſin in ein zweites ſchmäleres fort. So begnügte ich mich damit hie und da bei den Häuſern kleine Geſchenke niederzulegen, nicht wie es ſonſt ſo häufig von ſammelnden Forſchern geſchieht, als Entgelt für mitgenommene Ethnologica, ſondern nur, um den Leutchen unſere guten

Moru in Finschhafen.

Abſichten zu zeigen. Und dafür mufsten auch die roten Bändchen ſprechen, mit denen ich verſchiedene der kleinen Borſtentiere geſchmückt hatte, was die gute Wirkung nicht verfehlte. »Wer unſere Schweinchen liebt, liebt uns« mochten die Papuas denken; und ſo



Finſchhafen.

war gleich von Anfang an das beſte Einvernehmen hergeſtellt. Für jetzt hatten wir keine Zeit uns mit den neuen Freunden abzugeben, denn wir mufsten wieder hinaus, um die »Samoa« zu holen, die noch

an demſelben Abend (Sonntag den 23. November 1884) in den neuen Hafen in 11 ½ Faden Mudd zu Anker ging.

Ich hatte denſelben in meinem Tagebuch »Deutſchland-Hafen« genannt, aber die Herren Kommandanten unſerer Kriegsſchiffe erwieſen mir die Ehre, ihn nach mir »Finſchhafen« zu taufen, ſo daſs auch mein Name*) mit einem Punkte in Deutſch Neu-Guinea verknüpft iſt.

Die beigegebene Kartenſkizze nach den Aufnahmen S. M. Kanonenboot »Hyäne« (Kommandant Kapt.-Lt. Langemack) überhebt mich einer weiteren Beſchreibung. Es genügt zu ſagen, daſs der Hafen ringsum von einem Mangrove-Waldgürtel eingefaſst wird, die Umgebung aber aus ſanft anſteigenden Hügeln und Bergen bis vielleicht 1200 Fuſs Höhe mit parkartigem Charakter und gutem Boden beſteht, wie die Plantagen der Eingeborenen am beſten zeigten. Auch an Süſswaſſer und zwar murmelnden Gebirgsbächen mit trefflichem Trinkwaſſer fehlt es nicht, ſo daſs ſich hier eine Menge günſtiger Verhältniſſe zur Niederlaſſung von Europäern in ſeltener Weiſe vereinen. Dazu gehörten auch vor allen Dingen die klimatiſchen Vorzüge dieſes Platzes, die mir ſelbſt bei dem kurzen Aufenthalte anderen Plätzen gegenüber ſehr günſtig erſchienen und ſich in der That ſeither trefflich bewährt haben. Ja, wo würde ſich am beſten anfangen laſſen? »Die kleine Inſel Madang iſt jedenfalls der am meiſten geſicherte und am leichteſten gegen die Angriffe der »Wilden« zu verteidigende Punkt« denkt der Neuling. »Ach was! Wilde!« antwortet der Praktiker, »mit denen wollen wir ſchon fertig werden! botter the natives! Oben am Berge iſt es jedenfalls beſſer und geſunder! Und wenn die Eingeborenen auch ſonſt nicht viel taugen, einen Weg werden ſie ſchon noch mit anlegen helfen, dazu iſt ihnen Bandeiſen noch zu verlockend. Und ſpäter wird man doch gleich Pferde herbringen müſſen« — »Pferde? Und die ſollen das harte mannshohe Gras freſſen?« frägt wieder der Neuling. »Natürlich! und

*) An der Nordweſtküſte von Holländiſch Neu-Guinea giebt es auch ein: „Kap Finſch“.

gern dazu!« antwortet der Praktiker, welcher das treffliche Gedeihen diefer Tiere unter fchlechteren Verhältniffen bei Port Moresby kennen lernte. »Freilich, das »Regierungsgebäude« wird am beften auf der Halbinfel liegen, die Arbeiterwohnungen auf der Infel — und« — fo und in ähnlicher Weife gingen mir die Gedanken durch den Kopf. Hatte ich doch zunächft über Brauchbarkeit des Platzes nicht nur als Hafen, fondern überhaupt zu berichten. Und je mehr ich denfelben kennen lernte, um fo mehr wurde es bei mir zur Gewifsheit: »hier lafst uns Hütten — und Häufer bauen«! Aber aus recht gutem Holz, damit fie nicht gleich von den weifsen Ameifen gefreffen werden. Denn »billig und fchlecht« rächt fich in den Tropen am meiften und in jeder Weife. Freilich am Hafen als folchen fand Kapitän Dallmann fpäter einiges auszufetzen, namentlich, dafs er gegen den Nordweft völlig offen fei, aber da konnten ja gewiffe Verbeffernngen gefchehen, und dann bot ja, fchon nach unferen erften Auslotungen, das hintere Hafenbaffin für kleinere Fahrzeuge mit ca. 9 Fufs Tiefgang vollkommene Sicherheit. Dasfelbe zeigte bei näherer Unterfuchung füdlich noch ein drittes fackartiges, kleineres Endbaffin, welches, wie andere feichte Stellen des Hafens, durch ein Fifchwehr der Eingeborenen abgefperrt war. Hier zeigte, bei geringer Tiefe von ein bis zwei Faden, der Meeresgrund ein reiches Tierleben: weifse, bräunliche und rötliche Korallen, zwifchen deren Veräftelungen herrlich faphirblaue und fchwarz und weifs geftreifte Fifchchen fpielten, häfsliche, fchmutzig grüne, gelbgeftreifte Seewalzen (Holothurien) ihren plumpen Körper ausftreckten und grofse ftachlige Seeigel neben fchön buntgefärbten kleinen Seefternen ein friedliches Dafein führten. In der That ein natürliches Aquarium, wie man es fich fchöner nicht denken konnte, obwohl es immer noch weit hinter jenen Schilderungen überfchwenglicher Befchreiber zurückblieb, die wahrfcheinlich felbft lebende Korallriffe wohl nicht gefehen haben.

Den meift aus Mangrove beftehenden Uferwaldfaum fanden wir glücklicherweife überall nur fchmal. Gleich hinter ihm dehnt fich fchönes Land mit fettem fchwarzen Boden aus. Hier liegen die Plantagen, in welchen hauptfächlich Taro, Bananen und Zuckerrohr, auch

etwas Tabak gezogen wurde, und die auch hier die muſterhafte Ordnung und den Fleiſs der Eingeborenen bekundeten. Die Oſtſeite des Hafens wird, wie ich ſpäter vom Berge aus ſehen konnte, von einer ſchmalen Halbinſel, Salankaua, gebildet, hinter der ſich ſüdlich noch eine zweite Bucht zeigte. Das flache Uferland hat übrigens nirgends bedeutende Ausdehnung, ſondern ſteigt bald zu Hügeln an, welche aus gehobenem Korallfels oder Kalkſtein überhaupt beſtehen und deutlich terraſſenförmige Bildung erkennen laſſen. Wie im eigentlichen Terraſſenlande ſind auch dieſe Erhebungen mit ſchwarzer Erde und Büſchelgras bedeckt, das je höher nach oben, um ſo feiner wird. »Ja, hier müſsten Pferde, noch beſſer Eſel oder Maultiere, trefflich leben und ſich mit ſolchen überall leicht hinkommen laſſen können! Und wie wäre es mit Zebus, den leichtfüſsigen, leicht zu ernährenden Zwerg-Zebus, die ich von Ceylon her kannte? Ja, die wären noch beſſer und billiger; hier!« — »Hier wird nicht in Zukunftsmuſik gemacht, ſondern aufs Meer geſchaut«, unterbrach der mich begleitende Eingeborene meine Reflexionen, nicht mit Worten, ſondern Pantomimen, indem er mit der Hand aufs Meer hinauswies. Und richtig: ein kleines ſchwarzes Pünktchen mit Rauch; kein Zweifel, unſere Kriegsſchiffe! Hurra!

Selbſtredend eilten wir ſo ſchnell als möglich den Berg hinab an Bord, und bald dampfte die Samoa mit 150 Schraubendrehungen in der Minute in See, als gälte es die Konkurrenz von Bugſierdampfern zu ſchlagen. Die »Hyäne« kam übrigens allein, denn eine Menge Fieberfälle hatten es Kommandant Schering rätlich erſcheinen laſſen, Friedrich-Wilhelms-Hafen wie Neu-Guinea überhaupt möglichſt raſch wieder zu verlaſſen und nach Mioko zurückzukehren. Von hier ſetzte die Eliſabeth, an deren Bord ſich allein etliche vierzig Kadetten befanden, die Reiſe nach Japan fort.

Kapt.-Lt. Langemack, der uns Kapitän Dallmann wieder mitbrachte, war natürlich über den funkelnagelneuen Hafen ſehr erfreut, denn er brauchte gerade einen ſolchen, um Feuerholz zu ſchlagen, da ſeine Kohlen ſehr auf die Neige gingen. Nun, Holz gab es ja, Gott ſei Dank, in Hülle und Fülle und umſonſt! Gleich auf der Halbinſel

gegenüber dem Ankerplatz der »Hyäne« lagen bereits einige alte Waldrieſen am Boden, die nur zerſägt und zerhauen zu werden brauchten. Aber mit etlichen Kappbeilen läſst ſich nicht viel ſchaffen, und anderes hatte S. M. Kanonenboot nicht an Bord. Glücklicherweiſe konnte die Samoa mit ſchweren amerikaniſchen Äxten und groſsen Sägen aushelfen, und bald ging es an ein fröhliches Baumfällen und Holzſpalten, wobei ſich »all hands«, auch die Herren Offiziere beteiligten, daſs es eine Luſt und Freude war.

Da hatten die biederen Eingeborenen, nachdem ſie ſich über den erſten Schreck des groſsen neuen Schiffes und die vielen weiſsen Menſchen beruhigt, wieder etwas zu ſehen und wohl noch nie eine ſo bewegte Zeit als dieſe erlebt; faſt wuſsten ſie nicht, wo zuerſt anfangen. Und nun gar, als eine ſtattliche Abteilung Matroſen in Waffen auf der Flaggenhalbinſel, dem ſonſt ſo ſtillen Moru, landete und die Feierlichkeit des Aufhiſſens der deutſchen Reichsflagge ſtattfand (27. November), wozu ich ſchon die vorgehenden Tage eingeladen hatte. »Nur ruhig, Kinder! es geſchieht euch ja nichts! recht ſo! immer ran und hiergeblieben!« Und ſie blieben, bis das Kommando zum Aufpflanzen der Seitengewehre gegeben wurde. Das konnten ſie nicht vertragen und es koſtete mir viele Mühe wenigſtens die Beherzteren wieder zuſammenzubringen, da ſetzte der Horniſt ſein Inſtrument an den Mund, ein »teterädä«! und weg waren meine Helden wie weggeblaſen. Ja freilich, ich habe Eingeborene auch vor dem ausgeſpreizten Stativ mit der Camera obscura ausreiſsen ſehen! Und die Furcht der hieſigen Eingeborenen war um ſo erklärlicher, da ſie wohl kaum vor uns einen Weiſsen bei ſich geſehen hatten. Wenigſtens fand ich nie nur eine Glasperle bei ihnen, wie aufserdem nur in dem einen erwähnten Falle in Huon-Golf. Dieſe Glasperlen waren jedenfalls nicht durch Labourtrader hierher gelangt, welche jene ungangbaren Sorten wohl nie führen. Denn auch in dieſer Richtung herrſcht bei den Eingeborenen ein ſehr verſchiedener Geſchmack, und oftmals finden ſolche Sorten, welche wir für die beſten und teuerſten halten, bei den guten Naturkindern gar keinen Beifall.

Ja, Naturkinder! und zwar ſolche der beſten Sorte, die noch un-

beleckt von der Civiliſation, ja ungewohnt des weiſsen Mannes, dennoch in kürzeſter Zeit gelernt haben, mit ihm umzugehen, zu feilſchen, zu ſchachern, aber nicht für ihn zu arbeiten, als ſolche zeigten ſich die Bewohner von Finſchhafen damals voll und ganz. Der Verkehr mit ihnen war alſo nicht ſchwer, denn ſie begriffen leicht, wo ſie begreifen wollten, und wurden bald ſo zutraulich, daſs ſie uns in ihren Dörfern nach und nach das ſchöne Geſchlecht zeigten, weil dabei doch ſtets einige Glasperlen (Gemgem) und andere Kleinigkeiten abfielen. Denn »Nehmen iſt ſeliger als Geben« ſcheint auch dem Kanaker in der Schule des Naturmenſchen die eigentliche Lebensweisheit; ein Spruch, der ſich ja wie ein roter Faden durch das ganze Kanakertum der Menſchheit zieht, wie das Nehmen überhaupt. »Fehlt Ihnen vielleicht eine Ölkanne?« fragte ich den Maſchiniſten, als ich eine ſolche auf dem breiten Schnabel eines längsſeit liegenden Kanus ſtehen ſah. »Nee! — ja doch! der Kerl hat ſie geſtohlen!« lautete die Antwort. »Gott bewahre! nur mitgenommen, vermutlich als Andenken, denn wäre dieſer Sohn der Natur ein bewuſster Dieb, er würde das Corpus delicti doch nicht ſo offen hinſtellen«. Natürlich langte der freundliche Mann die Ölkanne gleich wieder herauf mit einer Miene, als wenn er ſagen wollte: »Entſchuldigen Sie gütigſt! Ich wuſste nicht, was das Ding war und erlaubte mir nur, es etwas näher anſehen«! Noch ein anderer Fall. Ich vermiſste eines ſchönen Morgens mein Etui mit Bleiſtiften. Natürlich konnte es ja nur geſtohlen worden ſein und zwar am Abend zuvor in dem Dorfe Ssuam, wo ich unter der andächtigen Zuſicht der Bewohner ſkizziert hatte. Als nun all die Kanus der Ssuamiten mit Anbruch des Tages verſammelt waren, da ſprach ich zu dem Volke: — »Ja, konnten Sie denn in den paar Tagen ſchon mit ihnen ſprechen«? Natürlich! ich hatte bereits an 150 Wörter aufgeſchrieben, und das bedeutet für eine Kanakerſprache, in welcher man mit 350 bis 400 Wörtern ſchon einen Roman ſchreiben kann, immerhin etwas, und dann wo bliebe das Volapük, die Zeichenſprache? Alſo das macht man ſo: man zeigt einen Bleiſtift und einen Finger; dann fünf Bleiſtifte und fünf Finger; öffnet und ſchlieſst im Geiſte ein Käſtchen, ganz wie es die

Leute geſtern geſehen hatten. Dann deutet man an, daſs dieſes Käſtchen mit den fünf Bleiſtiften verſchwunden ſei, und ſieht dabei einen recht ſcharf an, der wieder zurückblickt, als wollte er ſagen: »Ich? nein, ich habe es nicht!« Das geht nun ſo die Reihe herum; Keiner hat es. Alſo das Käſtchen muſs im Dorf ſein. »Er wird es irgendwo haben ſtehen laſſen«, denken die Leute und ziſcheln miteinander; »ſie werden ſich untereinander verraten«, denke ich; und ſchon gehen ein paar Kanus nach dem Dorfe ab. Aber ſie kommen mit leeren Händen zurück, deuten an, daſs ein fremder Beſucher das Ding mitgenommen haben müſſe, denn bei ihnen ſei es nicht, und alle ſcheinen ſehr beſtürzt über den Fall. »Heuchelei!« denke ich wieder, unter Meditationen über die Erbſünde, — da finde ich das Käſtchen zufällig unter ein paar Büchern in der Kajüte, wohin es verlegt worden war. Ja, ja! Jedenfalls wiſſen dieſe Menſchen recht gut, daſs Stehlen immerhin unrecht iſt, aber ſie beſitzen darin noch längſt nicht das Raffinement des Weiſsen und lernten dasſelbe erſt. Denn Menſchen bleiben Menſchen und ſind ſich überall im groſsen und ganzen gleich. Jedenfalls haben dieſe Naturkinder ſo gut ihre Licht- und Schattenſeiten, wie wir, doch merkt man von beidem weniger. Aber was dieſe Menſchen vor allem ſo vorteilhaft auszeichnet iſt ihre groſse Moral, wie ich dies bei allen noch unberührten Völkern gefunden habe. So kennen ſie z. B. nichts von Trunkenheit und jenen böſen Krankheiten, welche unter anderem Cook als erſtes, leider bleibendes Geſchenk der Civiliſation den guten Hawaiiern mitbrachte. Leidenſchaftsloſer als wir, ſind ſie auch glücklicher, das iſt gar kein Zweifel, und ich muſs immer über das Bedauern der civiliſierten Welt lächeln, welche alle Menſchen durch unſere Civiliſation glücklich zu machen meint. Das geht eben nicht überall; am wenigſten können dieſe Naturmenſchen mit einem Satze in die Civiliſation, und dankbar für die Wohlthaten derſelben, hineinſpringen, wie man dies ſo häufig erwartet. Freilich den Tand des weiſsen Mannes nehmen ſie gern, beſonders das ihnen neue und ſo nützliche Eiſen, aber das iſt auch alles. Daſs der weiſse Mann, ſofern er die Eingeborenen gut behandelt, gern geſehen iſt, daſs man ihm willig

einen Platz zur Anſiedelung verkauft, um ihn feſtzuhalten, iſt ja ſehr erklärlich. Deshalb ſind einzelne Miſſionäre und Händler die willkommenſten und begehrteſten Fremden und werden in weit aus den meiſten Fällen gut behandelt. Sie inkommodieren die Eingeborenen nicht, bringen ſtets etwas ein, und deshalb iſt der »Schrei nach dem Evangelium« ein oft ſo lebhafter. Das biſschen Kirchegehen lernt ſich bald, da braucht man nichts zu thun; und dazu iſt der Kanaker ſtets bereit, denn ſo ſehr preſſiert iſt er ja nie in ſeiner Zeit. Ganz anders verhält ſich aber die Sache, wenn es ſich um Arbeit handelt. Freilich, im Anfang da hilft der Eingeborene ſtets gern, freiwillig, faſt ohne Entgelt. Es macht ihm Spaſs mit neuen Werkzeugen zu hantieren, und alles arbeitet plötzlich mit einem Eifer, der leider nur zu ſchnell verfliegt. Bald verlangt der Eingeborene Bezahlung, wobei er auch gern auf Akkordarbeit eingeht, aber auch dieſe Periode geht raſch vorüber. Und warum? Hat nicht der Kanaker inzwiſchen an der Arbeit und dem daraus erzielten Gewinn Vergnügen gefunden, iſt es ihm nicht zum Bedürfnis geworden? I Gott bewahre! Er hat eben bereits leere Bierflaſchen, Glasperlen, Meſſer, Beile und dergleichen genug, und weiſs ſie ſelbſt in dem engen Kreis ſeines Verkehrs nicht mehr unterzubringen, wozu ſollte er mehr zuſammenſcharren? Fehlt es ihm doch eben an Bedürfniſſen, und ehe ſich nicht ſolche herausbilden, iſt an ein Handinhandarbeiten des ſchwarzen und weiſsen Mannes in jenen Gegenden nicht zu denken. Auch das Gefühl der gröſseren Sicherheit unter den Fittichen des Weiſsen, mit ſeinen Schieſsgewehren und anderen energiſchen Waffen wird wohl nur in ſeltenen Ausnahmefällen ein Argument von Bedeutung für den Kanaker ſein. Denn jede kleine Gemeinſchaft derſelben iſt ſich ſelbſt genug, um ihr Beſitztum wie die Vorfahren zu verteidigen — oder ſie verändert eben den Wohnplatz. Und dann ſcheint ihnen ſo ein biſschen Kriegführen auch Spaſs zu machen, ja, wie bei uns mangelt es auch ohne Zeitungen nicht an allarmierenden Nachrichten, und wie bei uns, kann es täglich losgehen. Freilich handelt es ſich nicht um groſse Kriege, wobei Tauſende ihr Leben einbüſsen, wie bei uns, ſondern nur um kleine Fehden, am liebſten Überfälle, wo-

bei auf leichte Weiſe ein paar Menſchen, ganz gleich ob Frauen oder Kinder, erſchlagen werden. Denn das macht den Papua zum Mann, zum Krieger, und dieſer regiert die Welt. Warum ſollte es nicht auch im Kanakertum ſo ein biſschen Chauvinismus geben? ſind die Leute doch ſo gut Menſchen als wir, wenn es auch bei ihnen im groſsen und ganzen bei weitem friedlicher hergeht als bei uns. Denn auch Kanaker können nur im Frieden gedeihen oder ſich wenigſtens dann in einer gewiſſen Stärke erhalten und ſind daher mehr friedliebend als kriegeriſch. So leben ſie, der Mehrzahl nach, ein ſtilles, ruhiges Völkchen, nach der Weiſe ihrer Väter, fleiſsig im Feld wie Handel, ſoweit es ihre Verhältniſſe erheiſchen. Und dieſe bedingen wohl ſtets eine mäſsige, unter Umſtänden vielleicht ſogar angeſtrengte Thätigkeit, aber niemals das, was wir unter Arbeit verſtehen. Der Kanaker, welcher noch nie einen Menſchen vom frühen Morgen bis zur ſpäten Abendſtunde faſt unausgeſetzt arbeiten ſah, wird einen ſolchen als Sklaven höchſtens bemitleiden, — bewundern und ihm nacheifern nie! Wozu auch? Dazu iſt er von ſeiner früheſten Jugend an viel zu ſehr diejenige perſönliche Freiheit gewöhnt, die ihn ſchon zeitig ſelbſtändig machte und auf eigenen Füſsen ſtehen lehrte, und die für den Naturmenſchen ein Gut iſt, deſſen Wert wir ebenſowenig kennen, als er unſeren raſtloſen, nie ermüdenden Fleiſs zu ſchätzen und würdigen verſteht. »So wird ſich alſo aus dem jetzigen Eingeborenen nie ein brauchbarer Menſch in unſerem Sinne erziehen laſſen?« Ja, wer das beantworten könnte? Erziehen vielleicht wohl, aber nur in der Jugend, und welche Zeit wird darüber hingehen! Denn ſelbſt die redlichen und aufopfernden Arbeiten der Miſſion haben in jenen Gebieten nicht entfernt den Wandel geſchafft, den man mit Recht gerade von dieſem ſegensreichen Inſtitut erwarten durfte. Darüber kann, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, kein Zweifel*) herrſchen, am allerwenigſten bei denen, welche die Ver-

*) Man vergleiche u. a.: Parkinſon „Im Bismarck-Archipel“ (1887, S. 60), wonach in jenem Gebiete in ſieben Jahren im ganzen 215 Eingeborene, die beiläufig 350 000 Mk. koſteten, bekehrt wurden.

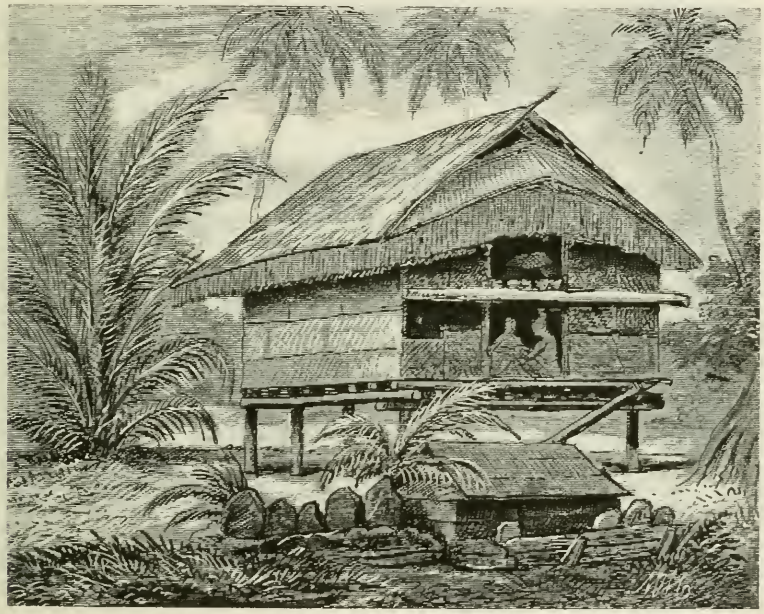
hältniſſe eingehender kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Wirkliche Arbeiterſchulen werden ſtatt des nutzloſen ſogenannten Schulunterrichtes jedenfalls beſſer wirken, aber auch hier ſtellen ſich eine Menge Hinderniſſe entgegen, deren Erörterung mich hier zu weit führen würde.

Ja, ſo ſehr ſich auch die Eingeborenen über uns freuten und zum Bleiben aufforderten, mit ihrer alten Gemütlichkeit ging es zu Ende, ſobald erſt unſer Nachſchub dauernd hier Fuſs gefaſst hatte, das war mir ſchon damals klar; aber das iſt einmal ſo der Welt Lauf. Überall muſs der ſogenannte Naturmenſch ſich der Civiliſation unterordnen oder derſelben weichen, wenn ihm das erſtere, wie dies faſt ausnahmslos der Fall iſt, nicht möglich iſt. Deswegen braucht es noch nicht zu blutigen Kämpfen und einem Vernichtungskriege zu kommen, wenn auch kleine Reibereien ſtattfinden mögen, denn in dieſem Lande iſt noch gar viel Raum für Menſchen. Wenn daher den eigentlichen Beſitzern die neuen Eindringlinge unbequem zu werden anfangen, da giebt es ein einfaches Mittel, welches die Papuas Neu-Guineas gar wohl kennen und anwenden: auszuwandern! Sie gehen mit Sack und Pack, Kind und Kegel weiter inland oder in ihren Kanus nach einem anderen paſſenden Platze der Küſte und die Sache iſt zu beiderſeitiger Befriedigung erledigt. Um groſse Völkerwanderungen handelt es ſich ja dabei nicht, denn was bedeutet die ganze Bewohnerſchaft eines Gebietes wie das von Finſchhafen, obwohl es mit zu den beſſer bevölkerten in Neu-Guinea gehört.

Die unmittelbare Umgebung zeigte nur wenige kleine Siedelungen von zwei bis ſechs Häuſern, und die Eingeborenen wuſsten mir überhaupt nur etwa ein Dutzend Namen aufzuzählen, womit ihre Ortskenntnis erſchöpft war. Das Hauptbevölkerungs-Centrum bildete offenbar das ſchon erwähnte Dorf Ssuam, auſserhalb des eigentlichen Hafens am nordweſtlichen Eingange der Buchtung im Dickicht des Urwaldes verſteckt. Es mochte an 25 Häuſer zählen, und ihre Bewohner waren jedenfalls in dieſem ganzen Gebiete am dominierendſten. Aber weiter nach Nordweſten ſollen noch zwei Buchtungen mit je einer Fluſsmündung und anſehnlichem Dorfe vorhanden ſein, mit

deren Bewohnern die Ssuamiten trotz der unbedeutenden Entfernung in Fehde zu leben ſchienen, wie dies ſo häufig vorkommt.

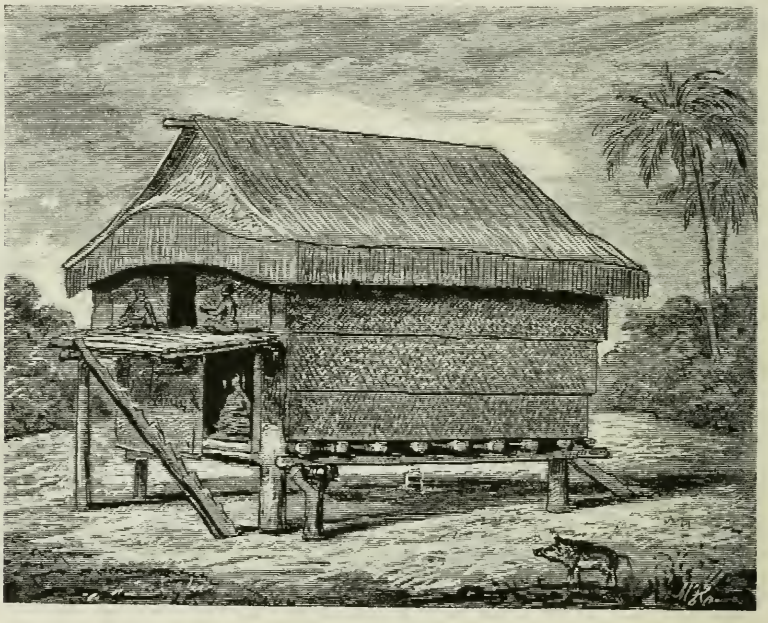
Die Häuſer ſind im ganzen recht ſtattliche Pfahlbauten und ähneln ſo ziemlich denen der Motu an der Südoſtküſte, nur daſs ſie durchgehends viel ſorgfältiger und mit Wänden aus Brettern erbaut ſind, wie dies z. B. meine Abbildung (S. 180) zeigt. Nicht ſelten ſind dieſe Bretter mit Malerei verziert, rühren aber dann von Kanu-Seitenborden her, die ſo gern zu dieſem Zwecke benutzt werden. Ein beſonders groſses



Haus mit Grab.

Haus, welches meinem Freunde dem Häuptling Makiri in Ssuam, einem alten würdigen Greiſe, gehörte, ſtellen meine Abbildungen und zwar von der Vorder- und Rückfront (S. 174) dar, den Grundplan des Hauſes giebt der Atlas (T. II, 3). An der Rückſeite iſt die nur für Papuas praktikable Stiege, aus einem mit Kerben verſehenen Baumſtamme, bemerkenswert, welche zum erſten Stockwerk dieſes ſoliden und in ſeiner Art einzigen Bauwerkes führt. Die

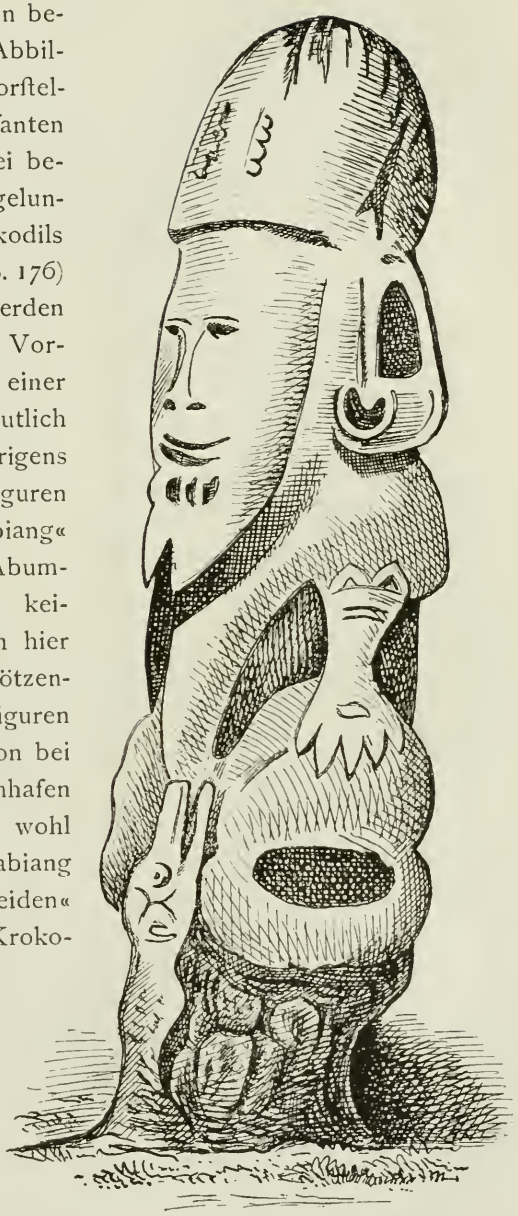
Seitenwände beſtehen aus Mattenflechtwerk von Kokospalmblatt und laſſen ſich in praktiſcher Weiſe je nach dem Wetter leicht verſetzen oder ganz entfernen. Eine beſondere Zier im hieſigen Bauſtil ſind die langen, vom Dachrande herabhängenden Franzen aus zerſchliſſener Pflanzenfaſer. Schnitzereien waren übrigens an dem Hauſe nicht angebracht, das offenbar als Verſammlungslokal der Männer, im oberen Stockwerk als Schlafraum für die jungen Leute diente. Übrigens fehlten die freiſtehenden Plattformen, wie ich dieſelben von Port



Haus (Rückſeite).

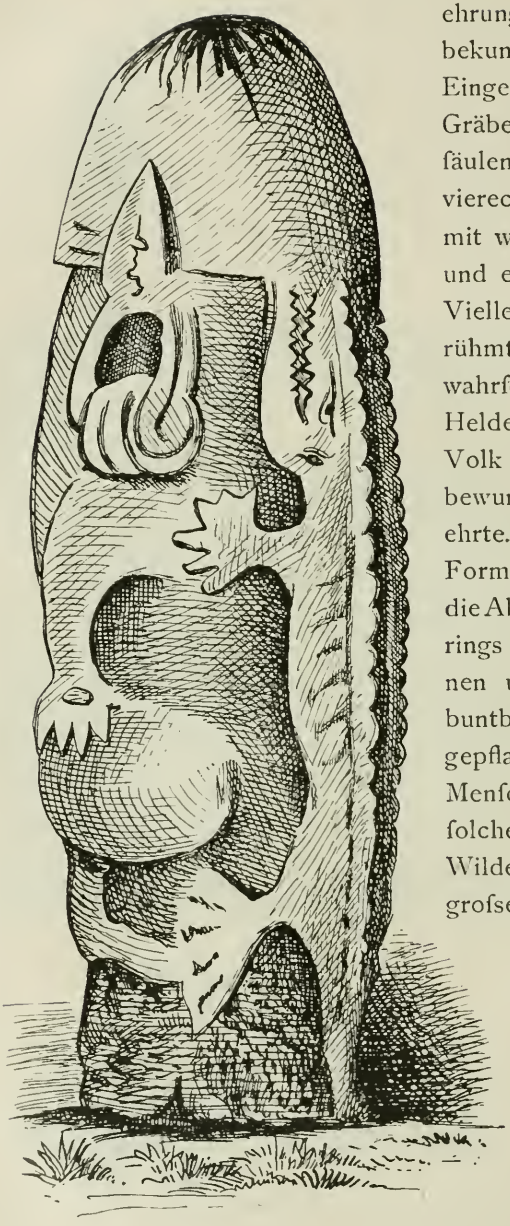
Konſtantin beſchrieb, und die dort Barla heiſsen, auch hier nicht. Auch etwas dem Telum Mul von Bongu Äquivalentes war in Ssuam vorhanden und erregte meine vollſte Bewunderung. Es waren dies zwei weit übermannshohe menſchliche Figuren, und muſsten ſchon deshalb ein beſonderes Intereſſe erregen, weil ſie gleich aus den noch in der Erde wurzelnden Baumſtämmen gezimmert waren, Denkmäler der Steinaxtperiode, wie ich ſie weder

vor noch nachher zu ſehen bekam. Die beigegebenen Abbildungen werden die beſte Vorſtellung dieſer hochintereſſanten Bildhauereien geben, wobei beſonders auf die trefflich gelungene Darſtellung des Krokodils (Oa) auf der Rückſeite (S. 176) aufmerkſam gemacht werden muſs. An der Baſis der Vorderanſicht iſt der Kopf einer Eidechſe (Monitor) deutlich kennbar. Dieſe beiden, übrigens ſo ziemlich gleichen Figuren wurden »Abumtau Gabiang« genannt und laſſen, da Abumtau »Häuptling« heiſst, keinen Zweifel, daſs es ſich hier nicht im entfernteſten um Götzenbilder, ſondern Ahnenfiguren handelt, wie ich dies ſchon bei den Telums in Konſtantinhafen annahm. Freilich würde wohl jeder Miſſionär dieſe Gabiang für mächtige Idole der »Heiden« und in Verbindung mit Krokodilkultus u. ſ. w. gedeutet haben, und es lieſse ſich da in der That ein artiges Geſchichtchen zuſammenreimen.



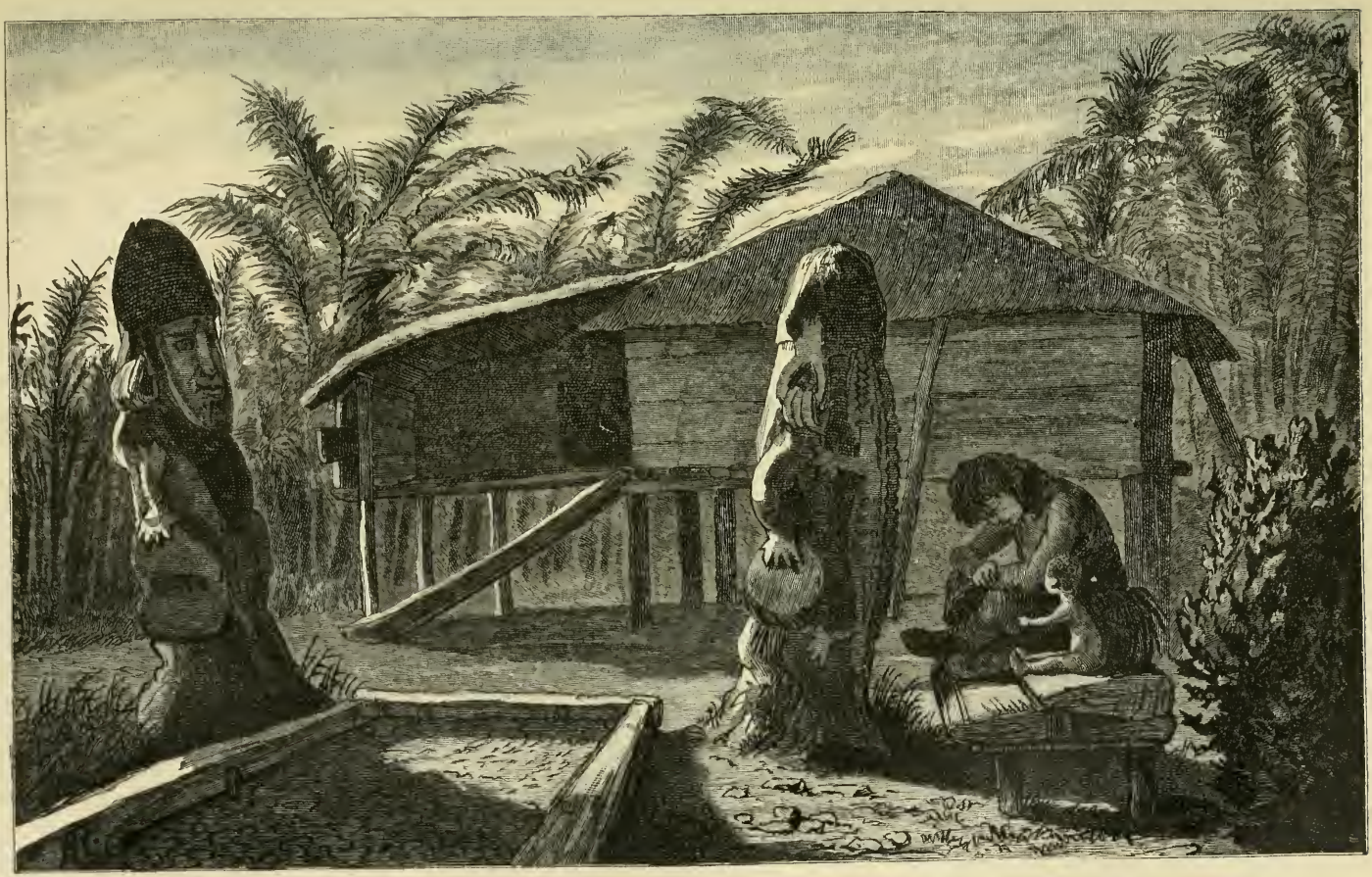
Gabiang.

Daſs, wie faſt bei allen Melaneſiern, die Ahnen- reſp. Totenver-



Gabiang (Rückfeite).

ehrung auf einer hohen Stufe ſteht bekundeten auch die hieſigen Eingeborenen durch die Art der Gräber. Gleich neben den Bildſäulen (S. 180) ſieht man einen viereckigen Holzrahmen, der mit weiſsem Sand ausgefüllt iſt und eine Grabſtätte bezeichnet. Vielleicht iſt es die des berühmten Häuptling Gabiang, wahrſcheinlich eines gewaltigen Helden, deſſen Andenken das Volk der Ssuamiten durch dieſe bewundernswerten Denkmäler ehrte. Ein anderes Grab, in der Form eines Miniaturhauſes, zeigt die Abbildung des Hauſes (S. 173) rings von einem Zaune aus Steinen umgeben, innerhalb dem buntblättrige Zierſträucher angepflanzt waren. Jedenfalls ſind Menſchen, welche ihren Toten ſolche Pietät beweiſen, keine Wilde. Aber ich habe manchem groſsen Kanakerbegräbnis beigewohnt und will gleich hier einfügen, daſs es ſich in einem ſolchen Falle ſtets um Vornehme, Reiche handelte. Mit Unbemittelten und Armen macht man, wie bei uns, nicht viel Federleſens, um ſie unter die Erde zu bringen;



Im Dorfe Ssuam, Finschhafen.

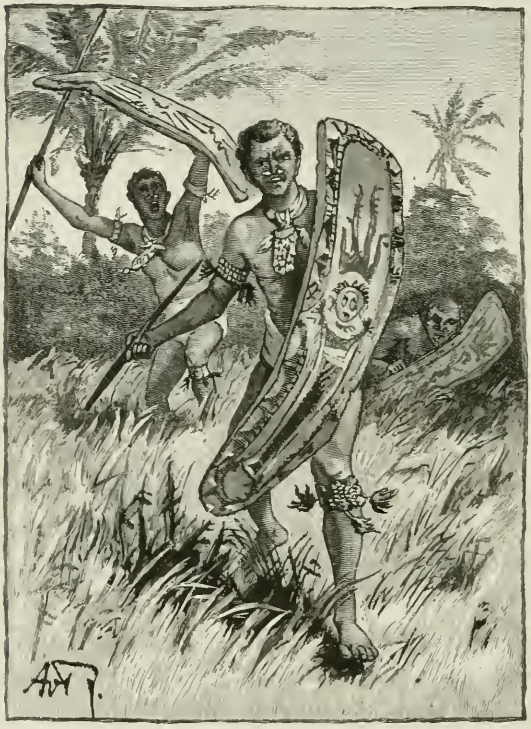
deswegen gehen die Dorfbewohner nicht wochenlang mit geſchwärztem Geſicht oder wie es ſonſt die Trauergebräuche der Papuas erheiſchen.

Ich fand bei den Bewohnern Finſchhafens ſo ziemlich dieſelben Gegenſtände, welche ich ſchon früher in Huon-Golf, ja ſelbſt Aſtrolabe-Bai, gekauft hatte, und von denen ſich viele durch auſserordentlich kunſtvolle Arbeit und geſchmackvolle Ornamentierung auszeichneten. So u. a. ein Kampfbruſtſchmuck (T. XXII 6), die breiten, zum Teil durchbrochen gearbeiteten Armbänder aus gebogenem Schildpatt, Simaſsim, (Atl. XIX), die fein eingravierten Armringe aus Trochus niloticus, Bii, (XVIII 5, und XIX 4), die ſchwungvoll geſchnitzten hölzernen Kopfkiſſen, Palim, (Taf. III 1), und länglich-ovalen, mit einer Art Metall (Graphit oder Mangan) geſchwärzten Holzſchüſſeln, Ssu, (III 3), alles Dinge, welche auſserordentlich mit den in Aſtrolabe-Bai üblichen übereinſtimmen oder identiſch ſind. Beſonders ſchön waren auch die Schnitzereien der Ruder, Holztrommeln, Ong, (XIII 4) und Doppelhaken zum Aufhängen von Gegenſtänden über dem Feuer oder im Hauſe, letztere zum Teil menſchliche Figuren, Buam, (Taf. III 2), darſtellend. Sehr reich ſind die verſchiedenen Schmuckgegenſtände, zu denen neben Scheiben aus dem Spitzenteil von Conusmuſcheln, beſonders kleine Kaurimuſcheln, Ssanem, eine Art Cypraea, und Hundezähne das hauptſächlichſte Material bilden. Jabo, d. h. faſt kreisrunde Eberhauer galten auch hier als der koſtbarſte Schmuck (vergl. Atl. XXI 2). Neu war mir eine, jedenfalls künſtlich, hochgelb gefärbte Grasart, Ssemu, aus welcher elegante Armbänder, Stirn- und Leibbinden (XXIV 5), zum Teil mit Hundezähnen garniert, geflochten werden, die wenn neu, wie Goldbrokat leuchten. Als ich am 20. Dezember 1885 die hohe Ehre hatte unſerem erhabenem Kaiſerpaar eine Auswahl von Gegenſtänden der Eingeborenen Neu-Guineas zu zeigen und zu erläutern, waren die Allerhöchſten Herrſchaften auf das äuſserſte überraſcht*). Und in der That, dieſe

*) Als ich u. a. zeigte, wie die geſchmackvollen Kniebinden (vergl. Atlas Taf. XVIII, F. 2) getragen werden, bemerkten Seine Majeſtät: „Ja, die haben ja ſchon ordentlich einen Hoſenbandorden!“

Arbeiten ſind ſtaunenswert, und ich freue mich wenigſtens einige derſelben im Bilde bringen zu können.

Die Waffen ſind die gewöhnlichen und im ganzen ſchlecht. So kleine Bogen (Talam) mit Sehne (Teko) von geſpaltenem Rotang, und Pfeile (Sob), ziemlich rohe Speere (Gim) und flache lange Holzkeulen (Ssing). Aber es gab Schilde von ſehr eigentümlicher Form, wie ich dieſelben nur hier geſehen habe. Sie beſtehen aus einem konkav gebogenem Stück Holz, ſo lang und breit, daſs es faſt einen Mann zu decken vermag, wie dies am beſten aus der beigegebenen Abbildung eines Kriegers beim Scheinangriff erſichtlich iſt, welche auch die eigentümliche Verzierung in bunter Malerei andeutet.



Scheinangriff.

Sehr geſchickt ſind auch die in bunten Muſtern (Atl. X. 2), oft mit Hundezähnen garnierten, Beutel geſtrickt, in welchen verſchiedene Kleinigkeiten aufbewahrt werden, darunter kleine Büchschen aus Bambu mit einem graulichen Pulver (Da), — Zahnpulver! Man ſieht, daſs die Finſchhafener bereits ſogar in Toilettekünſten entwickelt ſind, wenn ſie ſich auch äuſserlich wenig von ihren ſonſtigen Stammesgenoſſen unterſcheiden und ebenſo ſchmierig als die ganze Papuageſellſchaft erſcheinen. Dazu trägt hauptſächlich eine ſchmutzige Halsſtrickelei

bei, welche die meiſten tragen, und der häufig ſehr unzureichende Schamſchurz aus Tapa (Opo), die ganz denen von Huon-Golf (Atlas XVI, 4, 5) ähneln. Tapa wird auch zu eigentümlichen Kopfbedeckungen der Männer benutzt. Der ehrenwerte Herr auf meiner Abbildung mit dem koſtbaren Bruſtſchmuck aus Hundezähnen zeigt eine ſolche Mütze (Opo), welche zugleich den Abumtau oder Häuptling bezeichnet. Andere Kappen von kegelförmiger Geſtalt, Parung genannt, werden ganz aus Menſchenhaar hergeſtellt und ähneln durchaus einer Derwiſchkappe. In der That, kein Anthropolog würde auf einem Bazar in Stambul oder Alexandrien einen Ssuamiten in ſolcher Kopfbedeckung für einen Papua, ſondern ohne allen Anſtand für einen frommen Moslem und Meckapilger halten. Das bringt mich auf die äuſsere Geſtalt! Und da will ich nur erwähnen, daſs auch die hieſige Bevölkerung ſo erheblich individuell abweichend iſt, wie überall in Neu-Guinea. Aber jedenfalls findet ſich der negroide Typus weniger als ſonſt, dagegen trifft man nicht ſelten echt ſemitiſche Geſichter, wozu der Bart, welchen die meiſten älteren Männer ſtehen laſſen, nicht wenig beiträgt.

Häuptling von Finſchhafen.

Die Bewohner von Finſchhafen ſcheinen ſehr betriebſam, na-

mentlich auch in der Fiſcherei, wie die Unmaſſe gutgearbeiteter Fiſchhaken (Ing) beweiſen, wovon Tafel IX des Ethnol. Atlas eine ganze Reihe darſtellt. Auch die ſchönen groſsen Netze (Uh) und namentlich ihre Kanus (Uang) ſprechen dafür. Letztere ſind oft von bedeutender Gröſse (60 bis 70 Fuſs lang), haben zuweilen drei Seitenbretter und zwei Plattformen übereinander, zwei Maſte mit groſsem viereckigen Mattenſegel und ſind an den Schnäbeln reich mit Schnitzerei, an den Seiten mit bunter Malerei verziert. Sie nähern ſich in der Bauart ſchon mehr den groſsen Kanus, wie ich ſie ſpäter in den d'Entrecasteaux kennen lernte, und die total von der in Polyneſien gebräuchlichen abweicht. Es kann daher gar keine Rede davon ſein, daſs die Polyneſier die Lehrmeiſter der Melaneſier in der Schiffsbaukunſt waren, wie manchmal von Gelehrten behauptet wird. Wie ſo oft bedauerte ich ganz beſonders hier, daſs es nicht möglich war, ein ſolches Kanu nach Berlin ſchicken zu können, wie mir dies ſeiner Zeit mit einem groſsen ſeetüchtigen Kanu der Marſhall-Inſeln gelang. Es würde am beſten zeigen was die unſcheinbare Steinaxt in der Hand des Eingeborenen zu leiſten vermag, denn jedermann würde über die techniſch ausgezeichnete Bauart und die Eleganz und ſtilvolle Ausſchmückung ſtaunen. Wie lange wird es dauern und kein ſolches mit Steinwerkzeugen gearbeitetes Kunſtwerk wird mehr zu haben ſein! Für die Erhaltung der Werkzeuge ſelbſt iſt durch meine Sammlungen geſorgt worden. Die Steinäxte der hieſigen Eingeborenen (vergl. Atlas I, 4), meiſt mit einer Klinge aus einem dioritiſchen Geſtein (Ki) oder Tridacnamuſchel (Gadi) verſehen, ähneln am meiſten den »Lachela« von Hood-Bai an der Südoſtküſte, welche ſich durch die Drehbarkeit der Klinge auszeichnen. Die Leute thaten übrigens ziemlich rar mit Steinäxten, um ſo begehrlicher aber gegenüber unſeren Hobeleiſen, die ſie ebenfalls »Ki« nannten und welche, wie überall, bald der geſuchteſte Artikel waren. Ich verſprach einem jungen Burſchen, unter der Bedingung ihn zurückzubringen, wenn er mitgehen wolle, ein ganzes Dutzend Äxte (claw hatchets), konnte ihn trotz dieſer enormen Verſuchung aber doch nicht verlocken.

In Beſitz ſo ausgezeichneter Fahrzeuge unternehmen die Finſchhafener auch Handelsreiſen und ſtehen mit Tami oder den Cretininſeln, einem anſcheinenden Atoll, in Verbindung, wie wahrſcheinlich mit Rook, das bei unbedecktem Himmel von unſerem Ankerplatz aus ſichtbar war. Wir ſahen ſpäter groſse Segelkanus, die von Rook-Inſel nach Finſchhafen zu ſtanden und wurden dort von den Tamiten ſelbſt beſucht. Ja, ja! auch in ſo abgelegenen Gegenden wird die Ankunft von Fremden viel ſchneller bekannt, als man glauben ſollte. Übrigens ſind die Entfernungen keine groſsen, da Rook nur ca. 40, die Tami-Inſeln 15 Meilen von Finſchhafen liegen. Ob in dem Verkehr vielleicht Töpfe als Tauſchartikel eine Rolle ſpielen, vermochte ich nicht auszumachen. Aber Töpfe ſind in Finſchhafen in Gebrauch. Sie zeichnen ſich durch die oben weite, mehr halbkugelige Form (T. IV. 5) aus, ähnlich wie ich ſie ſpäter in Teſte-Island traf, und ſind am Rande mit erhabenen Knötchen verziert.

Wir waren in Ssuam ſtets gern geſehene Gäſte, ſchon weil wir die Bewohner von einer Plage befreien halfen, der der Kakadus. Dieſe Vögel (Cacatua Triton) thaten den Pflanzungen der Eingeborenen viel Schaden und verſchonten ſelbſt Kokosnüſſe nicht. Kokospalmen (Niep) ſind übrigens keineswegs in groſser Anzahl vorhanden, wenn auch zwiſchen Mitrafels und Aſtrolabe-Bai das Gebiet von Finſchhafen immerhin noch am reichſten daran iſt. Schon bei meinem erſten Beſuche war mir die groſse Menge verfaulend am Erdboden liegender Kokosnüſſe aufgefallen, durch deren Schalen ein wie mit einem Meiſsel geſchlagenes Loch ging. Im Dorfe ſelbſt ſah ich an den Fruchttrauben der Palmen Stricke angebracht, deren Zweck ich mir nicht zu erklären vermochte. Bald ſollte ich denſelben kennen lernen, denn laut kreiſchend flogen Kakadus herbei, die ſich an die Nüſſe hingen und ſich durch das Schütteln mit dem Bindfaden wenig beirren lieſsen. Unſere Schüſſe öffneten ihnen die Augen, oder vielmehr verſchloſſen ihnen dieſelben auf immer, ſehr zum Jubel der Eingeborenen, die mit Steinwürfen und Flitzbogen wenig ausrichten können. Aber Kakadus ſind bei den Papuas ſehr beliebt und zwar ihrer gelben Haubenfedern wegen, welche den beliebteſten Haar-

ſchmuck des Mannes bilden. Ich dachte aber, daſs dieſe reizenden Federn einem eleganten Damenhütchen, mit einem niedlichen Geſicht darunter, auch nicht übel kleiden müſsten, und rettete ſo verſchiedene aus den Krallen der Papuajungen. Übrigens iſt ein Kakadu zum Eſſen auch nicht zu verachten, für ſolche die ſeit Wochen nur Büchſenfleiſch gegeſſen haben. Ich rate dann aber die Vögel nur als Suppe verkochen zu laſſen. Delikat! d. h. die Suppe; das Fleiſch kann man ruhig einem Kanaker geben, deſſen Zähne beſſer damit fertig werden.

Das Jagen in dieſen Urwäldern iſt übrigens nicht ſo leicht, ſchon wegen der bedeutenden Höhe der Bäume, für welche unſere gewöhnlichen Flinten häufig nicht ausreichen und die deshalb weittragende »chok-bore« Läufe erfordern. Und ſelbſt für ſolche ſind die Waldrieſen oftmals zu hoch und dicht belaubt. So ſchoſs Kapitän Dallmann bei einer Gelegenheit dreimal nach demſelben Kakadu, traf ihn jedesmal, und doch flog der Vogel noch weg, um unauffindbar zu verenden. Und das paſſiert gar häufig, denn gerade das Auffinden der Beute macht die gröſste Mühe und bleibt oft reſultatlos. Gut dreſſierte Hunde nützen, wie ich aus eigener Erfahrung weiſs, wenig und werden in den Tropen bald unbrauchbar. Unendlich viel beſſer ſind eingeborene Jungen als Jagdhunde zu gebrauchen und ſtets bereit den Jäger zu begleiten, wenn ſie die erſte Furcht vor dem Knall überwunden haben. Zum Aufſpüren ſind ſie faſt unentbehrlich, denn nur das ſcharfe, geübte Auge des Eingeborenen vermag in dem Dickicht die Beute zu erſpähen, eine Gabe, die der Europäer nicht ſo leicht erlernt. Wie oft hört man nicht das Gurren einer Taube und bemüht ſich vergeblich, ihrer anſichtig zu werden. Da weiſs ein ſchwarzer Junge ſtets auszuhelfen. Übrigens gab es nicht viel zu jagen, auch wenn man dazu Zeit gehabt hätte, denn Finſchhafen iſt ein ſehr tierarmes Gebiet. Die Vogelwelt machte ſich auch hier beſonders in den Arten bemerkbar, welche wir ſchon in Friedrich-Wilhelms-Hafen (S. 95) kennen lernten und wie dort war mir, im Vergleich mit der Südoſtküſte Neu-Guineas, die Spärlichkeit von Kleinvögeln auffallend. Doch hörte ich den wohlbekannten Ruf des

»Rifle-bird«, einer zu den Paradiesvögeln gehörenden, farbenprächtigen Ptilorisart, des raketſchwänzigen Eisvogels (Tanysiptera), und das ſonderbare Getriller eines anderen Eisvogels (Syma torrotoro). Auch ein alter, lieber Bekannter aus der Heimat lieſs ſich zuweilen blicken: der trillernde Waſſerläufer (Actitis hypoleucos), der nach Beendigung ſeines Brutgeſchäftes im hohen Norden hier gemütliche Winterruhe hält und von mir nicht geſtört wurde. Doch was flattert dort ſchwankenden Fluges durch das Gelaube? ſchon greift man an das Gewehr, läſst es aber gleich wieder ſinken, denn es iſt nur ein Schmetterling, aber ein wahrer »mocking bird«, der ſelbſt das geübte Auge momentan zu täuſchen vermag. Freilich übertrifft er in der Flügelbreite, welche an ſechs Zoll beträgt, gar manches Vögelchen, aber er iſt auch der gröſste Tagfalter, die weit über die Papuaregion verbreitete Ornithoptera aruensis. Das Männchen gehört dabei mit zu den ſchönſten Faltern, während das anſehnlich gröſsere Weibchen unſcheinbar ſchwarz und weiſs gefärbt iſt. — Nach der häufigen Verwendung von Kaſuarfedern bei den Eingeborenen zu urteilen, muſs dieſer gewaltige Vogel nicht ſelten ſein, allein er liebt das Dickicht der Wälder, iſt ſehr ſcheu und deshalb nur ſehr ausnahmsweiſe zu ſehen. Doch beobachtete ich nicht einmal die leicht kenntliche Fährte von Kaſuaren, häufiger dagegen die von Wildſchweinen. Das war aber auch alles was ich von Säugetieren zu ſehen bekam, denn niemals erblickte ich ein Känguru, die an der Südoſtküſte doch zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehören. Alle übrigen Säugetiere Neu-Guineas ſind ja, mit Ausnahme einiger Flugtiere und Nager, durchgehends Beuteltiere mit nächtlicher Lebensweiſe und ſchon deshalb nur durch Zufall ſichtbar.

»Aber Schlangen, die giebt es wohl in Menge und die ſind wohl recht gefährlich«? Nun! auch dieſe inkommodieren und erſchrecken ſo wenig als bei uns, denn man begegnet ihnen nur ſehr ſelten. Abenteuer mit Rieſenſchlangen, und reiſsenden Tieren überhaupt, ſind alſo nicht zu beſtehen, und die Herren Offiziere waren froh, wenn ſie mit ein paar Kakadus, grünen Papageien oder Tauben von der ſo erwartungsvollen Tropenjagd zurückkehrten.

Aber einmal erlegten die Herren vom Kriegsſchiff ſogar ein Krokodil, das natürlich verloren ging, da dieſe Saurier regelmäſsig im Waſſer unterſinken und nur zu erhalten ſind, wenn ſie am Lande gleich auf der Stelle tödlich getroffen werden.

Alſo es gab Krokodile! Das freute mich ſehr, als ich mit Steuermann Sechstroh eine Bootfahrt nach dem Bumi unternahm. So heiſst ein hübſcher Gebirgsfluſs, der etwas oberhalb Ssuam in eine flache Bucht mündet. Die Eingeborenen hatten hier ſorglicher Weiſe ein Fiſchwehr angebracht, öffneten dasſelbe aber in ihrer bekannten freundlichen Manier, und ein paar der hervorragendſten Abumtaus gaben uns das Geleit. Der Fluſs war anfangs ſehr verſprechend, mit üppiger Vegetation, darunter Sagopalmen (Labi), am linken Ufer ſenkrechte Wände eines bläulichen Mergels mit zahlreichen recenten Muſchelreſten. Bald kamen aber Untiefen, Stromſchnellen, über welche wir das Boot in tieferes Waſſer ſchleppten, bis die fröhliche Gondelei, bei der wir faſt mehr das Boot zu tragen hatten, als das letztere uns, überhaupt das Ende erreichte. Der Fluſs wurde hier, von beiden Seiten durch ſteile Felswände mit üppigem Baumwuchs eingeengt, zum völligen Gebirgswaſſer, in welchem wir noch ein gutes Stück watend vorwärts kamen. Kreiſchende Weiberſtimmen unterbrachen das angenehme Murmeln bei der ſonſt ſo wohlthuenden Stille. Wir hatten um eine Ecke biegend eine Schar arglos fiſchender Mädchen aufgeſcheucht, die nun wie die Gemſen an den Felswänden emporkletterten und ihre Fiſchhamen eiligſt im Stiche lieſsen. Leider enthielten ſie keine Tafelfiſche, ſondern nur wiſſenſchaftliche Ausbeute, ein paar kaum fingerlange Gobius-artige Fiſchchen mit Kehlſaugapparat, ähnlich wie ich ſie in den Gebirgswäſſern Mauis erhalten hatte. Ja, der paar Fiſchelchen wegen brauchte ſich kein Krokodil hier herauf zu bemühen, und ſo verzichtete ich abermals auf die Beute, wie der Fuchs auf die Trauben. Da war es in Konſtantinhafen noch beſſer geweſen! Da lag ich einmal mit dem Boot gerade über einem ſolchen Ungetüm, wohl zehn Fuſs lang, deſſen Umriſſe ich deutlich unterſcheiden konnte. Ins Waſſer kann man wohl ſchieſsen, aber mit dem Treffen iſt es dann ſo eine eigene

Sache. So hieſs es denn abwarten; das brave Tier ſchien den Fall in demſelben Lichte zu betrachten und zu denken: »ich hab' Zeit! «Dor! Dor ligt de Donnerslag!« ſagte der Matroſe, welcher mein Boot ruderte! »Ja! Man ſtille, ſtille! ich ſehe ihm ja!« Und wir warten wieder — das Krokodil unten behaglich im Waſſer, wir in der glühenden Sonnenhitze! Da, plötzlich: »Dor geit he hen«, eine mächtige Wolke Schlamm trübte das Waſſer, und Roſs und Reiter ſah man niemals wieder! Das iſt eine Krokodiljagd in Wirklichkeit, nicht wie ſie gewöhnlich beſchrieben wird. In Neu-Guinea und Neu-Britannien giebt es, wenigſtens nach meinen Erfahrungen, herzlich wenig Krokodile, das darf ich jeden verſichern, und das iſt ja im ganzen kein Fehler. Freilich Herr Powell beſchreibt Flüſſe in Neu-Britannien, in welchen es von Krokodilen förmlich wimmelt*), groſse, mittlere, kleine; man brauchte ſie ſich nur auszuſuchen. Wahrſcheinlich hielten die Tiere grade Volkszählung und alle Krokodile von Blanche-Bai bis Kap Gloceſter waren hier zur Kontrollverſammlung. Aber Herr Powell ſah auch »fiſchende« Kaſuare, und »fliegenſchnappende« Krokodile!?

Die Zeit unſeres Abſchiedes nahte, ſehr zum Bedauern der Eingeborenen, deren Häupter natürlich Andenken erhielten, darunter mein alter braver Freund Makiri ein äuſserſt ungewöhnliches, wie ich es noch nie einem Freunde gab, noch geben konnte. In einer Ecke der Kajüte beſaſsen wir ein Seltzogen, d. h. einen jener bekannten Apparate, in welchen man künſtliche kohlenſaure Waſſer bereitet. — »Und den bekam der Wilde?» wird vielleicht mancher Leſer denken. Natürlich nicht, ſondern nur einen Teil desſelben. Die Sache war nämlich ſo gekommen. Wir hatten an Bord einen ſchwarzen Burſchen, einen ſchneidigen Jungen, der den weiſsen Mann und ſeine Fineſſen aus dem Grunde kannte. Er verſtand einen Rimen zu ziehen, Gewehre und Tiſchgerät zu putzen, aſs bereits Schiffsbrot, noch lieber eingemachte Früchte oder Sardinen in Öl, woran ſich alle Kanaker ſo ſchnell gewöhnen, mit einem Wort, er war ein ſehr

*) „Wanderings in a wild Country" (S. 202).

gebildeter junger Mann. Sogar einen Seltzerwaſſerapparat wuſste er kunſtgerecht zu füllen. »Oh! me sabi! that fellow white paura likelike, that other fellow mangero!« (O, ich weifs, von diefem weifsen Pulver wenig, von dem andern viel). Richtig, er hatte die Sache los, nicht wahr, was nicht ſo ein Kanaker alles lernt! Das Kohlenſaure, in den Tropen eine wahre Erquickung, war alſo bald fertig und ſollte eben probiert werden. Da, auf einmal ein Krach, als ginge eine kleine Kanone los! Ich dachte natürlich zunächſt an den Keſſel, aber glücklicherweiſe ſo ſchlimm war es nicht, ſondern nur das Seltzogen explodierte. Da lag die Beſcherung! das daumendicke Glas zerſprengt und Hunderte feiner Splitterchen überall ins Holzwerk geflogen. Das muſste ein wahres Sprühfeuer von Glasſplittern geweſen ſein, denn die Kajüte war ja nicht groſs (8 Fuſs bei 5) und wirklich ein Glück, daſs ſich gerade niemand in derſelben aufhielt. »Boy! you look« Knabe, betrachte dies!? — »Aipua! me make that fellow mangero mangero good! that fellow bottle not all same strong paura« (O weh! ich habe es zu gut gemacht; die Flaſche war nicht ſo ſtark als das Pulver). Da hatte er ebenfalls recht, und wir waren beide um eine Erfahrung reicher; er, daſs es auch weiſses »Paura« (= Powder, Schiefspulver) giebt, welches im Waſſer »bum« macht; ich, daſs man niemals einem Schwarzen einen Selterswaſſer - Apparat anſetzen laſſen ſoll.

Mit dem Kohlenſauren war es nun aus, und nur das hohe birnförmige Drahtgeflecht übrig, das mit rotem Zeug umwunden in der That eine aparte Kopfbedeckung bildete, welche meinen Freund Makiri mit Stolz und Freude erfüllte. Gut, daſs wir übrigens bald darauf weggingen, denn jeder Abumtau wollte jetzt eine ſolche Mitra haben. Dieſer Vorfall erinnert mich übrigens an eine andere ähnliche Geſchichte aus meinem Südſeeleben, die noch komiſcher iſt und deshalb hier mitgeteilt werden mag. Aber ich ſchweife da wieder ab —! »Schadet nichts, nur zu!« »Nun Sie wollen es! alſo gut!« Als ich im Jahre 1880 auf Jaluit in der Marſhallgruppe weilte, war für Lebon Kabua, den damaligen »Oberhäuptling und Herrn von Radak und Ralik» ein Herrſcherornat von Hamburg eingetroffen, Theatergarde-

robe, unter welcher ſogar die Krone nicht fehlte. Der vergoldete, reich mit Glasſteinen beſetzte, zackige Reif imponierte dem guten Kabua freilich nicht wenig. Aber er ſollte ihn, wie die ganze königliche Gewandung bezahlen, und da hieſs es natürlich gleich: »i bane! edſchilok dala ao!« (ich kann nicht! kein Geld mein). Krone, Scepter und Purpur lagen nun daher, bis ſich ein paſſender »King« finden würde, an welchen ja in dieſen Regionen kein Mangel iſt. Und er kam. Eines ſchönen Tages brachte ein deutſcher Dampfer gar wunderliche fremde Geſellen, dunkel, mit Krausköpfen, ja, die muſsten ja weit her ſein aus dem Morgenlande. Nein, aus dem Abendlande, denn ſie kamen mehr aus Weſt, da wo von Jaluit aus die Sonne untergeht, aus Neu-Irland. Darunter war nun auch ein König, ein wirklicher Mohrenkönig, den erſten, welchen ich ſah. Freilich brachte er weder Gold, Weihrauch noch Myrrhen, ſondern nur ſeine eigene Haut, die wie bei dem Mohrenkönige jenes Märchens, mit dem unſichtbaren, aus nichts gewebten Stoffe umhüllt war, wodurch ſich dem blöden Auge des gewöhnlichen Sterblichen alſo jedes vom Ringwurm abgenagte Fleckchen deutlich zeigte. In der That gerade keine ſonderlich königliche Auszeichnung, welcher ſeine beiden Begleiter ſich auch erfreuten, denn Ringwurm und Schuppenkrankheit ſind ja Nationaleigentum der ganzen braunen und ſchwarzen Südſeegeſellſchaft. Um nun Majeſtät von den Miniſtern einigermaſsen auszuzeichnen, damit ſie nicht immer verwechſelt wurden, bekam nun der König die Krone, natürlich als Geſchenk, vielleicht nur leihweis, denn womit hätte er bezahlen wollen? König und Krone waren unzertrennlich wie beim Kartenkönig, und es ſah urkomiſch aus, die lange hagere Geſtalt in vollſtändiger Nacktheit mit dem funkelnden Kopfſchmuck umherwandeln zu ſehen. Selten iſt wohl eine Krone ſoviel gebraucht, faſt möchte ich ſagen ſtrapaziert worden als dieſe, denn die ſchwarze Majeſtät behielt ſie auch auf, wenn ſie ſich ſchlafen legte. Freilich wäre ihm der Purpurmantel weit praktiſcher, jedenfalls viel lieber geweſen, aber er mochte denken: Na! eine geſchenkte Krone iſt auch nicht ohne!

Wir verlieſsen Finſchhafen an demſelben Morgen wie die »Hyäne«,

welche ſüdlich ging, um die Bucht hinter Finſchhafen zu unterſuchen, die ich ſchon vom Berge aus geſehen hatte. Sie erwies ſich ſpäter als praktikabel und erhielt den Namen »Langemack-Bucht«. Wir gingen bis Kap Cretin, ſechs durch Riff verbundene Inſeln, die immer der Unterſuchung wert erſchienen, aber nur vorgemerkt werden konnten. Dann dampften wir nordwärts bis Long-Inſel, an deren Oſtſeite wir entlang gingen. Sie zeigt einen ähnlichen Charakter, wie Dampier, iſt durchaus vulkaniſch mit mehreren erloſchenen Vulkanen, von deren drei hervorragendſten Kegeln zunächſt Coriz-Pik vor uns lag. Er mag an 4000 Fuſs hoch ſein und iſt wie die übrigen Berge dichtbewaldet. Gegenüber Coriz-Pik an der Nordoſtſeite liegt der etwas niedrigere Berg Réaumure, aber Findlay (Pacific Directory S. 931) irrt, wenn er ſagt, beide Berge ſeien durch ein tiefes Thal getrennt. Die ganze Inſel iſt vorzugsweiſe bergig, mit ſehr wenig flachem Land und nur mäſsigen Schluchten oder Thälern durchzogen. Die Küſte erſchien ſowenig verſprechend als das Land ſelbſt, das ſich übrigens leichter zur Kultivation eignen dürfte wie Dampier-Inſel, da es nicht ſo dichten Urwald, ſondern mehr mit Geſtrüpp bedeckte Striche zeigt. Das Ufer war meiſt ein nicht ſehr hohes felſiges Steilufer, zuweilen etwas abfallend und ſanfte Buchtungen bildend, die wohl aber kaum als Hafen brauchbar ſein dürften, wenigſtens nicht an der Oſtküſte, die wir befuhren. Nirgends waren Plantagen bemerkbar, aber in der zweiten Buchtung bemerkte ich einen gelben Baum und etliche Kokospalmen, die einzigen, welche wir auf der ganzen Inſel ſahen. Und — »da ſind ſie ja die ſchwarzen Kunden!« ſagte der Steuermann. Wirklich ein Segelkanu mit acht Inſaſſen kam langſam aus der Bucht heraus, aber noch längſt nicht nahe heran. Da hatten die Lungen unſerer Mioko-Schwarzen wieder Arbeit. »Good ſhip that fellow! plenty kaikai! (Eſſen), plenty tobacco! plenty papine! (Mädchen) plenty lavalava (Lendentücher)! Kjap (Kapitän) very good! uti! alut! alut! aijap! (kommt! ſchnell, ſchnell)!«, wie ſie es an Bord von Arbeiterwerbeſchiffen, welche ſie begleitet hatten, gewohnt waren. Nur daſs diesmal das »me kulia men« (wir kaufen Leute) wegfiel, denn damit hatte ſich die Samoa

glücklicherweiſe nicht zu befaſſen. Das machte freilich auf die Long-Inſulaner keinen Eindruck, denn ſie verſtanden von dieſer Sprache ſoviel wie wir von der ihren: nichts. Und damit kamen wir, als ſich das Kanu endlich längsſeit gewagt hatte, auch ganz trefflich aus. Die Leute, übrigens echte Papuas und ganz wie die Bewohner des Feſtlandes von Neu-Guinea, waren beſcheiden, und es ließs ſich gut mit ihnen ſchachern. Aber ſie hatten nicht viel, übrigens alles Gegenſtände, wie ſie in Aſtrolabe-Bai vorkommen, ſo geflochtene Armbänder (XVIII 4), Bruſtſchmuck, (XXII 1, 2) auch die gleiche Art Bogen und Speere. Als ſo ziemlich ausverkauft war, gaben ſie den Ausputz ihres Kanus her und ſchnitten ſelbſt die bemalten Seitenborde ab. Darunter waren gar merkwürdige Sächelchen: ſo auf der Maſtſpitze ein Triangel mit roh geſchnitzten Vögeln, ein ſonderbares Geſtell auf dem Ausleger (vergl. Atlas VI 6 und VIII 1, 2) u. ſ. w., alles Gegenſtände, die jetzt im Muſeum für Völkerkunde in Berlin zu ſehen ſind, das wohl vorher kein Stück von Long-Island beſaſs. An Lebensmitteln wurden nur einige alte Kokosnüſſe und etwas Blättertabak gebracht. Stangentabak ſchienen die Leute nicht zu kennen, dagegen Glasperlen und Eiſen, das hier mit dem Ausruf »Gari« begrüſst wurde. Im Eifer des Handelns fiel einem der Männer das eben erſtandene Meſſer ins Meer. Da konnte man ein betrübtes ſchwarzes Geſicht ſehen, denn für ein ſolches Naturkind iſt das gar nicht zum Lachen. Nun, ich ſehe gern zufriedene Menſchen, da ſchenkte ich dem Manne ein anderes Meſſer, und nun konnte man ſich wieder an einem fröhlichen ſchwarzen Geſichte freuen. Vermutlich ſtehe ich noch heute bei den Long-Inſulanern in gutem Andenken: denn wie des Böſen erinnert ſich der Schwarze auch etwas des Guten, und wahrſcheinlich erzählt man noch von dem fremden Schiffe ohne Segel und dem weiſsen Manne mit dem roten Barte. Muſs der reich geweſen ſein! Ja, an Meſſern hat es mir von meinen Knabenjahren an nie gemangelt, am allerwenigſten auf der Samoa, die unzählige Gros an Bord führte.

Von Long-Island ſtanden wir in Sicht der Inſeln Lottin, Rook, Tupinier und Vulcano, nach der Nordküſte Neu-Britanniens hinüber, deren an 6000—7000 Fuſs hoher Pik bei Kap Gloceſter nur eine

Fortſetzung dieſer vulkaniſchen Inſeln zu ſein ſchien. Denn hier ſind eben alle Berge Vulkane, die wir freilich ſämtlich erloſchen*) fanden. In der Nähe von Lottin hatten wir die ſeltene Gelegenheit eine Waſſerhoſe zu beobachten. Sie zeigte ſich nicht in der gewöhnlichen Geſtalt eines Geiſer, wie ſie gewöhnlich abgebildet wird, ſondern anfangs wie eine nicht hoch über dem Waſſer ſchwebende Rauchwolke, aus der plötzlich ein hoher, ſchiefer, dunkler Strahl hervorſchoſs. Dieſer Strahl verdünnte ſich nach und nach an der Baſis und nahm die Form einer etwas gebogenen Feder an, bis ſich nach und nach das Ganze auflöſte. Die Erſcheinung mochte 10 bis 12 Minuten dauern und zeigte ſich in einem dicht mit Regenwolken bedeckten Horizont, hinter dem die Inſel eben auftauchte.

Zwiſchen Kap Gauffre und Kap Raoul liefen wir längs der Küſte Neu-Britanniens nach Oſten bis Weberhafen. Sie ſtimmt in der Konfiguration wenig mit der Karte überein, die allerdings einen groſsen Teil der Küſtenlinie nur punktiert zeigt. Oſt von Kap Raoul fanden wir auf eine Strecke von ca. ſechs Meilen ſchönes, offenes Land, das ſich trefflich zu Kulturen eignen dürfte, und das beſte ſcheint, welches wir in Neu-Britannien überhaupt ſahen. Da wir, ſchon in Rückſicht auf unſere Kohlen, die Küſte nur rekognoszieren konnten, ſo muſsten wir dies ſchöne Land diesmal ununterſucht laſſen und bis zu einer anderen Gelegenheit aufſparen. An dieſem Teile der Küſte ſind mehrere kleine Inſeln vorgelagert, die durch Riff verbunden ſcheinen, doch kamen die Eingeborenen in ihren Kanus durch die Brandung heraus, das einzigemal, daſs wir mit ſolchen an dieſer Küſte in Verkehr traten. Weiter oſtwärts fanden wir das Land weniger verſprechend, meiſt bergig, dichtbewaldet, wenig oder gar keine Anzeichen von Bevölkerung und dazu zahlreiche Riffe. Von Willaumez-Inſel bis Kap Lambert kamen wir in das zuerſt durch

*) Dampier ſah am 24. März 1700 nur Vulcano-Island in Eruption, aber Powell ſpricht 1879 oder 1880 von: innumerable vulcanos small and large, all in violent eruption; land seemed all fire" (Wanderings S. 230). Ja, der trifft allenthalben etwas Beſonderes!

Wilfred Powell zum Teil eingehender beſchriebene Gebiet, welches er im Jahre 1879 oder 1880 mit der Ketch »Star of the East« (15 Tons) explorierte und (mit nur zwei Eingeborenen) kartographierte. Schon die Beſchreibung ſeines Kap Campbell, der Oſtſpitze von Willaumez, ſtimmte wenig mit der Wirklichkeit, und vor allem muſste es befremden, auf ſeiner Karte »High-Island« verzeichnet zu finden, da dies doch nur der hohe Pik im Südweſten der Inſel Willaumez*) iſt. Andere Punkte lieſsen ſich überhaupt nicht ausmachen oder waren nicht aufzufinden**).

Von Weberhafen ſprachen wir noch an der Nordweſtſpitze Neu-Irlands vor, wo ſich Friedrich Schulle ſeit Mitte des Jahres auf der Inſel Nuſa wieder gefeſtigt hatte und Koprahandel betrieb. Und wer war dazu beſſer geeignet als er; hatte er doch früher als Geſchäftsführer von Hernsheim & Co. faſt all die Stationen in jenem damals durchaus neuen und ergiebigen Gebiet errichtet. Als Schulle im Jahre 1881 wegging beſtanden noch ein Dutzend ſolcher Kopra-Stationen, jetzt gab es nur noch zwei. Und was war die Urſache dieſes Rückganges? Die Labourtrade! welche hier vorzugsweis von Queensländer Schiffen in rückſichtsloſer Weiſe betrieben, ſoviel Unheil angerichtet hatte. Kein Wunder, wenn die Eingeborenen, wirklich wild geworden, nach Rache dürſteten. Ganz beſonders galt dieſelbe einem weiſsen Händler, einem Deutſchen, der noch mit dem Chandernagor des Marquis des Rays herausgekommen war, und es ſehr profitabel fand Arbeiter an die Werbeſchiffe zu beſorgen, wobei es nicht immer ſauber hergegangen ſein mag. Als der Erwähnte vollends einen Häuptling erſchoſs, da war es den Eingeborenen endlich doch zu viel: ſie griffen an, brannten die Station nieder, und er rettete nur das Leben. Dafür wurden die Eingeborenen ſpäter von einem Kriegsſchiffe geſtraft, aber der Anſtifter — nun der ging leer aus. So geht es in

*) Iſt keine Inſel, ſondern eine Halbinſel, wie Herr v. Schleinitz neuerdings nachwies.

**) Ähnlich ging es Parkinſon in Bezug auf den „good sized freſhwater-lake, with a small Island in the centre", welchen Powell im Innern der Gazelle-Halbinſel beſchreibt, und welcher ſich nur als ein „Tümpel von ca 8—10 Meter Durchmeſſer" erwies. (Im Bismarck-Archipel" S. 61).

der Südſee, und da lieſse ſich noch gar manches erzählen. Aber dieſe gefürchteten Wilden müſsen doch wohl nicht ſo ſchlimm als ihr Ruf ſein! Friedrich Schulle lieferte den beſten Beweis dafür, denn er lebte ganz allein, nur mit drei Farbigen, unter ihnen und zwar ſo gemütlich, als man damals in Neu-Irland überhaupt leben konnte. Und dabei faſste er die Eingeborenen nicht mit Glacéhandſchuhen an, ſondern es kam ihm, wenn notwendig, nicht darauf an Krieg zu erklären und denſelben ganz allein durchzuführen. Freilich mögen ſich die Verhältniſse inzwiſchen wieder geändert haben, da ſeitdem durch unſere Kriegsſchiffe noch weitere Strafexpeditionen in jenen Gebieten unternommen wurden.

Wir dampften längs der Weſtküſte von Neu-Irland, die ausnahmslos aus zum Teil ſehr ſteilen, dichtbewaldeten Hügeln und Bergen beſteht, die wenig verſprechend ausſehen, da es hier nur äuſserſt wenig Kokospalmen giebt, und trafen am 9. Dezember wieder in Mioko ein.

Drei Jahre ſind bereits verfloſſen ſeitdem ich mit der Samoa Finſchhafen entdeckte. Die Idylle, wie ſie meine Abbildung (S. 162) zeigt, iſt verſchwunden, denn der weiſse Mann hat ſeinen Einzug gehalten, um ſich dauernd hier niederzulaſſen. Etwa elf Monate (18. Oktober 1885) nach uns, lief das erſte deutſche Segelſchiff die Brigg »Lübken« aus Hamburg mit Vorräten und Kohlen im Finſchhafen ein, fand aber zu ihrem Erſtaunen nur die Eingeborenen, denn erſt Anfang November (5.) langten die beiden Dampfer der Neu-Guinea-Kompanie »Samoa« und »Papua« an, mit einer Anzahl Beamten, malayiſchen von Java importierten Arbeitern, und damit konnte erſt die eigentliche Gründung der Niederlaſſung beginnen. Seitdem ſind noch mehr Segelſchiffe nach dem auf allen Seekarten verzeichneten Finſchhafen gekommen. Die Dampfer der Kompanie unterhalten einen regelmäſsigen Dienſt mit der nächſten Poſt- und Telegraphenſtation Cooktown in Queenland; Briefe nach Finſchhafen ſind dem Weltpoſtverkehr übergeben. Weitere Beamte und eine gröſsere Anzahl malayiſcher Arbeiter haben eine gröſsere Anzahl Häuſer nötig ge-

macht, darunter das mit allem Komfort ausgeſtattete des Landeshauptmanns. Denn Finſchhafen iſt Sitz der Landesverwaltung, die Hauptſtadt von Kaiſer-Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel geworden. Es giebt hier ein Gericht, Seemannsamt, Standesamt, Poſtamt, kurzum alle Inſtitute eines geordneten Staatsweſens. Selbſtverſtändlich fehlen auch Gaſtwirtſchaften, die ſich ſtreng an die von der Kompanie vorgeſchriebenen Tarife zu halten haben, nicht. Auf Kap Bredow iſt eine Bake errichtet, die flache Stelle im Hafen durch Bojen markiert worden. Mit Kulturen und Verſuchsplantagen hat man auch in der benachbarten Langemack-Bucht angefangen, wie Pferde, Rindvieh, Ziegen und Schafe eingeführt; alles gedeiht trefflich, und was die Hauptſache iſt, auch die klimatiſchen Verhältniſſe ſind ſehr befriedigend. Der Boden wird wie der Hafen allgemein gerühmt, kurzum alle Hoffnungen und Erwartungen, welche ich an dieſen Platz knüpfte, ſind ſo ziemlich erfüllt, zum Teil übertroffen worden, in der That eine Genugthuung, die mir der ſchönſte Lohn iſt für viele ernſte und ſchwere Sorgen und anſtrengende Thätigkeit. Auch die Miſſion hat ihr Werk begonnen. Am 12. Juli 1886 traf der lutheriſche Miſſionär Johann Flierl ein und gründete ſpäter die Station Simbang in der Langemack-Bucht, dem ſeitdem drei Kollegen deutſcher Miſſionsgeſellſchaften (von Barmen und Neuendettelsau folgten.

Und ſo wollen wir Finſchhafen recht von Herzen eine allſeitig glückliche Weiterentwickleung wünſchen! »Was iſt aber aus den Eingeborenen geworden? Die helfen wohl tüchtig mit arbeiten?« höre ich fragen. Nein, die ſind der Mehrzahl nach ausgewandert, ſo z. B. die Bewohner der Dörfer Ssuam und Kedam in corpore. Hoffentlich werden bald nützlichere und brauchbarere Menſchen ihre Plätze einnehmen: Anſiedler. Bis jetzt fehlt dieſes wichtigſte Element der Koloniſation noch ganz; aber bereits können Leute mit genügenden Mitteln Land pachten, auf fünf Jahre. Nun da wird hoffentlich bald der Anfang gemacht und damit erſt die eigentliche Kolonie begründet werden. Möge dieſe Zeit bald anbrechen!

Sechſtes Kapitel.

Engliſches Gebiet.

Geringe Kenntnis Neu-Guineas. — Schwierigkeiten ins Innere vorzudringen — ſind nicht unüberwindlich. — Armut an Naturprodukten — bis jetzt kein Eldorado. — Schiffsverkehr in Mioko. — Arbeiterwerben. — S. M. Kreuzerkorvette „Marie". — Unfall derſelben. — Auf der Suche nach Steinkohlen — Kriegszuſtand mit Neu-Irland. — Port Breton. — Trauriges Ende der franzöſiſchen Kolonie. — Reminiscenzen an dieſelbe. — Port Praslin. — Schwierigkeiten zu ſtrafen. — Engliſches Gebiet. — Erſt durch Moresby erſchloſſen.

Während der »ſchwarze Kontinent«, Afrika, in den letzten Jahrzehnten nach allen Richtungen erfolgreich durchkreuzt wurde, blieb das Innere ſeiner öſtlichen Schweſter, der mächtigen ſchwarzen Inſel Neu-Guinea, ſo gut als unbetreten, und nur zu Waſſer wurden bisher anſehnliche Diſtanzen zurückgelegt. So 1876 durch den kühnen Italiener d'Albertis, welcher den Flyfluſs an 450 engl. Meilen weit mit einer Dampfbarkaſſe befuhr, und neuerdings auf dem Kaiſerin-Auguſta-Fluſs, über deſſen Entdeckung durch die Samoa ich noch zu berichten habe. Zu Land ſind gegenüber anderen Erdteilen und Inſeln nur unbedeutende Vorſtöſse zu verzeichnen. In dem am meiſten explorierten Gebiete von Port Moresby an der Südoſtküſte, gelangten unternehmende, meiſt vom Golddurſt getriebene Pioniere, darunter auch unſer Landsmann Karl Hunſtein, nur bis in die Region des Owen-Stanley-Gebirges, in der Luftlinie gemeſſen, kaum weiter als 40 engl. Meilen von der Küſte. Auf der äuſserſten Südoſtſpitze überquerte der Reverend Chalmers die kurze Strecke von Südkap (Stacey-Island) bis Milne-Bai, während Dr. A. B. Meyer als der Erſte den Iſthmus

zwifchen der Geelvink-Bai und dem Golf von Mac Cluer kreuzte, jener fchmälften Stelle der ganzen Infel, deren Breite hier kaum mehr als 5 Seemeilen beträgt. Wir kennen alfo noch heut ungefähr nur die Küften Neu-Guineas, und auch mit der Erforfchung diefer hat es lange genug gedauert, wenn man bedenkt, dafs über 360 Jahre feit der Entdeckung Neu-Guineas durch den Portugiefen de Menefes (1526) verfloffen. Man war ftets geneigt diefe geringen Erfolge den befonderen Schwierigkeiten, welche gerade Neu-Guinea wegen feines mörderifchen Klimas und feiner wilden blutdürftigen Bevölkerung bieten follte, zuzufchreiben, indes fehr mit Unrecht. Das Klima hat fich im ganzen nicht fchlechter als anderwärts in den Tropen erwiefen, und die gefürchteten Eingeborenen find auch bei weitem beffer als ihr Ruf, fie haben fich faft überall da, wo fie von dem verderblichen Verkehr mit Weifsen unberührt blieben, als harmlofe Menfchen gezeigt. Die Hauptfchwierigkeiten eines tieferen Eindringens zu Land liegen weder im Klima noch den Eingeborenen, fondern ganz wo anders: einfach in dem Mangel an landeskundigen Führern und ganz befonders Trägern, und find noch genau diefelben geblieben als vor 300 Jahren. Die Schuld daran trägt hauptfächlich die Ifoliertheit der Bevölkerung! Die Bewohner der Küften, ohne andere Stammeszufammengehörigkeit als der kleinerer Dorfgemeinden, fchon in Entfernung von oft nur wenigen Meilen in ganz verfchiedene Sprachen zerfplittert, faft in fteter Fehde lebend, wagen fich über das engbegrenzte Gebiet der ihnen befreundeten Dörfer nicht hinaus und kennen mit Ausnahme gewiffer durch Kanufahrten in Verkehr ftehender Küftenpunkte ihr Heimatsland am wenigften. Mit dem Inneren befteht kaum Verbindung, ja es fehlen fehr häufig felbft Pfade, und da Neu-Guinea vorherrfchend dichtbewaldetes Gebirgsland ift, fo ergeben fich fchon daraus gewaltige Hinderniffe. Wer wie ich felbft an der Südoftküfte Neu-Guineas, in bekannten Gegenden, mit grofsen Schwierigkeiten kaum 15 M. weit ins Innere gelangen konnte, wird diefe Verhältniffe am beften zu würdigen wiffen und fich damit tröften können, dafs felbft befonders begünftigte Reifende, wie z. B. Chalmers, kaum mehr als noch einmal foweit vordrangen. N. von Miklucho-

Maclay kam während eines fünfzehnmonatlichen Aufenthaltes in Aſtrolabe-Bai nicht über das Litoral hinaus. Und warum? Überall die nämliche alte Geſchichte: die Eingeborenen fürchten ſich, weiter als bis zu den nächſten Dörfern, ſelten mehr als eine Tagereiſe mitzugehen und ſind als Träger, weil ungewohnt mit dieſer Beſchäftigung oder zu faul, wenig wert. Gröſsere Reiſen in das Innere werden ſich daher nur mittelſt importierten, geſchulten Trägerperſonals ausführen laſſen und mit einer Ausrüſtung, wie ſie bisher keine der vielen Expeditionen aufzuweiſen hatte. Wer über Mittel verfügen könnte, wie ſeiner Zeit Stanley in Afrika, dem würde es auch in Neu-Guinea an Erfolg nicht fehlen, und die Zeit iſt hoffentlich nicht fern, wo dieſe Erfolge thatſächlich erzielt werden. Ein »Neu-Guinea-Stanley« wird ſich ſchon finden, wenn erſt der »Neu-Guinea-Bennett« da iſt, welcher das Geld dazu hergiebt. Denn das bleibt ſchlieſslich die Hauptſache, wenn auch längſt nicht ſoviel Mittel erforderlich ſein würden als bei jener ewig denkwürdigen Rieſentour durch den ſchwarzen Kontinent. Wie weit ſelbſt ein Einzelner in Neu-Guinea ungefährdet vorzudringen vermag, das hat Karl Hunſtein am beſten bewieſen, der nur von einem Südſeefarbigen begleitet in die Rhododendron-Region des Owen-Stanley*) gelangte und hier mehrere Wochen mit Sammeln von Vogelbälgen, darunter herrlichen neuen Paradiesvogelarten, zubrachte. Freilich gehört dazu ein mit Land und Leuten ſo gut bekannter Mann als Hunſtein, der unter den erſten Goldſuchern am weiteſten eindrang und mit zu den beſten Pionieren Neu-Guineas zählt. Freilich, die Gebirge, die Gebirge! Sie werden ſtets gewaltige Hinderniſſe bieten, würden aber bereits überwunden worden ſein, wären Schätze zu holen geweſen. Wenn kühne Männer zuerſt in die Wildnis der Felsgebirge und anderer unwirtlichen Gegenden eindrangen, ſo fanden ſie ihre Anſtrengungen durch die Ausbeute an wertvollen Pelztieren, ſpäter Erzen reichlich belohnt, aber Neu-Guinea bietet ja in der Tierwelt nichts als Paradiesvögel, die trotz ihrer Federpracht

*) Vergl. Finſch und Meyer: „Vögel von Neu-Guinea“ (Zeitſchr. f. die geſammte Ornithol. 1885. S. 369—373.

doch nur wiffenfchaftlichen Wert haben. Der Mangel an lukrativen Naturprodukten ift es eben, welcher Neu-Guinea fo lange verfchloffen hielt, und wir würden ganz anderen Verhältniffen dort begegnen, wenn der Goldreichtum wirklich gefunden worden wäre, von welchem heut noch fo viele träumen. Namentlich in Queensland wird Neu-Guinea als das wahre Eldorado betrachtet, und nicht blofs auf das »we know it« des Reverend Mac Farlane hin, fondern von profeffionellen Goldgräbern, die ja im Geifte immer die gröfsten Erwartungen hegen. Nun, die Zeit wird ja lehren, ob diefe bis jetzt nur fchwach begründeten Hoffnungen*) fich verwirklichen!

Ich hatte felten in einem Südfeehafen eine fo grofse Anzahl von Schiffen gefehen als bei unferer Rückkehr nach Mioko. Vier Fahrzeuge lagen zu Anker, aber in einer Weife, die felbft dem Laien ungewöhnlich erfchien. Da mufste etwas Befonderes vorgehen, und fo verhielt es fich auch. Man war nämlich befchäftigt ein Schiff zu heben, einen kleinen Kutter von 50 Tons, der infolge von Altersfchwäche nicht mehr fchwimmen, fondern abfolut finken wollte. Das gefchah denn auch und zwar glücklicherweife unmittelbar vor der Station, in wenig tiefem Waffer. Es gelang daher den Trotzkopf zu bändigen und heraufzuholen, der jetzt wahrfcheinlich wieder luftig auf den Wellen tanzt; hatte er doch erft 34 Jahre! mitgemacht. Eine folche Flotte von Handelsfchiffen unter deutfcher Flagge, die damals felbft in Sydney zu den Ausnahmen gehörte, konnte dem Unkundigen wohl imponieren und ihm Refpekt vor dem deutfchen Handel in jenem entlegenen Südfeewinkel einflöfsen. Aber es war nur ein gröfseres Schiff aus Deutfchland darunter, welches noch viel Kopra hätte laden können, wenn fie eben vorhanden gewefen wäre; die anderen Fahrzeuge waren nur kleine Kutter und Schuner von 50—60 Tons. Sie dienen dazu Kopra von den Küftenplätzen zufammenzufchleppen, was oft bedeutende Schwierigkeiten hat, zeitweis gar nicht möglich ift, oder find im Werbegefchäft thätig, da Mioko das

*) Die telegraphifche Nachricht, dafs in Huon-Golf Gold gefunden fei, hat fich als irrig erwiefen.

Centraldepot für Samoa iſt. Von hier aus wurden 1883—84 allein aus Neu-Britannien und Neu-Irland 700 angeworbene Arbeiter nach dort verſchifft. Der Schuner Ninafou*) gehörte zu dieſen Werbeſchiffen und war eben von einer Reiſe aus dem Nordweſten zurückgekehrt, hatte aber im Rekrutieren wenig Glück gehabt. Zwanzig Eingeborene waren das ganze Reſultat einer elfwöchentlichen Kreuzfahrt, und der Kapitän, welcher für jeden angeworbenen Arbeiter fünf Dollar Prämie erhält, ſchien wenig zufrieden damit. Aber die Verhältniſſe haben ſich eben überall verſchlechtert. Das Rekrutieren iſt immer ſchwieriger geworden, da die Eingeborenen nicht mehr weg, und weder nach Queensland noch nach Samoa, gehen wollen, was man ihnen ja auch im Grunde genommen nicht verdenken kann. Auch die neuen Ankömmlinge mit der Ninafou, Eingeborene von den Admiralitäts-Inſeln, Hermites und Gott weiſs woher, ſchienen die Bedeutung ein Kreuzchen auf ein Stück Papier gekritzelt zu haben, welches ſie drei Jahre von ihrer Heimat reiſst und zur Arbeit zwingt, erſt jetzt einzuſehen, denn von den zwanzig liefen gleich ſieben weg. Nun, Mioko iſt eine kleine Inſel, da können ſie nicht weit kommen und ſchlieſslich giebt es ja auch Handſchellen. Das iſt freilich ein durchaus neues Gerät für Eingeborene, welche die erſten Weiſsen wie das Mädchen aus der Fremde betrachten, das jedem eine Gabe in Geſtalt von Glasperlen, Kaliko und Tabak mitteilt. Ja, das anſcheinend ſo uneigennützige Schenken und Hätſcheln der Eingeborenen hört gar bald auf, wenn ſie erſt das verhängnisvolle Kreuzchen, ihre erſte und einzige Schreibprobe, gemacht, oder wie es in der Werberſprache heiſst, »gezeichnet« haben. Die weiſs-ſchwarze Fraternité hat plötzlich einen Riſs bekommen, und ſtatt des freundlichen »come on, my good fellow« heiſst es plötzlich: »work! you nigger!« Freilich Leute, welche die Südſee nie geſehen haben, die nur »die Knute der amerikaniſchen Baumwollenbarone«

*) Parkinſon (Im Bismarck-Archipel S. 31) erhebt gegen dieſes Schiff, wie andere deutſche, ſchwere Anklagen wegen Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen und führt Fälle an, die in der That empörend ſind, und leider noch 1883 vorkamen.

nach Tante Stowe kennen, die wiffen über folche Verhältniffe am beften zu fchreiben und zu fprechen; die denken nicht an Handfchellen und was fonft Häfsliches mit der »Labourtrade« zufammenhängt. Wer aber felbft, irgendwo in der Südfee, Eingeborene, die rechte Hand an die linke, in Handfchellen paarweis, wie fiamefifche Zwillinge, aneinander gekettet umhergehen fah, nicht für einen Tag fondern wochenlang, der wird fo recht an Onkel Toms Hütte erinnert worden fein. Handelte es fich doch nicht um Verbrecher, fondern nur um Ausreifser oder nach unferen modernen Begriffen um Leute, die fich ihrem Dienftverhältnis zu entziehen verfuchten, was bei uns ja wohl nur eine Ordnungsftrafe nach fich ziehen würde.

Die vielen Schiffe, zu denen bald darauf noch S. M. Kreuzerkorvette Marie, Kommandant Kapitän z. S. Crokifius, einlief, nutzten uns übrigens in Bezug auf die fo nötige Briefbeförderung nichts, und fo blieb nichts anderes übrig, als felbft nach Cooktown, dem nächften, ca. 1000 Meilen entfernten, auftralifchen Hafen mit Poft- und Telegraphenverbindung abzudampfen. Die Samoa wurde alfo fo rafch als möglich feeklar gemacht, und wir begaben uns wieder auf die Reife, diesmal in hoher Gefellfchaft, denn wir liefen mit der Marie zugleich aus. Im freien Fahrwaffer des Georgs-Kanal nahmen wir Abfchied, Hüte und Tücher wurden gefchwenkt, die Flaggen fenkten fich dreimal zum Gruls und die »Marie« dampfte Matupi zu, während wir unferen Kiel nach Süden wendeten. Ein gar herrlicher Anblick fo ein ftattliches Kriegsfchiff von mehr als 2000 Tons und einer Befatzung von mehr als zweihundert Mann an Bord! Wie klein und unbedeutend erfchien die »Samoa« neben diefem Riefen! Aber auch einem fo ftolzen Fahrzeuge drohen die heimtückifchen Bauten der Korallentierchen mit Verderben, wie die Marie leider zu bald erfahren follte: kaum eine Woche fpäter fafs fie auf dem Riff bei Nusa an der Nordweftfpitze von Neu-Irland. Eine plötzlich auffpringende fchwere Böe hatte das ftolze Schiff*) gerade beim Paffieren der engen Nifsel-

*) Ausführlicher hierüber in der „Kölnifchen Zeitung“ (Nr. 192, 13. Juli 1885) „Der Unfall der Glattdeckkorvette „Marie“.

Durchfahrt, in dem ohnehin gefährlichen Fahrwaſſer, auf das Riff getrieben, und nur unter den gröſsten Anſtrengungen gelang es, dasſelbe abzubringen und vom Untergange zu retten. Freilich war es arg beſchädigt, der Hinterſteven und das Ruder geknickt und verbogen. Aber alle die Schäden wurden nach harter zweimonatlicher Arbeit ſoweit repariert, daſs das Schiff die Reiſe nach Sydney fortſetzen konnte, eine Leiſtung unſerer Marine, auf die wir ſtolz ſein dürfen und welche ſeitens der engliſchen die vollſte Anerkennung fand.

Ich hatte Nachricht über das Vorkommen eines reichen Kohlenſchiefers in Port Breton an der Südſpitze von Neu-Irland erhalten und beſchloſs hier vorzuſprechen, um mich von der Wahrheit zu überzeugen, an der ich allerdings ſtarke Zweifel hegte. Aber mir lag die Analyſe dieſes Kohlenſchiefers von einem Profeſſor in Sydney vor, und jedenfalls war die Sache umſomehr der Unterſuchung wert, als es ſich nur um einen kleinen Abſtecher handelte. Wir ſollten alſo den Schauplatz der Thaten des Marquis de Rays oder vielmehr ſeiner ſchwindelhaften Koloniſationsverſuche kennen lernen, da er ſelbſt ja nie dieſes Land der Verheiſsung betrat. Der Herr Reichskommiſſar hatte freilich ernſte Bedenken gegen einen Beſuch jenes Platzes, wo die Hyäne erſt vor kurzem zu ſtrafen verſuchte, denn er fürchtete, wir könnten infolge dieſes Vorfalles von den Eingeborenen überfallen werden. Aber ich kannte die letzteren doch beſſer und wuſste, daſs der Rauch der Samoa genügen würde, ſie ſchleunigſt in die Berge zu jagen. Da war auch wenig Ausſicht den gefürchteten Häuptling »Wallace« zu erwiſchen, deſſen Inhaftnahme für das deutſche Reich wichtig ſein ſollte! Denn wir lebten ja mit Neu-Irland in Krieg, was die wenigſten gewuſst haben werden; hörte ich doch ſelbſt zu erſtenmale von dieſer bedenklichen politiſchen Lage. Aber die Samoa konnte es auch ohne Kanonen mit ganz Neu-Irland aufnehmen, deswegen brauchte ich mir keine Sorge zu machen; ſo dampften wir denn dem Feinde ruhig in den Rachen. Dieſer Teil der Küſte Neu-Irlands iſt womöglich noch weniger verſprechend als die nordweſtliche, welche wir bisher kennen lernten. Nichts als ſteile,

ziemlich hohe Gebirgsrücken, vom Fufse bis zum Scheitel dicht bewaldet, zuweilen etwas unterwafchenes Felsufer, felten fchmaler Sandftrand, nirgends Kokospalmen oder andere Anzeichen menfchlicher Siedelungen, das ift der Charakter diefer Küfte. Port Breton ift um kein Haar beffer und fchlechter als Likelike (Lavinia-Bai), wo ich 1880 die letzten Refte der erften franzöfifchen Expedition antraf. Zwei unbedeutende Einbuchtungen, von Carteret fchon 1767 entdeckt und Irifh- refp. Englifh-Cove benannt, von den Erfindern des »Nouvelle France« aber in »Baie Française« und »Port St. Jofeph« umgetauft, bilden den fogenannten Hafen Breton. Wir gingen nicht ohne Mühe vor Anker, da der Grund fehr unklar ift und ein Schiff kaum Raum zu fchwingen hat, fo dafs es am beften gleich an den Uferbäumen feftlegt. Durch die im Süden vorgelagerte Wallis-Infel (Lombom) wird der Ankerplatz übrigens vollftändig gefchützt.

Auch diefe Infel ift hoch, dichtbewaldet und befteht wie die Küften des Feftlandes aus Korallfels, gehobenem Meeresboden, denn ich bemerkte an den Felswänden, weit höher als der Meeresfpiegel, tote Aufternbänke. Das fah wenig nach Kohlen aus! Von Maragano, »au Roi de Lam-Boum«, kaufte Kapitän Rabardy im Jahre 1882 ganz Neu-Irland, obwohl der Marquis fchon drei Jahre früher 600000 Hektaren diefes Landes in Europa verkauft hatte und dasfelbe fpäter noch einmal in Manilla zu verfilbern verfuchte. Der Preis einer Hektare Landes oder vielmehr Steingerölls war von 5 Francs inzwifchen auf 50 und höher geftiegen. Wir befanden uns alfo in dem berüchtigten Port Breton, der einftigen Hauptftadt Neu-Frankreichs, wo fo viele Vermögen, Gefundheit, ja das Leben eingebüfst hatten. Die Emigranten, welche mit der vierten Expedition 1881 von Barcelona aus hinausgingen, gehörten zu einer ganz anderen Klaffe von Leuten als die der vorhergehenden, die, zum grofsen Teil Abenteurer, fich längft in alle Winde verftreut hatten. Jetzt kamen gut fituierte Leute heraus mit der feften Abficht, unter dem Banner des fouveränen Marquis, für fich und ihre Familien eine neue Heimat zu gründen. Da finden wir unter anderen Herrn Tilmont mit Frau, vier erwachfenen Töchtern und zwei Knaben, der fein Vermögen von 25000 Francs

flüſſig gemacht hatte, wie in gleicher Weiſe die Familie Pitoy und ſoviele andere, die alle hier ein ungeſtörtes und behagliches Daſein zu finden hofften. Vater Pitoy ſtudierte auf der Karte ſtillvergnügt ſein neues Beſitztum von 700 Hektaren. Es ſollte nach ſeiner Heimatsſtadt »Nancy« genannt werden, das kleine kühle Wäſſerchen »Moſelle«! Ach, welche Enttäuſchung für dieſe armen Leute, als ſie nun endlich im gelobten Lande anlangten und ringsumher nichts als ſteile dichtbewaldete Berge erblickten! Da mag manchem das Herz geſunken ſein, ſchon im Gedanken an Frau und Kinder, und für viele ſollten ſich dieſe Befürchtungen nur zu raſch erfüllen. Vater Pitoy fand unter ſeinen ſiebenhundert Hektaren Land nicht einen Daumen breit kulturfähiges, und den übrigen ging es nicht beſſer. Sie waren eben alle in der ſchändlichſten Weiſe betrogen worden, und Kummer und Elend, unterſtützt von Fieber, raffte gar viele dahin, denen es daheim an nichts fehlte. Der brave Pitoy und ſeine Frau ſtarben; ihre drei hilfloſen Waiſen blieben zurück, anderen erging es noch ſchlimmer, und die Feder ſträubt ſich niederzuſchreiben, wie weit ſich durch den Tod ihrer Angehörigen verlaſſene und alleinſtehende Frauensperſonen erniedrigen mußten, nur um das biſchen Leben zu friſten. Und der Mann, welcher alle dieſe Leichtgläubigen verführt und ins Unglück geſtürzt hatte, was wurde ihm dafür? Als die franzöſiſchen Gerichte den Schwindler endlich erwiſchten, verurteilten ſie ihn, nicht zum Galgen oder auf die Galeere, ſondern er kam mit ſieben Jahren Gefängnis davon, das war alles!

Ich ging wohlbewaffnet mit Kapitän Dallmann an Land, um nach dem Kohlenflötz zu forſchen, das hier an einen mir näher bezeichneten Platz zu Tage treten ſollte, aber unſer Forſchen war vergeblich. Die Kohlen, welche jener Analyſe zu Grund lagen, mochten allerdings von hier, aber aus von den Franzoſen zurückgelaſſenen Vorräten ſtammen. Das Flötz ſelbſt exiſtiert ebenſowenig als die famoſe »Mine de cuivre« der Karte von Port Breton, welche im Journal »La Nouvelle France« publiziert wurde, jenem ſchwindelhaften Organ des Marquis, welches durch ſeine pomphaften Ankündigungen ſo viele Opfer auf den Leim lockte. Da iſt neben zahlreichen Bau-

lichkeiten und kultiviertem Terrain eine »Route carrofsable«, ein »Parc à beftiaux« verzeichnet, aber alles exiftierte eben nur auf dem Papiere. Die fahrbare Strafse erwies fich als ein fchmaler Eingeborenenpfad; der Tierpark als ein kleines an der Bachmündung angefchwemmtes Infelchen, auf dem keine Ziege leben konnte und für ein »Plateau à défricher« ift überhaupt nirgends Platz vorhanden. Denn unmittelbar hinter dem kaum ein paar Taufend Schritt breiten Uferfaum fteigen gleich die fteilen Berge empor. Auch das kleine Flüfschen, welches man jetzt überall durchwaten konnte, windet fich bald durch Berge, und nirgends ift eine Spur jenes herrlichen Thales vorhanden, von welchen mir der Kapitän Rabardy, »Gouverneur proviforie« 1881 in Matupi erzählt hatte. Hier waren die Kaffeeplantagen projektiert, zu deren Anlage der »Genil« einige kümmerliche Pflänzchen mitbrachte, während die Waffferkraft des Bächleins, welche der fanguine Franzofe auf 700 Pferdekraft fchätzte, allerlei gewerbliche Anlagen treiben follte. Wie fchnell die gewaltige Fruchtbarkeit der Tropen, felbft in dem fchlechten, mit Koralltrümmergeftein befäten Boden von Port Breton, die Spuren des Menfchen verwifcht! Kaum mehr als zwei und ein halbes Jahr waren verfloffen, und nur mit Mühe liefsen fich einzelne Rudera der früheren Herrlichkeit entdecken. Niemand würde geglaubt haben, dafs hier einmal eine Anfiedelung von ein paar Hundert Weifsen beftand. Von der »Débarcadère« waren noch einige Pfähle vorhanden, fonft fanden wir nichts als etliche Bretter, Scherben, eine eiferne Trommel und die Sohle nebft Abfatz eines einft eleganten Damenfchuhs, den ich zum Andenken mitnahm. Welcher reizenden Franzöfin mochte er angehört haben? Und welche Leidensgefchichte würde er erzählen können? Vielleicht ruhte die Trägerin auf dem Kirchhofe, von dem fich keine Spuren mehr erkennen liefsen, da auch hier die üppige Vegetation der Tropen alles überwuchert hatte. Keine Tafel, kein Stein mit einem Kreuz bezeichnet mehr die Stelle, wo fo viele brave Leute, fern von der Heimat, in Trübfal, Hunger und Elend ein frühes Grab fanden, verdorben und vergeffen wie Port Breton, deffen traurige Gefchichte für viele neu und nicht unintereffant gewefen fein dürfte.

Wir hatten bei unſerer Landtour nur Fuſsſpuren der Eingeborenen und eine kleine Taroplantage geſehen; als wir aber durch die Straſse von Lombon dampften, ruderte ein Kanu eilig von der Inſel nach dem Feſtlande, wo ſich bald eine Anzahl Bewaffneter verſammelten. Da wurden gewiſs alle Vorkehrungen zu einem warmen Empfange getroffen und das Deck gefechtsklar gemacht? Ja, natürlich! Ich bewaffnete mich mit einem langen Fetzen roten Zeuges und rief ſo kräftig, als es meine Lungen erlaubten, nach Marango, dem Könige von Lombon, und dem gefürchteten Häuptling Wallace. Sie hüteten ſich wohl der freundlichen Einladung zu folgen und beſchränkten ſich darauf, aufser Schufsweite mit ihren Speeren und Keulen zu fuchteln. Eine Kugel aus einem Winchefter würde die Geſellſchaft ſchnell auseinandergebracht haben. Aber vor mir waren ſie ſicher, ich habe niemals auf Eingeborene geſchoſſen. Ja, ich würde auch den braven Wallace gut behandelt, ihm vielleicht ein Stück Tabak und dergleichen gegeben und geſagt haben: »Wallace dear! you no kill white men! bye and bye me make you all ſame« d. h. töte keinen Weiſsen, ſonſt machen wir es ſo: Pantomime des Aufhängens! Von dem durch die »Hyäne« zerſtörten Dorfe ſahen wir übrigens kaum eine Spur mehr, dagegen fanden wir die Übelthäter der Mioko luſtig in dem nahen Port Praslin angeſiedelt, ſie gaben aber gleich Ferſengeld. In ſolchen Lokalitäten vermag freilich kein Kriegsſchiff etwas auszurichten, ja es kann ſelbſt für Bewaffnete gefährlich werden, den Eingeborenen in das Dickicht dieſer Berge zu folgen, in denen ſich nur der Sohn der Wildnis behend zu bewegen weiſs. Mit Strafexpeditionen hat es daher ſeine Schwierigkeiten; ſie verlaufen meiſt wie vor 300 Jahren, als Don Pedro Sarmiento, der General von Mendana, die Eingeborenen der Salomons züchtigen wollte. Schon damals flüchteten ſie unerreichbar in das Dickicht, und der General muſste ſich, wie dies noch heute geſchieht, mit Abbrennen und Vernichten der Siedelungen begnügen.

Von Kap St. George, der Südſpitze Neu-Irlands, ſuchten wir einen ſüdlichen Kurs zunächſt nach der Gruppe Kirvirai oder dem Trobriand der Karten, da ich den öſtlichen Teil des Engliſchen Gebie-

tes kennen lernen wollte, über welches wir nur durch Kapitän Moresby unterrichtet waren. Ihm ift (1873—74) die Aufnahme der Küfte von Heath-Infel bis Huon-Golf, in der Luftlinie auf eine Strecke von 340 Meilen, zu verdanken, die bis dahin nur an ein paar Punkten von d'Entrecasteaux (1793) und Simpfon (1872) gefichtet wurde. Durch Moresby erfuhren wir zuerft, dafs nicht Südkap das äufserfte Ende Neu-Guineas ift, fondern dafs die Oftfpitze eine ganz andere Konfiguration hat, wie fich am beften aus einer Vergleichung feiner Karte mit den früheren ergiebt. In der That, wohl keine Expedition hat foviel zur befferen Kenntnis von Neu-Guinea beigetragen, als die des »Bafilisk« unter Kapitän (jetzt Admiral) Moresby und feiner trefflichen Offiziere.

Wir werden im folgenden den gröfsten Teil diefes Gebietes kennen lernen, wohin ich drei verfchiedene Reifen mit der Samoa unternahm, die nicht allein dem blofsen Befuche bei unferen Nachbarn, fondern auch anderen, wichtigeren Zwecken galten, denn damals hatte England fein Protektorat nur bis Oftkap erklärt. Um Wiederholungen zu vermeiden, gebe ich die Erlebniffe diefer verfchiedenen Reifen hier vereint.

I. Trobriand.

Kartographifche Unkenntnis. — Längs der Weftküfte. — Eingeborene. — Eigentümlichkeiten derfelben. — Haififchfang. — „Kaikai". — Riefen-Yams. — Kanus. — Lagrandiere. — Otto Riff. — Lusancay-Lagune.

Schon in der Frühe des zweiten Tages feit unferer Abreife von Port Breton wurde Land gefichtet, dichtbewaldete, niedrige Infeln wie lange Waldftreifen, über welche die Karte nur fehr ungenügend Auskunft gab. Denn fo wie Trobriand vor faft 100 Jahren von d'Entrecasteaux auf der Karte eingetragen wurde, fo findet es fich heute noch verzeichnet, d. h. nur punktiert. Und doch ift die Hauptinfel Trobriand nicht unbedeutend, denn ihre Länge beträgt 20 bis 25

Meilen. Wir gingen an der Weſtſeite herab, an welcher ein guter Ankerplatz ſein ſoll, konnten denſelben aber nicht finden, weil der Kapitän noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder in freiem Fahrwaſſer ſein wollte, da es an Riffen hierherum eben nicht mangelt. Der Grund weshalb dieſe ſchöne Inſel den weiſsen Mann bisher nicht reizte, war angeſichts derſelben ſehr leicht zu begreifen und beſteht in dem Mangel von Kokospalmen. In der That erblickten wir auch nicht eine Palme, obwohl ſolche gewiſs vorkommen; nichts als dichter Urwald ſäumte gleich einem Gürtel ununterbrochen das Ufer, welches zuweilen aus kahlem Fels, ſeltener aus Sandſtrand beſteht. Aber hinter dieſem Urwaldsgürtel befindet ſich ausgedehntes, fruchtbares Land, in welchem die Eingeborenen ausgezeichneten Yams zeitigen, jenes ſtärkemehlhaltige Knollengewächs, welches in dieſem Teile der Tropen die Kartoffel erſetzt. Trobriand wird daher zuweilen von kleinen Handelsfahrzeugen beſucht, die hier in der günſtigen Jahreszeit in wenigen Tagen eine ganze Ladung einhandeln können, wie mir aus meinen früheren Erfahrungen von Neu-Britannien her wohlbekannt war.

Wir hatten uns der Nordweſtſpitze der Inſel kaum genähert, als ſich ſchon Kanus mit Eingeborenen zeigten, die trotz der Brandung und dem hohen Seegang abkamen und nicht lange darauf den Dampfer umlagerten. Das waren gar eigentümliche Geſellen, die dem Anthropologen Kopfzerbrechen machen konnten. Nach dem vorherrſchend ſchlichten Haar muſste man ſie als Ozeanier anſprechen, aber es gab auch Individuen mit melaneſiſchen Wollköpfen, ja Haarwolken, und man zieht ſich am beſten aus dieſer verzwickten Frage heraus, wenn man die Trobriander für eine Miſchlingsraſſe erklärt. Dafür ſprach auch die erhebliche individuelle Verſchiedenheit in der Phyſiognomie, wenn auch hier ozeaniſcher Typus vorzuherrſchen ſchien. Die Leute waren übrigens nicht dunkler als z. B. die Gilberts-Inſulaner, aber ſo helle Papuas findet man überall.

Sie trugen in eigentümlicher Weiſe ein breites Stück Pandanusblatt zwiſchen den Schenkeln durchgezogen, das wulſtartig in einem dicken Leibſtrick befeſtigt war. Vielen genügte indes hinter- und

vorderſeits ein Blatt in dem letzteren befeſtigt als Bekleidung. Der übrige Körperſchmuck war gleich Null: Halsſtrickchen, geflochtene Armbänder, hie und da ein Reif aus Schildpatt im Septum. Es gab demnach wenig einzuhandeln, dieſes Wenige war aber ſehr intereſſant. So runde, flache Holzſchüſſeln mit eingravierter Randverzierung, desgleichen Waſſerſchöpfer, kugelrunde Kalkkalebaſſen in äuſserſt ſchwungvollen, eingebrannten Muſtern ornamentiert, beſonders ſchöne Fiſchnetze und hölzerne Schilde in ganz eigentümlicher Form und kunſtvoller Bemalung, wie ſie Fig. 2 Taf. XII des Ethnologiſchen Atlas zeigt. An Waffen beſaſsen die Inſulaner aufserdem nur noch Speere, zum Teil mit Schnitzerei verziert, ſowie kurze, ſchwertartige Handkeulen (ganz wie Atl. XI, 4), darunter Exemplare aus Ebenholz, das auf Trobriand vorkommen ſoll. An den Schilden konnte man ſehen, daſs auch dieſe friedlichen Inſelbewohner nicht immer in Frieden leben, denn in dem einen zählte ich nicht weniger als elf abgebrochene Speerſpitzen. Eine Menge Gegenſtände (z. B. die ſchönen Kalkkalebaſſen) werden jedoch von Woodlarck-Inſel eingetauſcht, deren Bewohner mit ihren groſsen, ſeetüchtigen Kanus weite Handelsreiſen unternehmen. Fiſcherei ſcheint übrigens ein Haupterwerb von Trobriand und namentlich der Fang von Haifiſchen betrieben zu werden. Dafür ſprachen die groſsen, an anderthalb Fuſs langen hölzernen Haken (T. IX, 9), welche die Eingeborenen nur ſehr ungern weggaben. Man konnte an dieſen Haken deutlich die Spuren der Zähne ſehen, welche die Seeungeheuer zurückgelaſſen hatten, und die Eingeborenen wuſsten in ſehr draſtiſcher Weiſe pantomimiſch die vergeblichen Anſtrengungen des gefangenen Hai darzuſtellen, bis er endlich erſchlagen wird. Zum Anlocken des Hais bedient man ſich beſonderer Raſſeln, die aus einem hölzernen Reif beſtehen, an welchem eine Anzahl halbdurchſchnittener Kokosnuſsſchalen befeſtigt ſind, wie ich dieſelben ſchon aus Neu-Britannien kannte.

Unſere eiſernen Angelhaken, ſelbſt die groſsen mit Kette verſehenen Haifiſchhaken, machten übrigens keinerlei Eindruck auf die Eingeborenen, die nach ihrer Methode jedenfalls beſſere Erfolge erzielen. Werfen doch ſelbſt Europäer, welche lange in der Südſee

leben, unſere Fiſchhaken beiſeite und bedienen ſich der der Eingeborenen.

Man konnte übrigens nicht bemerken, daſs viele Schiffe hier vorſprechen, da die Eingeborenen weder Glasperlen noch ſonſt etwas von europäiſchen Erzeugniſſen beſaſsen und ſelbſt Rauchtabak nicht kannten und verlangten. Ihr ganzer engliſcher Sprachſchatz beſtand in den Wörtern: Tomihawk (Beil), knife (Meſſer) und beads (Perlen). Aber was ſie hauptſächlich verlangten, war »Toke«, d. h. Hobeleiſen oder Flacheiſen, die ihnen lieber waren als Beile. Aus Glasperlen machten ſie ſich nichts, ebenſowenig aus Zeug, und Spiegel flöſsten ihnen Furcht ein. Auch das Wort »Yams« kannten ſie und »kaikai«! Wie mich das anheimelte! Es iſt dies ein aus Oſtpolyneſien ſtammendes Wort, das ſich durch Schiffsverkehr bis Neu-Britannien verbreitet hat, und der erſte Ausdruck, welchen der Kanaker im Verkehr mit Weiſsen oder umgekehrt, lernt, denn es bedeutet »eſſen«! Wie oft hatte ich dieſes »kaikai« gehört! Dort ſuchen z. B. Weiber häſsliche, ſchwarze Sumpfſchnecken; man fragt wozu: »kaikai«; hier bringt ein Junge einen widerlichen Tintenfiſch und ſagt vergnügt »kaikai«, ein anderer ſtreichelt eine Buſchratte mit »kaikai«, unter »kaikai« werden groſse Käferlarven aus mulmigem Holz ausgegraben, und als ich mich einſt in Neu-Irland nach einem Menſchenſchädel erkundigte, der an einem Baumaſte hing, riefen alle ſchmunzelnd »kaikai«! Ja, dieſes »kaikai« iſt charakteriſtiſch, aber in Neu-Guinea nicht bekannt.

Von Yams brachten die Leute übrigens eine Menge an, darunter wahre Rieſenexemplare von 12 bis 17 Pfund Schwere und faſt ſechs Fuſs Länge. Danach zu urteilen, muſs die Inſel äuſserſt fruchtbaren Boden beſitzen. Auch Pandanus und Bündel groſser Bananen wurden zum Kauf angeboten, aber keine Kokosnüſſe, obwohl dieſelben vorkommen, wie die Waſſergefäſse und Körbe zeigten. Intereſſant für den Ornithologen waren lebende Exemplare des grünen Papageis (Eclectus polychlorus) und einer eigenen kleinen Kakaduart mit gelber Haube (Cacatua Trobriandi, Finſch).

Jedenfalls iſt die Inſel bisher von Werbeſchiffen verſchont geblieben, denn die Eingeborenen kamen ohne Scheu an Bord, wenn

auch mit Widerſtreben in die Kajüte. Aber man mufste vor ihren Fingern auf der Hut ſein, wie ich erſt bemerkte, als ich denſelben Waſſerſchöpfer zum zweitenmale kaufte. Ja, Diebsgelüſte ſcheint einmal in der ganzen Menſchheit zu ſtecken. Die Leute waren zwar recht laut und lärmend, wozu ein eigentümliches Bellen als Zeichen der Verwunderung nicht wenig beitrug, aber durchaus harmlos. In der Begrüfsung zeigten ſie ſich zu meiner Überraſchung als »Naſenreiber«, was wiederum für Polyneſien ſpricht, ethnologiſch zwar ſehr intereſſant, aber in der Praxis nicht gerade ganz angenehm iſt. Ich ſpielte daher lieber den Dummen, denn ich wufste aus Erfahrung, dafs die Sache kein Ende nimmt, wenn man erſt mit einem auf dieſe Weiſe Brüderſchaft gemacht hat.

Zu den ethnologiſchen Eigentümlichkeiten gehörte übrigens auch die beſondere Bauart der Kanus, ſowie die Form der Ruder, im übrigen ſtimmten die meiſten Gegenſtände, auch die Bekleidung mit denen überein, wie wir ſie in den d'Entrecasteaux und an der Oſtſpitze Neu-Guineas kennen lernten. Jedenfalls wird Trobriand von Normanby, Welle und Woodlark-Inſel aus beſucht, da die Trobriander wohl ſelbſt keine Handelsreiſen unternehmen. Schon ihre Kanus ohne Segelgeſchirr ſind für gröfsere Seefahrten ungeeignet. Einige derſelben waren an den Schnäbeln mit Schnitzerei verziert, wovon der Atlas (T. VII 6) eine Probe giebt. Das Wort »Kirvirai«, wie bei den Eingeborenen die Inſel heifsen ſoll, kannte übrigens keiner, und ich habe den Namen derſelben überhaupt nicht erfahren können, denn Kebole oder Kaibol bezeichnete offenbar nur das Heimatsdorf der Leute in den Kanus.

Wir gingen um Kap Denis an der Oſtſeite von Trobriand herab, die aus Steilufer beſteht und für Schiffe unzugänglich ſcheint, wie Lagrandiere, das nur durch eine ſchmale Straſse von der erſteren Inſel getrennt wie eine Fortſetzung derſelben erſcheint und genau denſelben Charakter zeigt. Wir wollten von hier einen weſtlichen Kurs nach der Küſte von Neu-Guinea ſteuern, fanden aber unſeren Weg durch ein Riff vorgeſchrieben, dem wir über 30 Meilen bis faſt zu den Amphlett-Inſeln in ſüdlicher Richtung folgten, und welches

unſere Navigateure Otto-Riff tauften. Es bildet die Südoſtgrenze der Lusancay-Lagune, nach Findlay der gröſsten der Welt, die ſich über drei Längen- und ein und ein viertel Breitengrad erſtreckt. Dieſes Riff iſt bis heute noch ebenſo unbekannt geblieben als die nördliche Grenze der Lagune, das Lusancay-Riff, welches die Karten nur nach den flüchtigen Aufnahmen von d'Entrecasteaux (1793) wiedergeben.

II. d'Entrecasteaux-Inſeln.

Ungenügende Kenntnis. — Welle-Inſel. — Nordküſte von Normanby. — Weihnachtsbucht. — Unſere Weihnachtsfeier. — Scheu der Eingeborenen. — Verfall der Steinzeit. — Eigentümliche ethnologiſche Provinz. — Ausgezeichnete Fahrzeuge. — Bekleidungsmatten. — Spondylus-Muſchelplättchen. — Liebenswürdigkeit der Eingeborenen. — Urgeſtein. — Hausbau. — Auf totem Riff. — Oſtküſte von Normanby. — Koloſſale Kokosnüſſe. — Gutheil-Bucht. — Friedliche Eingeborene. — Kap Ventenat. — Göſchen-Straſse. — Weſtküſte von Normanby — Dawſon-Straſse. — Exkurſion. — Goulvain oder Ulebubu. — Eingeborene — ſind Kannibalen — Oſtſpitze von Ferguſſon. — Beſuch eines Dorfes. — Muſterplantage. — Manucodia Comrii. — Südküſte von Ferguſſon. — Herrliches Kulturland — Kap Mourilyan. — Blick auf Goodenough.

Wir hatten den an 6000 Fuſs hohen Berg Kilkerran auf Ferguſſon-Inſel ſchon von Trobriand aus geſehen, und jetzt entfalteten ſich die maleriſchen Gebirge der d'Entrecasteaux-Inſeln immer deutlicher vor unſeren Augen.

Die nach ihrem Entdecker benannte Gruppe wurde von dieſem (1793) nur geſichtet und erſt 80 Jahre ſpäter durch Moresby genauer aufgenommen. Durch ihn erhielten wir zuerſt Nachweis über die richtige Lage der drei Hauptinſeln: Normanby, Ferguſſon und Goodenough, die alle von vulkaniſcher Formation und vorherrſchend gebirgig ſind. Moresby hat uns übrigens nur mit der Weſtküſte bekannt gemacht, und die öſtliche iſt bis heute nur ſehr unvollkommen aufgenommen. Der Naturalienſammler Andrew Goldie beſuchte 1882 von Port Moresby in ſeinem kleinen Schuner Alice Mead die Weſtſeite von Normanby und Ferguſſon, hat aber über dieſe

interessante Fahrt, wie seine vielen Reisen in Neu-Guinea überhaupt, wenig publiziert. Und was Moresby mitteilt ist auch nur sehr gering, so dass die nachfolgenden Blätter umsomehr von Interesse sein dürften, als sie einige bisher nicht besuchte Lokalitäten besprechen.

Wir dampften längs der Ostseite von Welle, einer langen, dichtbewaldeten, niedrigen Insel, mit wenigen grünen Hügeln, und sahen die tiefe Bai vor uns, welche von der knieförmigen Einbuchtung der Nordseite von Normanby gebildet wird, wo wir einen Ankerplatz zu finden hofften. Und wir fanden ihn. In einer hübschen, malerisch von Bergen umschlossenen Bucht, mit dicht von Kokospalmen bestandenem Ufer, unter denen freundliche Häuser hervorguckten, ging die Samoa zu Anker, gerade am Weihnachtstage, dem zu Ehren wir dieselbe Weihnachtsbucht benannten. War es doch der Tag, an welchem daheim sich Millionen anschickten, das liebe Christfest zu feiern. Uns war kein Weihnachtsbaum beschieden, keine Feier bereitet. Und dennoch als die Sonne hinter den Bergen verschwand, als die eigentümlichen grünlichen, bläulichen und rötlichen Tinten des Zodiakallichtes allmählich in das tiefe Schwarz der Nacht verflossen, da begann auch unsere heilige Nacht. Das Firmament hatte seine Millionen Lichterchen angezündet, Sterne nnd Sternchen flimmerten; vor allem bemerkbar der Orion und der liebe Gefährte der südlichen Nacht, das südliche Kreuz. Kein feierlicher Glockenton rief zur Mette; nur das Zirpen der Cikaden, das rauhe Gequiek fliegender Hunde und andere Tierstimmen tönten vom Ufer herüber, bekannte Laute, die unsere Gedanken nicht abzulenken vermochten. Wo dieselben weilten? Das ist wohl unschwer zu erraten. Weit, weit weg vom südlichen Kreuz, von den Kokospalmen, vom Gekreisch der fliegenden Hunde, da, wo man an diesem Abende in trautem Kreise am warmen Ofen sitzt und sich des lieben Christfestes freut, während draussen die Schneeflocken herabwirbeln. Dort weilte jeder mit seinen Gedanken still für sich, — und als die letzte Pfeife verglommen, suchte jeder das Lager und versuchte auszuruhen von den Mühen und der Hitze des Tages. Das war unser Christfest in den Tropen! Für uns gab es keine Feier, kein Feiern! — Aber die

Mannſchaft durfte ſich etwas anthun, und wohl zum erſtenmale hörten die alten Kokospalmen und die ſcheuen Eingeborenen aus kräftigen deutſchen Kehlen die »Wacht am Rhein« und »Stille Nacht! Heilige Nacht«! Eine gar wunderſame heilige Nacht, eine Tropennacht!

Die Eingeborenen zeigte ſich anfangs ſehr ſcheu, kein Kanu kam längsſeit, wie dies ſonſt gewöhnlich zu geſchehen pflegt, und als ich zum erſtenmale an Land ging, fand ich die Häuſer verlaſſen. Die Leute waren geflüchtet, da ſie uns wahrſcheinlich für Werber hielten, die offenbar hier gehauſt hatten. Das ließ ſich an den vielen europäiſchen Erzeugniſſen erkennen, welche die Eingeborenen beſaſsen, als ſie nach und nach in Verkehr mit uns traten. Obwohl ſie kein Wort Engliſch verſtanden, fand doch Tabak, und was merkwürdiger war, auch Thonpfeifen und Spiegel Nachfrage. Eiſen war weniger begehrt, denn jeder Mann, ja ſelbſt der Knabe beſaſs eine Axt; auch zwölfzöllige Meſſer kannte man bereits. Mit der guten alten Steinzeit war es daher vorbei und dieſe Eingeborenen bereits in dem Civiliſationsſtadium von Bandeiſen. Mit ſolchen ſtatt der früheren Steinklingen waren dieſe Äxte (Ira) bewehrt und zwar in einer eigentümlichen Weiſe, die für ganz Oſt-Neu-Guinea charakteriſtiſch wird. Die Schärfe der Klinge ſteht nämlich nicht quer zu dem Stiele, wie ſonſt (vergl. S. 63), ſondern in gleicher Flucht mit dem letzteren. Die Abbildung des Atlas (T. I, 8) zeigt eine ſolche Axt. Der hölzerne mit Schnitzerei verzierte Stiel ſtammt noch aus der Steinzeit, die hier vielleicht noch wenige Jahre vorher regierte. Aber man ſah, daſs ſolche Arbeiten ſchon rar wurden, denn ſobald Eingeborene erſt Eiſen haben, iſt es mit ihrer Kunſtfertigkeit zu Ende, ſtatt geſchickter und fleiſsiger werden ſie ungeſchickt und faul, das iſt eine Thatſache, die ſich überall wiederholt, und die mich weiter nicht verwunderte. Von guten Sachen konnte ich nur noch Reſte ſammeln, welche von der bewundernswerten Kunſtfertigkeit der Eingeborenen Zeugnis ablegten. Hervorragend ſind die ſchwungvollen Muſter der eingravierten Verzierungen an Holzgeräten, die meiſt aus eleganten Schnörkeln beſtehen und für ganz Südoſt-Neu-Guinea charakteriſtiſch werden. In der That bilden die d'Entrecasteaux,

mit Trobriand, der Oſtſpitze Neu-Guineas und dem vorgelagerten Archipel bis Teſte-Inſel hin, wahrſcheinlich auch die Louiſiade mit einbegriffen, eine eigene ethnologiſche Provinz, die ſich durch manche Eigentümlichkeiten auszeichnet. Dahin gehört die beſondere Ornamentik, von der die Abbildungen des Atlas (III, 4, XI, 4, 5) Proben geben, welche ſich ſelbſt bei kleinen Gegenſtänden (wie z. B. T. V. 2, 3) wiederholt, die Befeſtigung der Steinbeilklingen, das Verwenden von roten Muſchelplättchen (Spondylus) zu Schmuck, die hohe Entwickelung in der Baukunſt von Fahrzeugen und — vorgreifend, die weniger angenehme Sitte — der Kannibalismus!

Was die Fahrzeuge anbetrifft, ſo erheben ſich dieſelben weit über die bisher geſehenen und übertreffen ſelbſt die berühmten ſeetüchtigen Kanus, wie ſie früher in den Marſhall-Inſeln gemacht wurden, mit denen ſie aber nichts gemein haben. Zwar beſteht auch bei den hieſigen Kanus der Kiel aus einem mächtigen, ausgehöhltem Baumſtamme, aber an demſelben ſind halbrunde Querhölzer als Rippen und an dieſe klinkerförmige Seitenbretter befeſtigt (wie dies der Querſchnitt Atl. VI, F. 3 zeigt). Dadurch wird das Fahrzeug eben viel weiter und erinnert mehr an ein Schiffsboot nach europäiſchem Muſter als an ein gewöhnliches Kanu (wie z. B. Fig. 1 von Bongu). Die Seitenborde ſind an Stern und Bug mit einem ſenkrechten Brett verbunden, das häufig mit Schnitzwerk verziert iſt. Alle Teile des Fahrzeuges ſind zuſammengebunden und die Verbindungsſtellen mit einem Kitte verſchmiert; doch muſs, wie bei allen Kanus, fleiſsig geſchöpft werden. Sehr eigentümlich und charakteriſtiſch erſcheint das Auslegergeſchirr. Der Auslegerbalken, faſt ſo lang als das Fahrzeug ſelbſt, iſt ungeheuer dick und ſo groſs, daſs ſich aus ihm allein ein gewöhnliches Baumſtamm-Kanu zimmern lieſse. Dieſer Balancier iſt durch 10 Querſtangen, mittelſt eingeſchlagener doppelter Stützen, (vergl. VI. 4) mit dem Kanu verbunden, aber ungewöhnlich nahe, wie wir dies zuerſt in Trobriand ſahen. Die Entfernung zwiſchen Kanu und Balancier beträgt nämlich nur einen Meter, und da die Querſtangen dicht mit Stäben belegt ſind, ſo wird dadurch an einer Längsſeite des Kanus eine Plattform gebildet. Die Spitze des Kiels

ragt an beiden Seiten wenig vor und iſt je mit dem Querbrett an Bug und Stern durch ein ſenkrechtes Längsbrett verbunden, das mit, oft durchbrochen gearbeiteter, Schnitzerei verziert iſt (Taf. VII, 7). Auſserdem ſind an den Spitzen Ovulamuſcheln, Faſerbüſchel von Pandanusblatt und dergleichen angebracht, auch die Seitenborde häufig mit Malerei geſchmückt (z. B. rot und ſchwarze Fiſche T. VII. 8). Dieſe Kanus führen ein ſehr groſses, oblonges Segel (VIII. 8) aus Mattengeflecht und laufen ſehr ſchnell vor dem Winde. Sie ſind bis 20 Meter lang, alſo ſehr reſpektable Fahrzeuge, und dienen für Handelsfahrten und Kriegszüge, da ſie eine groſse Anzahl Menſchen transportieren können.

Kanu von der Weihnachtsbucht.

Die Bewohner der Weihnachtsbucht beſaſsen übrigens nur ſehr kleine Kanus, wahre Einſpänner, denn ſie vermögen nur einen Erwachſenen zu tragen, wie dies unſere Abbildung zeigt. Ein ſolches Kanu iſt aber auch nur drei Meter lang, übrigens eine ſehr geſchickte Arbeit, von welcher ein von mir mitgebrachtes Stück das Berliner Muſeum ziert.

Die Bekleidung der Männer erregte ebenfalls als neu mein Intereſſe. Sie beſtand, ſtatt aus der ſonſt üblichen Tapa (Baumrinde), aus einer Matte von Pandanusblatt (Gigi), die um die Lenden geſchlagen wird und von weitem ganz wie eine Badehoſe kleidet. Dieſe Matten ſind zuſammengenäht und zuweilen in hübſchen Muſtern marmoriert, die durch Eindrücke in das noch grüne Blatt hervorgebracht werden

und ſehr elegant ausſehen. Auch dieſe Bekleidungsmatten (T. XVI. 6) gehören zu den Charakterſtücken der genannten ethnologiſchen Provinz.

Schmuck war, wie gewöhnlich, nur wenig zu ſehen, darunter aber Halsketten aus den erwähnten roten Muſchelplättchen, die auch als Ohr- und Naſenſchmuck, wie ſonſt vielfach, Verwendung finden. Dieſe Muſchelſcheibchen ſind flach, rund, durchbohrt, etwa ſo groſs als ein Chemiſettknopf und ſchon des Materials wegen wertvoll. Die Spondylusmuſchel, eine Klappmuſchel, lebt nämlich nur in tieferem Waſſer und iſt, da ſie mit der unteren Schale obendrein am Geſtein feſtſitzt, nicht ſo leicht zu erlangen. Es verdient Beachtung, daſs an der ganzen Nordoſtküſte Neu-Guineas, wie im Bismarck-Archipel, Spondylusſchmuck nicht benutzt wird, dagegen erſt wieder in Mikroneſien, in den Marſhalls und Karolinen, eine hervorragende Rolle ſpielt. Unter den prähiſtoriſchen Reſten, welche ich in den Ruinen auf Nanmatal auf Ponapé ausgrub, fand ich eine Menge ſolcher Muſchelſchalen. Die gegenwärtigen Bewohner Ponapés pflegten ſich mit den Überbleibſeln des Kunſtfleiſſes ihrer Vorfahren zu ſchmücken, da ſie die Anfertigung bereits verlernt hatten. Spondylusſcheibchen haben an der ganzen Südoſtküſte von Neu-Guinea Wert und bilden überall ein geſchätztes Tauſchmittel. Noch ein anderes, welches mir ebenfalls von dort bekannt war, fand ich in Weihnachtsbucht, nämlich Armringe aus dem Querſchnitt einer groſsen Kegelſchnecke (Conus millepunctatus), die unter die Koſtbarkeiten der Papuas zählen. In Port Moresby wird ein ſolches Armband, Toia genannt, gleich 350 Pfund Sago gerechnet. Zirkelrunde Eberhauer (T. XXI 2), bekanntlich der koſtbarſte Schmuck, welche früher in den d'Entrecasteaux häufig waren, gab es nicht mehr.

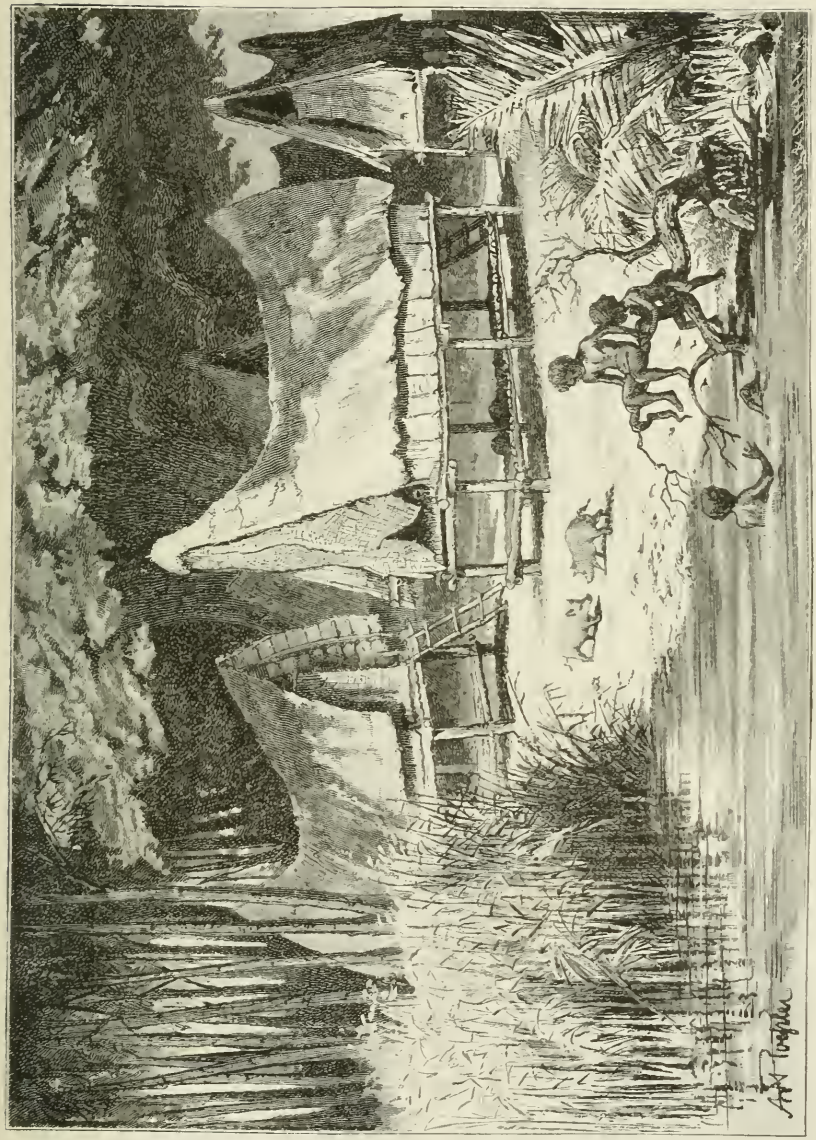
Die äuſsere Erſcheinung der Papuas von Weihnachtsbucht war keine vorteilhafte, zumal Schuppenkrankheit (Ichthyosis) unter ihnen ſehr florierte. Im ganzen erſchienen ſie klein und ſchwächlich; am meiſten die Weiber, unter denen es wenig paſſable Geſichter gab, deſto niedlicher waren aber, wie immer, die Kinder. Die Männer trugen das Haar meiſt in eine Wolke aufgebauſcht; im Nacken aber

mit Vorliebe verfilzte Haarzotteln, in langen Strängen bis in den Nacken herabhängend, die an der ganzen Oſtſpitze beliebt ſind (vergl. Abbildung eines Mannes von Teſte-Inſel Nr. 60), übrigens auch in Aſtrolabe-Bai vorkommen (vergl. S. 39). Neben kräuslichem und lockigem Haar beobachtete ich hier auch durchaus ſchlichtes und natürlich fuchsrotes, wie wir es in Europa kennen, eine Färbung, welche ich bisher bei Papuas nicht geſehen hatte.

Nachdem die Eingeborenen ihre erſte Furcht überwunden und unſere friedlichen Abſichten begriffen, wurden ſie bald zutraulich und zeigten ſich als die liebenswürdigſten Menſchen. Bei unſeren Ausflügen waren wir ſtets von einer Anzahl Freiwilliger begleitet, die ſich unſerer in einer Weiſe annahmen, wie ich dieſelbe bisher nicht kennen gelernt hatte. Unſere Führer ſuchten jedes Hindernis zu beſeitigen, indem ſie im Wege ſtehende Äſte wegbogen oder abhackten und uns bei jeder beſchwerlichen Stelle zeigten, wo wir den Fuſs hinſetzen ſollten; in der That eine Aufmerkſamkeit, die dem civiliſierteſten Menſchen Ehre gemacht haben würde. Und da wird noch von Wilden geſprochen und geſchrieben!

Obwohl das Ufer überall Korallformation verriet, ſo beſtanden die ſteilen Berge doch aus Urgeſtein, und zwar einem quarzreichen Glimmerſchiefer, der mehr als anderwärts für das Vorkommen von Gold zu ſprechen ſchien. Aber leider hatten da Katzen geſeſſen; ich fand nur »Katzengold«! Wie im Ufervorland fehlte es auch in den Bergen nicht an gutgepflegten Plantagen, die mit Vorliebe an den ſteilſten Abhängen angelegt werden, wie wir dies ſpäter überall an der Südoſtſpitze fanden. Neben Landbau wird, wie faſt allenthalben, Fiſchfang betrieben, wie die ſchönen Netze zeigten. Die hölzernen Schwimmer derſelben waren zuweilen mit Schnitzwerk verſehen (vergl. Atlas IX, 2), aber noch von früher her, denn jetzt erfüllten gewöhnliche Holzſtückchen den Zweck. Von Waffen ſah ich nur Speere (Gita) und kurze hölzerne Handkeulen (Atlas T. XI, 4, 5); auch kennt man die Schleuder. Pfeil und Bogen, ſowie Schilde ſind unbekannt.

Die Siedelung in der Weihnachtsbucht war übrigens keine groſse, aber die Häuſer zeigten eigentümliche Bauart, wie die Abbildung am



Häuser in der Weihnachtsbucht.

beſten veranſchaulicht. Die Häuſer ſind alle klein und zeichnen ſich durch Schmalheit, wie die ſattelförmige Einbiegung der Dachfirſte aus. Gewöhnlich iſt die ganze Vorderſeite offen und wird mit Matten verhangen. Schnitzerei fand ſich an den Häuſern nicht. Bei den Häuſern konnte man auch die Grabſtätten erkennen, einige Schieferplatten mit bunten Blattpflanzen (Crotons) umgeben. In den Äſten eines ſehr groſsen, an vier Fuſs hohen Croton bemerkte ich eine ſonderbare Röhre aus den Blattſcheiden der Sagopalme, die ich natürlich unterſuchen muſste, obwohl die Eingeborenen ſehr dagegen waren. Sie enthielt ſechs Schädel, wohl von Anverwandten, da ſie nicht verkauft wurden. Hunde und Schweine gab es nur ſpärlich. Die erſteren unterſchieden ſich von der vorher (S. 53) beſchriebenen Raſſe durch geringere Gröſse und erinnerten an unſere Terriers; auch hatte man den Tieren Ohren und Schwanz abgeſchnitten und dadurch ihre Schönheit eben nicht erhöht.

Die Wünſche unſerer neuen Freunde auf Verlängerung unſeres Beſuches wären, ſehr gegen unſeren Willen, bald erfüllt worden, denn die Samoa befand ſich plötzlich auf totem Riff, das dem Seefahrer kein Warnungszeichen durch Brandung giebt. Unter dem Kiele zeigte ſich der mit grünlichen, bräunlichen und weiſslichen Korallen wie gepflaſterte Meeresboden, ein zwar ſehr intereſſanter aber unheimlicher Anblick, auf den man gern verzichtet. Es ſind die ſogenannten Pilzkorallen (mushroom-corals) der engliſchen Seefahrer, die aus Tiefen von 20 bis 30 Faden bis nahe unter den Waſſerſpiegel wachſen. Wenige Zoll können da unter Umſtänden für das Wohl oder Wehe des Schiffes entſcheidend werden, und jeder atmete freier auf, als die trügeriſchen Gebilde wieder verſchwunden waren. Die Ausſicht, möglicherweiſe in der Weihnachtsbucht bei Kokosnüſſen und dergl. tropiſcher Verpflegung auch Oſtern feiern zu müſſen, hatte durchaus nichts Verlockendes. Selbſt bei der gröſsten Vorſicht iſt in jenen Gewäſſern die Möglichkeit des Feſtſitzens vorhanden, und auch die Samoa entging nur mit knapper Not dieſer Gefahr, indem ſie ein paarmal das Riff ſtreifte. Dabei kamen Kapitän Dallmann und ſein erſter Offizier oft tagelang nicht aus dem luftigen Sitz auf der groſsen

Raa (vergl. Abbild. S. 17) herab, der durch ein Brettchen nicht ſonderlich bequemer gemacht worden war. Riffe laſſen ſich nämlich nur von einem erhöhten Punkte aus beobachten, ſind dann oft auf zwei bis drei Meilen ſichtbar, während ſie vom Schiffsbord oder Boot aus manchmal auf 20 Schritt unbemerkt bleiben. Freilich kommt es hauptſächlich auf die Beleuchtung und den Stand der Sonne an; beſcheint die letztere das Waſſer zu grell, ſo wird totes Riff häufig erſt ſichtbar, wenn ſich das Schiff bereits auf demſelben befindet, wie in dieſem Falle mit der Samoa.

Wir hatten Kap Pierſon paſſiert und dampften längs der Südoſtküſte von Normanby herab, die durchgehends bergig bis gebirgig iſt, aber viel Kulturland und Kokospalmen, oft wahre Wälder von ſolchen aufzuweiſen hat. Überall ſieht man ausgedehnte Plantagen, Kokoshaine und Fußpfade bis hoch in die Berge hinauf, aber trotz dieſen deutlichen Zeichen des Bewohntſeins im ganzen wenig Siedelungen und Menſchen. Die letzteren zeigten ſich ſehr miſstrauiſch, und nur in dem am meiſten bevölkerten Küſtenſtriche um Kap Pierſon kamen Eingeborene in fünf Kanus ab, die Kokosnüſſe anboten und dafür Meſſer, Tabak und Streichhölzer verlangten. Aber nur einer vermochte dieſe Wünſche in engliſchen Vokabeln auszudrücken, ein gar ſeltſamer Kumpan in doppelter Wollgarnitur, die er jedenfalls der Freigebigkeit eines engliſchen Kriegsſchiffes verdankte. Ja, wenn erſt das Wollregime auch bei den Tropenſöhnen ſich in dieſer Fülle eingeführt hat (der Mann trug allein drei Hemden übereinander!), dann wird dieſe Induſtrie einen ungeahnten Aufſchwung nehmen. Zahlungsfähig ſind die Leute ja, denn ſie brachten Kokosnüſſe von ungewöhnlicher Größe, die man für Kürbiſſe halten konnte. Manche Nüſſe wogen acht bis elf Pfund und maßen 68 bis 73 Centimeter im Umfange; verſprechende Ausſichten für Kopraſtationen.

Da der Kapitän das riffreiche, ſchwierige Fahrwaſſer ſüdlich von Kap Ventenat nur in der günſtigſten Tagesbeleuchtung paſſieren wollte, ſo mußte für die Nacht ein paſſender Ankerplatz geſucht werden, obwohl es erſt drei Uhr nachmittags war. Ein ſolcher findet ſich nicht immer ſo leicht, und der in den Tropen ſo früh einbre-

chende Abend mahnt zu gröſserer Eile, denn gewöhnlich fängt es ſchon nach ſechs Uhr an dunkel zu werden. Glücklicherweiſe brauchten wir diesmal nicht lange zu ſuchen, und konnten bald in einer flachen Bucht, die ich »Gutheil« benannte, zu Anker gehen. Sie beſteht aus bewaldetem Vorland, das rings von ſteilen Bergen, längs der Waſſerkante von einem breiten Sandſtrande begrenzt wird, und iſt in der ſüdlichen Ecke durch einen mit Buſchwerk begrünten Felſen, Small-Island der Karten, kenntlich.

Das Fehlen von Kokospalmen lieſs daſselbe auch hinſichtlich der Bewohner erwarten, aber kaum hatten wir den Fuſs ans Land geſetzt, ſo erſchienen auch Eingeborene, hielten ſich jedoch in reſpektvoller Ferne. Erſt nach und nach gelang es einige beherzte Burſchen heranzulocken, die ſich als Führer in die Berge anboten. In der nördlichen Ecke mündet, durch Treibholz und Barre verſperrt, ein hübſcher Fluſs, an dem wahrſcheinlich die Siedelungen der Eingeborenen liegen, denn die ſcheuen Mädchen verſchwanden in dieſer Richtung. Auch am ſüdlichen Ende der Bucht mündet ein Fluſs, deſſen rechtes Ufer zum Teil von ſteilen Felswänden gebildet wird. Sie beſtehen aus einem quarzreichen Schiefer, aber ich ſuchte in dem ausgetrockneten Fluſsbett, wie zu erwarten, vergebens nach »Nuggets« (Goldkörnern); denn im Goldſuchen habe ich ja niemals Glück gehabt. Dagegen fand ich in den Bergen hübſche Baumfarne, die mir neu waren, aber nichts nützten. Eingeborene hatten ſich inzwiſchen in groſser Anzahl angeſammelt, betrugen ſich aber ſehr artig und überreichten uns buntblättrige Crotons und rote Hibiscusblumen. Ein glatzköpfiger Alter hielt mir in erregter Weiſe eine Standrede, deren Sinn ſich wohl begreifen lieſs. Es handelte ſich wieder um die alte Geſchichte: Rekrutieren von Arbeiter-Werbeſchiffen! Solche Vorgänge können für friedlich nachfolgende Weiſse, wie wir es waren, oft verhängnisvoll werden, und es iſt in der That zu verwundern, daſs uns niemals etwas zuſtieſs. Als z. B. Kapitän Dallmann und ich keuchend den Berg hinaufkletterten wäre es für die Eingeborenen ein leichtes geweſen uns zu erſchlagen. Ich kann es daher in dankbarer Erinnerung nicht oft genug ausſprechen:

»Wahrlich, jene nackten Söhne der Wildnis sind längst keine Wilden!« Und als nach Einbruch der Dunkelheit allenthalben an den Bergen Feuer blinkten, bei deren Scheine die Eingeborenen von den weifsen Fremdlingen plaudern mochten, da fiel mir das schöne Schriftwort ein: »Selig sind die Friedfertigen!« denn auch diese braunen Brüder werden Gottes Kinder heifsen!

In der Frühe des anderen Morgens passierten wir Kap Ventenat, die Südostspitze von Normanby, und damit traten nicht nur nach Süd, sondern auch nach West neue interessante wechselnde Landschaftsbilder hervor. In dem Gewirr von Riffen, Sandbänken, Inselchen und Inseln dampften wir zunächst am Nordrande des »Galgenriffs«, an dem so leicht ein Schiff hängen bleiben und den Hals brechen kann, der Göschen-Strafse zu, welche Neu-Guinea von der Normanby-Insel trennt. Der Südrand der letzteren erhebt sich zu dem 3000 bis 3500 Fufs hohen Prevost-Gebirge, das viel kultiviertes Land der Eingeborenen zeigt, ebenso wie die malerische an 1000 Fufs hohe Lydia-Insel, die eigentlich aus drei Inseln besteht. Nach Süd begrenzt gebirgiges Land den Horizont; es sind die Inseln des Moresby-Archipel, die d'Entrecasteaux bereits 1793 auf 28 Meilen Entfernung sichtete, aber in nur zu leicht begreiflicher Weise für die Ostspitze Neu-Guineas hielt.

Wir werden die letztere noch kennen lernen, dampfen aber jetzt, einen späteren Besuch der d'Entrecasteaux an dieser Stelle einschaltend, der Westküste von Normanby zu. Ihre südlichste Ecke, Kap Prevost, mit dem gleichnamigen, an 3500 Fufs hohen, steilen Berge, bildet die höchste Erhebung, die nach Norden allmälich abfällt und in der Gegend von Ducheffe-Insel nur noch etliche Hundert Fufs beträgt. Von hier an werden die Gebirge bis zur Dawson-Strafse wieder höher und erreichen über 3000 Fufs. Einige Meilen nördlich von Ducheffe-Insel säumte ein ausgedehntes Kopragebiet die Küste; sonst waren nur kleinere Bestände Kokospalmen, aber gröfsere Flecke urbar gemachten Landes im Waldesdickicht der Berge zu sehen. Hier liegen vermutlich auch die Siedelungen versteckt, denn wahrscheinlich ist die Bevölkerung nicht ganz so gering, als es den Anschein hat.

Nach einer unruhigen Nacht dampften wir am anderen Morgen in die ſchöne Straſse, welche Normanby und Fergusſon trennt und zu Ehren des, um die Erforſchung Neu-Guineas hochverdienten, Lieutenants Dawſon vom Baſilisk benannt wurde. Ihre landſchaftlichen Schönheiten traten erſt hervor als ſich die Wolken verzogen und wir die ſteilen Gebirge von Normanby in der Nähe betrachten konnten. Sie ſind von maleriſchen Schluchten durchzogen und mit üppigem Baumwuchs bekleidet, machen aber nicht den Eindruck der Wildnis, wie er ſonſt gewöhnlich gegenüber tropiſcher Landſchaft fühlbar wird. Denn, wie überall in den d'Entrecasteaux, zeigen ſich auch hier allenthalben Plantagen, Kokoshaine, einzelne Häuſergruppen bis ein paar Tauſend Fuſs in die Berge hinauf. Das ſieht alles ſo kultiviert, ja civiliſiert aus und heimelt ſo ſehr an, gerade wie dies Moresby vor zehn Jahren fand, nur daſs Menſchen fehlten. Während der Baſilisk damals von Hunderten von Kanus mit zutraulichen Eingeborenen umlagert war, die alle eifrig handelten, ſahen wir nur hie und da ein paar, die aber ſcheu verſchwanden. Kein Zweifel, daſs auch hier Werbeſchiffe gehauſt und die Bevölkerung geſchädigt hatten.

Die Samoa war in einer Art kleinen Bucht zu Anker gegangen, und ich unternahm mit Oberſteuermann Sechstroh eine Exkurſion im Whaleboot, um die bisher ununterſuchte öſtliche Einfahrt von Dawſon-Straſse anzuſehen. Wir gingen längs der Nordſeite von Normanby, die ihren vulkaniſch bergigen Charakter beibehält und überall Kultivationen, Kokospalmen oft noch über 1000 Fuſs hoch zeigt. Hie und da breitet ſich ein ſchmales, meiſt dichtbewaldetes Vorland aus, mit Sandſtrand, der viel Eiſen und Glimmer, aber auch Bimsſtein enthält, wie das Geſchiebe der Bäche, das meiſt aus Schiefer und Quarz beſteht. Das ſpricht wieder für Gold! In der That, wenn irgendwo in dieſer Region Gold vorkommt, ſo glaube ich noch am erſten in den d'Entrecasteaux, will aber damit keinen »rush« hervorrufen. Von Eingeborenen ſahen wir nur einen, der in einem kleinen Einſpänner-Kanu ſich vor unſerm Boote retten wollte und mir nun am Strande in die Hände fiel. Er war ſo ſehr erſchrocken, daſs er meine

Geſchenke zurückwies und ſich nach einigen Redensarten, vermutlich Entſchuldigungen (oder ſollten es Verwünſchungen geweſen ſein?) ſeitwärts in die Büſche ſchlug. Ja, wir Weiſsen ſtanden hier in keinem guten Renommé, das war mir immer mehr klar, und das Warum leicht zu erklären. Angeſichts dieſer Wahrnehmungen ſchien Vorſicht auch für uns ratſam, denn drei einzelne Weiſse in einem Boot machen nicht den Eindruck, als wenn ein Schiff in der Nähe iſt. Dies fiel mir ein, als wir die Nordoſtſpitze von Normanby erreicht hatten und nach dem vor uns liegenden Goulvain hinüberſegelten. Es iſt dies die gröſste der drei Inſeln, welche den Oſteingang von Dawſon-Straſse beengen, und kennzeichnet ſich ſchon von weitem durch einen eigentümlichen Berg. Derſelbe hat die Form eines langgeſtreckten Napfkuchens und iſt wie ein ſolcher von zahlreichen Längsrinnen durchzogen. Sie laſſen keinen Zweifel, daſs wir es mit einem Vulkan zu thun haben und zwar einem noch nicht allzulang erloſchenen, denn der Berg iſt in ſeiner oberen Hälfte kahl, was gegen die dichte Bewaldung des unteren Teiles und der übrigen Inſel ſcharf abſticht.

Unſere Abſicht, ungeſtört auf der Inſel zu frühſtücken, wurde vereitelt, denn kaum daſs wir uns derſelben näherten, zeigten ſich Eingeborene in hellen Haufen. Das hohe Ufergras ſchien förmlich Menſchen zu gebären. Sie waren zwar unbewaffnet, aber ich hatte wohl bemerkt, daſs ſie viele Speere im Graſe niederlegten, ein beachtenswertes Zeichen, welches immer zur Vorſicht mahnt. Wir ruderten längs der Küſte bis zu einem Dorfe, wo ſich inzwiſchen eine groſse Anzahl Eingeborener, wohl mehrere Hundert, verſammelt hatten. Sie ſchienen über unſere Ankunft ſehr geteilter Anſicht zu ſein, denn während einige mit grünen Zweigen zum Landen einluden, machten die anderen abweiſende Geſten, die mich an die im Gras verſteckten Speere erinnerten. Unſer Verlangen zu landen wurde durch den unklaren ſteinigen Grund, der unſerem ſchlanken Boote leicht gefährlich werden konnte, gezügelt, und ſchlieſslich fiel es uns ein, daſs es vielleicht beſſer wäre zu bleiben, wo wir waren. Wahrſcheinlich würden wir auch hier gut aufgenommen worden ſein, aber

wer will immer vorausſagen, wie es kommen kann, und wer konnte wiſſen, was vor uns hier paſſiert war? Im Boot lieſs ſich ein Überfall leicht und ohne Blutvergieſsen vermeiden, denn ein paar Schüſſe genügten, die Menge zu verjagen, aber an Land war dies ganz etwas anderes. Da brauchten nur ein paar Eingeborene ihre Speere zu erheben, und unſere tapferen Neu-Britannier wären unfehlbar mit dem Boote auf und davon gegangen, ohne ſich um uns zu kümmern. Und was hätten wir drei, ſelbſt mit Waffen, in einem ſolchen Knäuel von

Kanuhaus auf Goulvain.

ein paar Hundert Speerwerfern anfangen wollen? Mir war es ſchon um Kapitän Dallmann zu thun. Wo hätte der einen anderen Steuermann herkriegen wollen? und als Opferlämmer waren wir ja überhaupt nicht hergekommen.

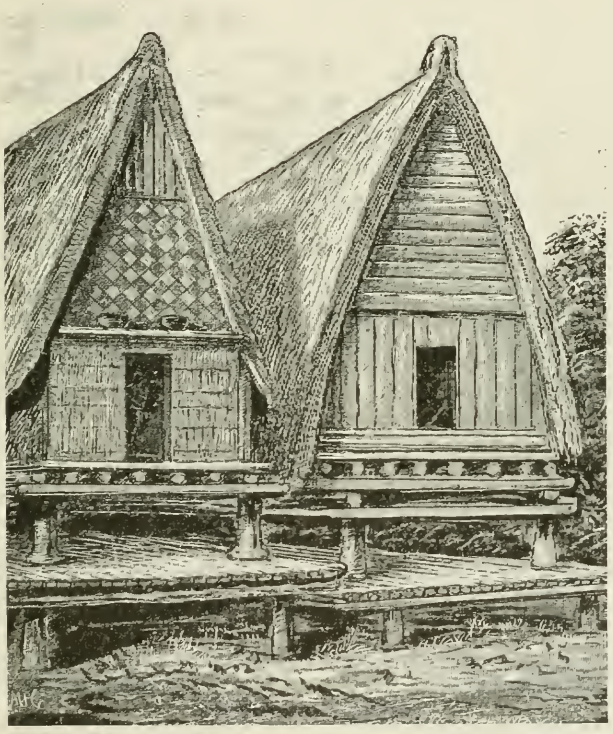
Unter den im Schatten der Bäume verſteckten Häuſern machte ſich beſonders eins bemerkbar, ein langer, niedriger Schuppen, in welchem ein groſses Kriegs-Kanu untergebracht war. Vergl. Abbild.

(S. 224). Es zeigte über der Thür einen gar besonderen Schmuck, eine kraniologische Sammlung, die ich gar gern den meinen einverleibt hätte. Schädel von Goulvain! die besass Geheimrat Virchow gewiss noch nicht, und da musste jedenfalls ein Versuch gewagt werden. Ich deutete daher auf meinen Kopf und nach jenen Schädeln, sowie auf einige Tauschwaren, und die Sache war eingeleitet. Die Goulvainer begriffen, dass ich nicht den meinen einverleiben, sondern ihr anthropologisches Material haben wollte, und bald war der Handel im Gange. Freilich meine »Kilam« (Hobeleisen) waren schnell zu Ende, aber die Eingeborenen nahmen auch Tabak und andere Tauschwaren, bis die Weiber den schnöden Schacher plötzlich zum Schluss brachten und den Rest des Mausoleums mit einer Matte bedeckten. Die guten Geschöpfe schienen sehr aufgebracht, und da es immer rätlich ist wütenden Weibern auszuweichen, so schieden wir von Goulvain, wo wir ohnehin nichts mehr zu suchen hatten. Wusste ich doch jetzt, dass die Insel bei den Eingeborenen Ulebubu, das Dorf vor dem wir lagen, Nuakarau heisst, sowie manches andere über Insel und Bewohner, von denen bisher kein Bericht vorlag. Jedenfalls hatten die Eingeborenen aber schon Weisse gesehen, denn sie kannten: »matches« (Streichhölzer), »pipe«, »knife« und titulierten uns selbst »manwar« (man of war = Kriegsschiff). Ulebubu muss sehr bevölkert und sehr fruchtbar sein; selbst an den Abhängen der steilen Kraterschluchten waren Plantagen zu sehen, wie es die Papuas überhaupt lieben, gerade an solchen Stellen zu kultivieren. Kokospalmen gab es in Masse, darunter auch solche mit den kleinen, orangefarbenen Nüssen, welche auf Ceylon »King-nuts« heissen und einer besonderen Art anzugehören scheinen. Die Eingeborenen unterschieden sich übrigens durchaus nicht von den bisher (z. B. in Weihnachtsbucht) gesehenen und machten schon deshalb keinen guten Eindruck, weil soviel Schuppenkrankheit unter ihnen herrschte. Wenn sonst Totenschädel, welche man bei Eingeborenen sieht, meist solche von Anverwandten sind, so verhielt sich dies hier doch anders, und die von mir erstandenen Schädel sprechen schweren Verdacht aus. Mit Ausnahme eines einzigen, zeigten alle 15 Schädel das Hinterhaupt zertrümmert, ganz so wie Kannibalen zu thun pflegen

um die gröſste Delikateſſe, das Gehirn, zu erlangen. Ja, ja! ihr Männer von Ulebubu, ich kann euch nicht rein waſchen, ſo gern ich auch möchte, ihr ſeid Kannibalen, gar kein Zweifel! »Aber die anderen auch«! höre ich euch antworten. Ja wohl, ihr ſeid nicht ſchlechter als der Reſt, denn die ganze braune Bewohnerſchaft der d'Entrecasteaux, der Oſtſpitze Neu-Guineas, des Moresby-Archipels bis hinunter auf die Louiſiade, ſie alle ſind Menſchenfreſſer, und dieſer Brauch bildet ſogar einen eben nicht empfehlenswerten Charakter dieſer ethnologiſchen Provinz.

Wir ſtanden unter Segel nach Ferguſſon hinüber, ſtieſsen hier aber bald auf ausgedehntes Riff, das auch ſüdlich von Goulvain die Straſse zu verſperren ſcheint. Doch konnten wir dies nicht ausmachen, denn es ſetzte hier ſcharfe Strömung ein, gegen welche vier Ruderer nicht ausreichten. Die Nordweſtſeite von Goulvain beſteht aus Steilufer, ſo daſs hier vielleicht eine Durchfahrt für kleinere Schiffe möglich iſt, aber nördlich liegen noch zwei andere flache Inſeln, die auf Riff ſchlieſsen laſſen. Sie zeigten dichte Beſtände von Kokospalmen, wie ein groſser Teil der Küſte von Ferguſſon, die hier meiſt aus Flachland mit Hochgras beſteht. Gleich einer alten Feſtungsruine erhebt ſich hier ein, meiſt kahler, vulkaniſcher Berg, gleichſam ein Pendant zu dem Krater von Goulvain. Aber wir bemerkten kein kultiviertes Land an ihm, wie die ganze Küſte der äuſserſten Südſpitze von Ferguſſon kaum bevölkert ſchien. Das änderte ſich aber mit einem Schlage, als wir weſtlich von der Landzunge in eine ausgedehnte Bucht einfuhren, die rifffrei und ſelbſt für Schiffe praktikabel iſt. Hier ſäumt ein breiter Streif von Kokospalmen den Sandſtrand, auf dem ſich Dorf an Dorf reihte. Ich zählte an ein Dutzend, die aus je 10 bis 15 Häuſern beſtanden. In der Tiefe der Bai, nahe einer kleinen Inſel aus Korallfels, landeten wir inmitten von etlichen 20, ſehr ſchönen Kanus, bei einem Dorfe, deſſen Bewohner ſich anfangs ſehr fürchteten und zum Teil ausriſſen. Das weibliche Geſchlecht machte den Anfang und kam ſelbſt ſpäter, trotz den Aufforderungen der Männer, nicht zurück, und ſo muſste ich dieſen die Geſchenke für die ſchüchternen Schönen übergeben. Das

Dorf mochte ungefähr 15 Häuſer zählen, die ſich durch die eigentümliche Bauart, wie ſie meine Skizze zeigt, auszeichneten. Sie ruhen doppelt auf Pfählen, d. h. auf der unteren Plattform erhebt ſich das Haus noch beſonders auf kurzen, wie gedrechſelten Füſsen. Die ſchmale hohe Giebelfront iſt ſorgfältig aus Pandanusblatt gefertigt und zuweilen bunt bemalt, wie das Haus links in rot und



Häuſer auf Fergusſon.

ſchwarzem Schachbrettmuſter. Alles ſah ſauber und reinlich aus, auch der Platz um die Häuſer, auf dem ich Obſidian fand. Und nun gar erſt die ausgedehnte Plantage hinter dem Dorfe! Sie war eine Muſterfarm und konnte an Akkurateſſe mit einer Ziergärtnerei bei uns konkurrieren. Man fühlte ſich wie in einen Hopfengarten ver-

ſetzt, ſo regelmäſsig erhoben ſich die Ranken des Yams an Stangen, aus reichem ſchwarzen Humus, der durchgeſiebt ſchien. Zwiſchen dem Yams ſtand Taro, Zuckerrohr, Bananen und bunte Blattpflanzen, alles in ſchönſter Ordnung und in gröſsere Familienfelder eingeteilt. Merkwürdigerweiſe fehlte ein Zaun um die Plantage, wie dies ſonſt ſtets der Fall iſt, was vermuten läſst, daſs Wildſchweine ſelten vorkommen. Allerdings ſah ich gezähmte bei den Häuſern, aber in Verſchlägen; auch hatte man ihnen, um das Wühlen zu verhindern, ſorglicherweiſe eine Liane durch die Naſenlöcher gezogen. Leider blieben meine Verſuche, eins dieſer Borſtentiere zu erſtehen, erfolglos. Die Eingeborenen werden ſie ſelbſt wohl gern eſſen, verſchmähen aber auch den einzigen Vertreter der Familie Bimana (Homo sapiens, Linné) nicht, denn ich erhielt fünf am Hinterhaupt zerſchlagene Schädel und ſah ein menſchliches Becken an einem Hauſe. Dabei waren dieſe Menſchenfreſſer aber nicht allein ſehr fleiſsige, ſondern auch liebenswürdige Leute, und es that mir ordentlich leid, ſie durch ein paar Schüſſe in Furcht jagen zu müſſen. Aber in einem hohen Baume zeigten ſich ſonderbare Vogelgeſtalten, nach denen ich ſchon lange gefahndet hatte. Als der Schuſs krachte, lag ein prachtvoll ſtahlviolett ſchimmernder Vogel, ſo groſs als eine Dohle, zu meinen Füſsen, — Manucodia Comrii — der ſchönſte Vertreter der Paradieskrähen. Die Art iſt, wie ein wirklicher Paradiesvogel mit roten Seitenbüſcheln (Paradisea decora), den d'Entrecasteaux eigentümlich, die zoologiſch ſehr ungenügend bekannt, ohne Zweifel manches Neue liefern werden.

Der günſtige Eindruck, den uns dieſe Exkurſion von Ferguſſon verſchafft hatte, wurde am folgenden Tage noch bedeutend erhöht, an dem wir längs der Südküſte bis Kap Mourilyan dampften. Sie beſteht im weſentlichen aus einer ca. 1000 bis 1500 Fuſs hohen Strandkette, hinter welcher ſich unmittelbar dichtbewaldetes Hochgebirge, mit ſanft gerundeten Kuppen, zuweilen mit ſtumpfen Spitzen, erhebt. Der an 6000 Fuſs hohe Kilkerran ſcheint der Mittelpunkt dieſes Gebirges, das den gröſsten Teil der Inſel bedeckt und ihr, wie den übrigen, vorwiegend Gebirgscharakter verleiht. Wenn es

auch noch lange dauern wird, ehe Forſcher in das Innere dieſer Gebirge eindringen, ſo iſt vielleicht die Zeit nicht ſo fern, wo das Küſtengebirge nähere Unterſuchung findet und dieſelbe vorausſichtlich reichlich belohnt. In der That hier ſieht es gar ſehr verſprechend aus, und ich wüſste kein Gebiet in der ganzen öſtlichen Papuaregion, das ſich mit dieſem meſſen könnte. Gegenüber von Kap Dawſon bis Kap Mourilyan, einem Küſtenſtrich von faſt 20 Meilen, hat man faſt nichts als kultiviertes Land vor ſich, das einen heimatlichen Eindruck macht. Allenthalben ſieht man bis hoch in die ſanft anſteigenden Berge ausgedehnte Plantagen, ſorglich eingezäunt, grüne Matten, einzelne Häuſer und kleine Häuſergruppen; Fuſspfade führen hin und wieder und über die Berggrate, während die Thäler und Hänge mit Wald und Buſchwerk beſtanden ſind. Gar liebliche Bilder, die durch den Reichtum an Kokospalmen ein erhöhtes praktiſches Intereſſe gewinnen! Längs dem weiſsen Sandſtrande ziehen ſich oft meilenweite Palmwälder hin, und ſelbſt an den Bergen reichen anſehnliche Beſtände über 1000 Fuſs hinauf; ein Kopragebiet, wie es nur ſelten vorkommt. Und doch iſt dasſelbe bisher noch unbearbeitet geblieben, worüber ſich die Eingeborenen am meiſten freuen können. Wir ſahen zwar am Strande verſchiedene, auch gröſsere Siedelungen, aber von den Bewohnern auch nicht Einen! Dieſe Küſte ſchien wie verzaubert, nicht einmal ein Kanu lieſs ſich blicken. Sehr maleriſch iſt Kap Mourilyan, der Ausläufer eines zwiſchen 2000 bis 3000 Fuſs hohen erloſchenen Vulkans, der bis zu dem kahlen, ſteilen Kraterrande dicht mit Kultivationen bedeckt iſt. Wir muſsten hier leider Abſchied von den d'Entrecasteaux nehmen, die für England ohne Zweifel viel wichtiger und verſprechender ſind, als Port Moresby und der gröſsere Teil der Südoſtküſte Neu-Guineas und vielleicht noch einmal Bedeutung erlangen. Sie werden ſich für Plantagenwirtſchaft, wie Viehzucht gleich günſtig erweiſen und bieten bereits etwas Exportfähiges in den reichen Kopragebieten.

Von Goodenough-Inſel bekamen wir wenig zu ſehen; ſie blieb, wie der gleichnamige, an 7000 Fuſs hohe Berg, meiſt in

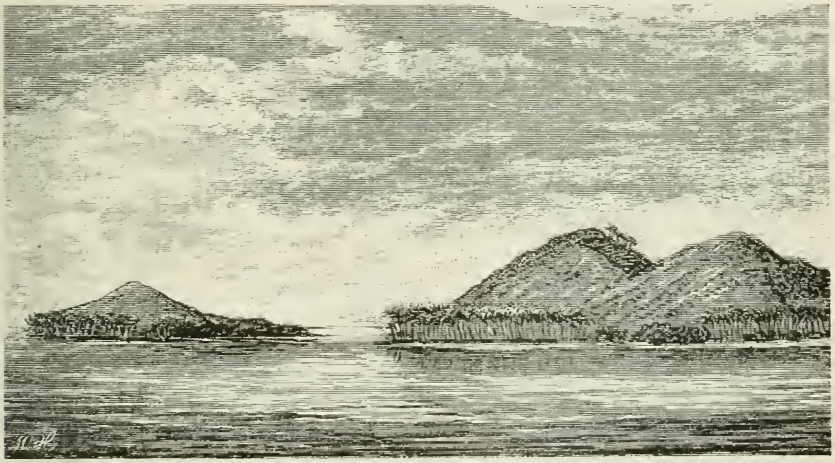
Wolken gehüllt, und wir erblickten ſein majeſtätiſches Haupt nur ein paarmal während unſerer Küſtenfahrt, zu der wir jetzt zurückkehren.

III. Oſtkap bis Mitrafels.

Oſtkap. — Catamarans. — Bentley-Bai. — Anzeichen von Kannibalismus. — „Hallelujah". — Tamate. — Scheu der Eingeborenen. — Äuſseres. — Ausputz. — Freundliche Mädchen. — Häuſer. — Catharine-Inſel. — Begegnung mit einem Kanu. — Chads-Bai. — Koom und Poru. — Albino. — Schönes Land. — Eine Liebesgeſchichte. — Fingerſpitze. — Herrliche Gebirgslandſchaft. — Kap Frere. — Waſſerfälle. — Gebirgsplantagen. — Bartle-Bai. — Goodenough-Bai. — Baſilisk-Gebirge. — Flower- und Sclaterſpitze. — Pyramidenhügel. — Geringe Bevölkerung. — Bedeutende Meerestiefen. — Gebirgsbewohner. — Kap Vogel. — In trübem Waſſer. — Victory und Trafalgar. — Kap Sud-Eſt. — Geringe Bevölkerung. — Küſte von Kap Nelſon bis Mitrafels. — Hihiaura-Bucht — Familienhaus. — Wir bauen. — Native-Häuſer. — Verkehr mit den Eingeborenen. — Gomira Taga und Tohde. — Wir landen Vieh. — Blumenthal. — Ethnologiſches. — Schaukeln. — Fiſchfang. — Kein Salz. — Stellung der Frauen. — Tägliche Beſchäftigung. — Kochen — Mahlzeiten — Gemütliches Leben. — Schwierigkeit zu civiliſieren — und die richtigen Leute zu finden. — Schattenſeiten des Tradertums.

Wie erwähnt iſt die Aufnahme dieſer in der Luftlinie über 200 Meilen langen Küſte ein Verdienſt Moresbys, das niemand beſſer würdigen lernte als wir, die auf der Samoa ſeinem Kurſe folgten. Auch in dieſem Abſchnitt faſſe ich die Reſultate dreier Fahrten an dieſen Küſten zuſammen, die, bei der ohnehin ſo knappen Behandlung unſeres Vorgängers, einen Beitrag zur beſſeren Kenntnis derſelben in Wort und Bild geben werden. Wir haben Lydia paſſiert und ſehen die Oſtſpitze Neu-Guineas immer deutlicher hervortreten. Sie wird von der Halbinſel gebildet, welche Milne-Bai nach Norden begrenzt und läuft in eine ſchmale Landzunge aus, die mit einem ſanften, ca. 400 Fuſs hohen Hügel endet, vor dem zwei kleine, durch Riff verbundene Inſelchen lagern. Unſere Skizze zeigt eine derſelben, Anker-Inſel, mit Oſtkap aus Norden, kein groſsartiges, aber ein liebliches Bild, anheimelnd durch die Plantagen auf dem Hügel und die Palmenhaine, welche den Strand einfaſſen. An dem letzteren ſtanden Hütten und Kanus; auch Eingeborene zeigten ſich hie und da, nahmen

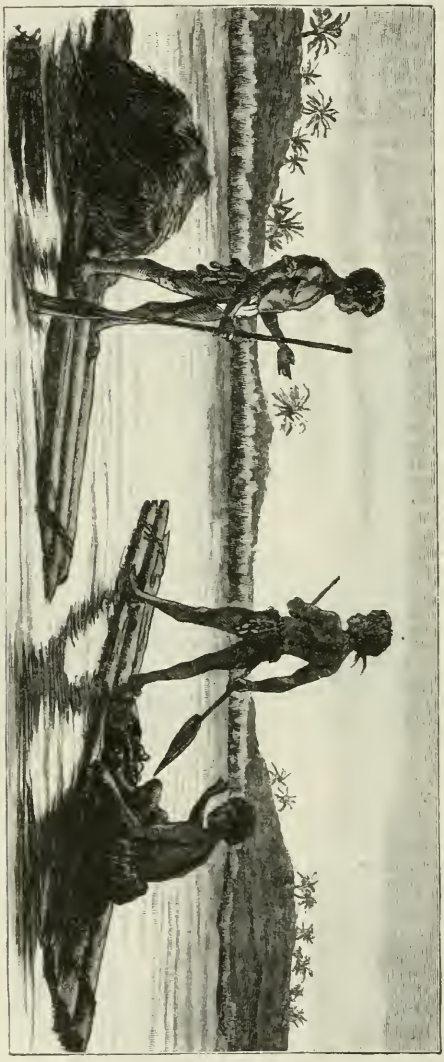
aber von dem Dampfer keine Notiz. Das reiche Kultivations- und Kopragebiet, welches an der Oſtſeite von Normanby ſeinen Anfang nimmt, ſetzt ſich, mit gewiſſen Unterbrechungen, von Oſtkap bis nahe an Bentley-Bai fort. Aber der Bergrücken, die Stirling-Kette, welcher die ſchmale Oſtkap-Halbinſel bildet, deren Breite ſelten fünf Meilen überſchreitet, wird allmählich höher. Damit ſteigert ſich der Reiz des Landſchaftsbildes, das in der von hübſchen Bergen umſchloſſenen Bai zu einem beſonders anſprechenden wird. Von Eingeborenen war wenig zu bemerken; ſie hielten ſich zurückgezogen und beachteten unſere Einladungen gar nicht. Jedenfalls hatten ſie



Oſtkap.

ſeit dem freundlichen Beſuche Moresbys vor 10 Jahren, der die Oſtkap-Leute »als die liebenswürdigſten Wilden«, welche er kennen lernte, bezeichnet, üble Erfahrungen mit dem weiſsen Manne gemacht. Hie und da huſchte ein Catamaran über die ſpiegelglatte Waſſerfläche, eine ſonderbare Art Waſſerkutſche, die wir einzeln ſchon in Normanby kennen gelernt hatten. Sie beſteht aus drei vierkantig behauenen, vier bis fünf Meter langen Baumſtämmen, die mit Lianen aneinandergebunden, ein ca. ein Meter breites, an beiden Enden ſtumpfzugeſpitztes Floſs bilden. Dieſe Catamarans ſind an der ganzen Oſtkap-

Halbinſel, wie in Milne-Bai, die gebräuchlichſten Fahrzeuge und erſetzen zum Teil die im ganzen ſeltenen Kanus. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ein ſolches Floſs nur längs der Küſte und bei ruhiger See benutzt werden kann, denn ſelbſt bei ſolcher nimmt es fortwährend Waſſer über. Es iſt daher zuweilen ein etwas erhöhter Sitz angebracht, um Tauſchwaren einigermaſsen trocken zu halten. Wir haben die Geſchicklichkeit, mit welcher die Eingeborenen dieſes primitive Fahrzeug zu hantieren wiſſen, ſtets aufs neue bewundert. Die Sache ſieht nämlich viel leichter aus, als ſie iſt und geht bei knieender Stellung noch am beſten. Aber aufrechtſtehend erfordert es viel Übung die Balance zu halten; eine ungeſchickte Bewegung, und das Floſs kippt um, was unſeren Leuten ſpäter, zum Gaudium der Eingeborenen, öfters paſſierte.



Catamarans.

Solche Catamarans, die übrigens nur einen bis zwei Menſchen tragen, gaben uns das Geleit, als wir in Bentley-Bai einliefen, hielten ſich aber in reſpektvoller Ferne. Nur eine

reſolute Frau ſpornte ihre ſtärkere Hälfte an, längsſeit zu paddeln, um einige Geſchenke zu empfangen. Sie gab mir dafür ein paar Früchte des Melonenbaumes (Carica papaya), ungefähr alles was die Eingeborenen beſaſsen, denn Kokospalmen werden in Bentley-Bai ſchon ſpärlicher. Der furchtſame Gatte erregte durch einen beſonderen Haarſchmuck meine Aufmerkſamkeit. Er trug im Nacken eine Zopfzottel, an der ein Halswirbel befeſtigt war, welche Zier ich natürlich gern für das Berliner Muſeum erworben hätte. Aber der Mann ſchien davon nichts wiſſen zu wollen. Es blieb mir daher nichts übrig als Raub; denn, was thut man nicht alles im Dienſt der Wiſſenſchaft! Ein Schnitt mit der Schere und der Zopf war mein, worüber die kleine Frau gar ſehr ſchimpfte. Ihre zornfunkelnden Augen gingen aber bald in freudeſtrahlende über, als ich ihr einen goldenen Ring im Wert von zehn Pfennigen, ihrem Gemahle ein Meſſer ſchenkte. Die ſpätere Unterſuchung hat den Knochen als einen menſchlichen Atlas nachgewieſen, wodurch auch dieſe guten Eingeborenen den Verdacht Kannibalen zu ſein auf ſich laden. In Ermangelung beſſerer Beweiſe ſpreche ich dieſen Verdacht übrigens nur mit Vorbehalt aus, und will hinzufügen, daſs ich derartigen Zopfſchmuck nur wenigemale hier, aber auch in den d'Entrecasteaux und um Oſtkap beobachtete. Halswirbel vom Schwein und Dugong werden am häufigſten benutzt, beſonders aber Ovulamuſcheln, zuweilen auch ſonderbare Fiſchgebiſſe, ſo daſs es ſich bei weitem nicht immer um Trophäen von erſchlagenen Feinden handelt. Selbſt in dieſen abgelegenen Gegenden pflegen ſich die Gegenſätze zu berühren. Kaum war der Vertreter des menſchenfreſſenden Heidentums mit ſeiner Ehehälfte weggepaddelt, da tönte es »Hallelujah! Jeſus!« und wir begrüſsten den erſten Chriſten, der ſich ſchon durch ein früher weiſses Hemd von der übrigen Geſellſchaft auszeichnete. »Miſſionaly*) Tamate Natuna!« Aha! der Herr Miſſionär dieſes Namens, würde jeder gedacht, aber geirrt haben, denn der Zuſammenhang dieſer Worte

*) r und l ſind in den meiſten Papuaſprachen gleich, da viele kein r ausſprechen können.

war nur dem verſtändlich, welcher die Südoſtküſte Neu-Guineas kennen lernte. Hier iſt von Freshwater- bis Milne-Bai ein Weiſser unter dem Namen Tamate überall bekannt und beliebt, der Rev. James Chalmers in Port Moresby, der einflufsreichſte Mann an dieſer ganzen Küſte. Schon 10 Jahre lebt er unter den Eingeborenen, die ihn alle als einen Vater verehren. Kein Wunder daher, dafs auch dieſer braune Hemdenmatz ſich Tamate Natuna, d. h. Kind von Chalmers nannte, dem er wahrſcheinlich in einer Miſſionsſtation in Milne-Bai begegnet war. Mit »Miſsionaly« (Miſſionär) pflegt ſich gern jeder Eingeborene zu bezeichnen, der nur einmal eine Miſſion beſuchte und deswegen noch keineswegs Chriſt zu ſein braucht, da in Neu-Guinea das Wort Loto (= Chriſtentum) unbekannt iſt.

Ich durfte mich dem Kinde Tamate's gegenüber, das eigentlich Tau pa-uri hieſs, als Tamate Wariga, Freund von Chalmers einführen, mit dem ich in Port Moresby ſo oft zuſammen geweſen war, und manche Tour gemacht hatte. Der neue Freund erwies ſich übrigens von keinem Nutzen und riſs mit der übrigen Menge aus, als ich das Land betrat. Das koſtete wieder Mühe ſich anzupirſchen! Ich hatte den Leuten lange am Strande zu folgen, manchen Bach zu durchwaten, ehe einige beherztere Burſchen ſtandhielten. Stückchen Tabak, die ich ihnen zuwarf, kirrten ſie vollends, und endlich liefs ſich einer die biedere Rechte ſchütteln. »So, nur Courage! ſei doch kein Froſch, ich bin ja Finſch aus Bremen, ihr kennt mich ja!« — und die Leute wurden zutraulicher, kamen nach und nach heran, bis uns ein dichter Haufen umgab. Auch Mütter mit ihren Säuglingen fehlten nicht, und meine alte Praxis, die letzteren mit roten Bändchen zu ſchmücken, machte den gewünſchten Eindruck. Auch Papuafrauen beſitzen Mutterſtolz und freuen ſich, wenn man die braunen Papuaengelchen ſtreichelt und lobt. Und dieſe Kinderchen ſind im allgemeinen viel artiger als unſere, denn ſie ſchreien viel weniger und fürchten ſich gar nicht ſo vor dem »weiſsen Manne«. Die Eingeborenen von Bentley-Bai, wie um Oſtkap, ſind von ziemlich heller Hautfärbung und gehören zu denen, welche von Unkundigen als malayiſche Miſchlinge erklärt werden. Aber mit Unrecht,

denn ſie ſind echte Papuas, wobei uns das individuelle Vorkommen von lockigem, ſelbſt ſchlichtem Haar nicht zu genieren braucht. Gewöhnlich wird es kurz gehalten, bei den Frauen meiſt abraſiert, aber junge Stutzer, wie der auf der Abbildung, zauſen ſich eine mächtige Wolke auf. Er iſt im Geſicht zierlich mit ſchwarzen Strichen bemalt, trägt Blätter und eine künſtlich zerſchliſſene Centropusfeder im Haar, am Arm eines jener koloſſalen Armbänder (Bakibakira), die wir zuerſt hier kennen lernten. Sie ſind halbrund aus geſpaltenem, ſchwarz gefärbtem Rotang geflochten und werden auf der hohlen Innenſeite mit Moos und wohlriechenden Pflanzenſtoffen ausgefüllt. Sie verbreiten ſich über die ganze Oſtſpitze Neu-Guineas und dienen zum Teil als Trauerſchmuck. Als ſolchen lernte ich, auſser dem üblichen Schwarzmalen, auch breite zierlich aus Gras geflochtene Bänder kennen, die von beiden Geſchlechtern kreuzweis über die Bruſt getragen wurden. Viele Eingeborene litten an Ichthyosis, wie ſie überhaupt in Geſtalt, wie Ausputz einen ärmlichen Eindruck machten. Das Septum war bei beiden Geſchlechtern durchbohrt, aber gewöhnlich wurde ein Holzſtift durchgeſteckt, ſeltener ein aus Muſchel geſchliffener. Im Ohr trugen die Männer meiſt einen zuſammengerollten Streifen Pandanusblatt, zuweilen einige Spondylusſcheibchen oder kleine Schildpattringe. Halsſtrickchen (Maura) und gewöhnliche Grasarmbänder (Ohame) bildeten, wie immer, den Hauptputz; in dem letzteren wurde häufig ein Stück Badeſchwamm (zum Waſchen!) getragen. Stutzer befeſtigen am Armbande, wovon auch ſolche aus Muſchel (Conus und Trochus) vorkamen, zuweilen einen langen Streifen aus künſtlich zuſammen-

Junger Mann von Bentley-Bai.

genähten Pandanusblatt, der gleich einem Bande herabflattert und Päropäro heifst. Als feltenen Knie- und Armfchmuck fah ich aufgereihte mittelgrofse, weifse Cypraea-Mufcheln (Bunidoga); mit Ausnahme kleiner Knaben waren alle bekleidet. Die Männer trugen die eigentümlichen Pandanusmatten, Ahra (S. 214), die häufig an einer Schnur, zuweilen einem dicken Wulft (Apara) von Menfchenhaar befeftigt find, von dem Schnüre aus gleichem Material mit Ovulamufcheln (Dunara), portepéeähnlich herabbommeln (vergl. Taf. XVI 6). Frauen, felbft kleine Mädchen, find mit fchweren Grasröcken (Nogi) aus gefpaltener Kokosfafer bekleidet, wie dies die Abbildung (S. 237) zeigt. Mit der Steinzeit war es auch hier vorbei, denn die Eingeborenen befafsen bereits Äxte mit Bandeifenklingen (S. 212), begehrten jedoch am meiften Tabak und Pfeifen. Sie hatten aber wenig in Taufch abzugeben oder vielmehr gaben das wenige Gute, z. B. hübfche Holztrommeln und Holzfchilde (Ragena) nicht her. Als Waffe befafsen fie nur rohgearbeitete Speere (Jera) keine Pfeile und Bogen. Neu waren mir fehr hübfch geflochtene, runde, fchachtelförmige, Tragkörbe (Au-utu), mit drei Einfätzen, und eine fonderbare Art Fifchfallen (Mahaba, T. IX. 1). Als Material zu Strickarbeiten wird die durch Klopfen bereitete Faler aus den Luftwurzeln des Schraubenbaumes (Pandanus) benutzt, die ich fchon in Normanby bemerkte. Sie ftellt an Haltbarkeit und Länge des Fadens die beften unferer Faferftoffe in den Schatten und würde einen trefflichen Exportartikel abgeben, wenn gröfsere Quantitäten zu haben wären.

Aufser Kokosnüffen und Papayfrüchten war an Lebensmitteln nichts aufzutreiben. Wir betrachteten wehmütig die fchönen Schweine (Poru), von denen fich die Leute nicht trennten. Und doch hatte Moresby hier eine Menge erhandelt, aber die Bevölkerung ift feitdem offenbar geringer und ärmer geworden.

Das weibliche Gefchlecht, im ganzen häfslich und unanfehnlich, zeichnete fich durch befondere Zuthunlichkeit und Liebenswürdigkeit aus, wie ich fie felten bei Eingeborenen gefunden habe. So befchenkte mich ein kleines, nettes Mädchen mit einer Bekleidungsmatte, fo fchön, dafs fie einem Bräutigam Ehre gemacht haben würde

übrigens das einzige Geſchenk, welches ich jemals von einer Papuaſchönheit erhielt. Ich hatte aber auch ein paar Handvoll Glasperlen weggegeben und die Damen noch beſonders erfreut, indem ich meinen Arm entblöſste. Die Verwunderung über die Weiſse der Haut wollte unter dem ſanften und melodiſchen Ausdruck des Erſtaunens »agai-i« gar kein Ende nehmen, das Befühlen und Streicheln gab ihr aber bald einen dunklern Ton.

Haus in Bentley-Bai.

Der hieſige Pfahlbauſtil iſt am beſten aus der Abbildung erſichtlich, und nur hinzuzufügen, daſs das Material aus Bambu beſteht und die Grasdächer mit toten Palmblättern belegt werden, um ihnen mehr Feſtigkeit zu geben. Die Diele iſt meiſt aus Planken hergeſtellt. Auf dem Vorplatz, vor der Thür ſtehen gewöhnlich Töpfe

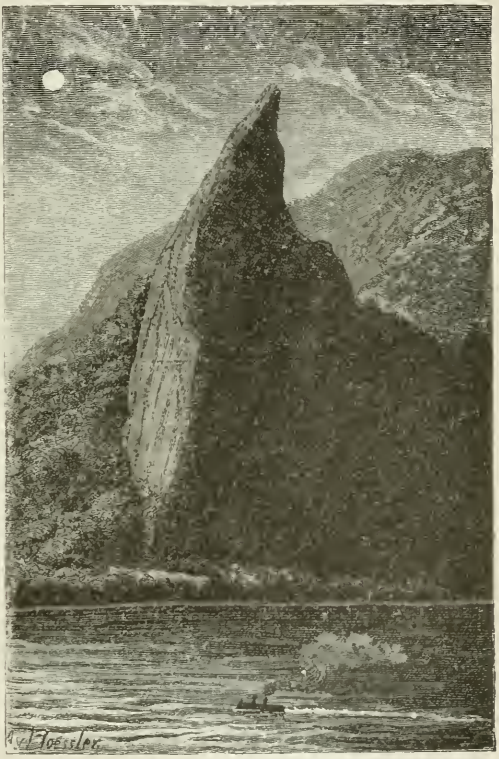
(Nau), deren Anzahl zugleich den Reichtum bekundet, denn ſie ſind ein teurer Artikel und kommen weit her, von Teſte-Inſel. Neben den Häuſern erheben ſich kleinere Pfahlbauten oder Gerüſte als Vorratskammern und die kleinen Siedelungen ſind zuweilen mit einer lebendigen Hecke aus Croton und dergleichen eingezäunt. Gewöhnlich liegen auf dem freien Platze um die Häuſer, der zuweilen auch mit Rollſteinen belegt iſt, groſse Schieferplatten, auf denen die Eingeborenen gern zu ſitzen pflegen. Ich vermute, daſs dieſe Steine Gräber bedecken, ſah aber ſpäter ein Grab in Form eines kleinen Hauſes, ganz wie in Finſchhafen (S. 173). Wie faſt ſtets waren Crotons bei demſelben gepflanzt. Ein hier, wie an der ganzen Oſtſpitze üblicher Gebrauch iſt der, bei den Siedelungen oder am Strande Kokosnüſſe an eigens dazu errichteten Pfählen aufzuhängen. Oft ſieht man künſtliche Bäume ganz voll von Kokosnüſſen, die wahrſcheinlich zum Anpflanzen dienen. Bentley-Bai iſt nur ſchwach bevölkert und zählt etwa ein Dutzend ziemlich verſteckter Siedelungen, von denen die gröſste, Tagoreüa, nur aus acht Häuſern beſteht. Aber einzelne Häuſer finden ſich, wie Plantagen, in den Bergen, die ſehr ſteil und an 2000 Fuſs hoch ſind und von denen man einen ſchönen Blick auf Milne-Bai hat, denn die Breite der Halbinſel beträgt hier kaum mehr als drei Meilen. Schiffen iſt übrigens Vorſicht anzuraten, da namentlich die öſtliche Seite der Bai nicht frei von Riffen und Felſen iſt. Am weſtlichen Eingange liegt eine flache mit Mangrove bedeckte Inſel (Catharine-Isl.), hinter der ſich ein geſchütztes Becken (Annie-Inlet) öffnet, das aber wegen Untiefen als Hafen unbrauchbar iſt. Für Kanus mag es freilich gut genug ſein, wenigſtens flüchteten zwei ſolche, denen wir kurz vor Kap Ducie begegneten, eiligſt in die Bucht, während ein drittes, mit zehn Mann Beſatzung, längsſeit kam. Die Leute verſtanden kein Wort engliſch und hatten nichts als etliche Stücke Obſidian zu verhandeln, kamen alſo wohl von Moresby-Straſse herüber, wo dieſe Lava, die zum Raſieren überall beliebt iſt, häufig ſein ſoll.

Zwiſchen Cap Ducie und Excellent-Point erſtreckt ſich ein zwei und eine halbe Meile langes Vorland, deſſen nördlicher Rand von

Small-Bai beſpült wird. Dieſes Vorland iſt meiſt mit Mangrove beſtanden, erhebt ſich aber nach Weſten zu dichtbewaldeten Bergen von 400 bis 500 Fuſs Höhe. Als wir dieſe weſtliche Ecke, Excellent Point, paſſiert hatten, ſahen wir die ausgedehnte Chads-Bai, von maleriſchen Bergen umrahmt, vor uns. An ihrem öſtlichen Ufer machten ſich dichte Beſtände Kokospalmen bemerkbar, ſowie Eingeborene, die uns zu Ehren flaggten, d. h. einen Lappen Zeug an einer langen Stange befeſtigten und damit winkten. Wir folgten ihrer freundlichen Einladung und gingen kaum zwei Kabel vom Ufer in 13 Faden zu Anker. Was oft nicht wenige Meilen Entfernung thun können! Während es in Bentley-Bai noch ſo ſchwer war, mit den Eingeborenen zu verkehren, zeigten ſie ſich hier viel weniger ſcheu, ohne Zweifel, weil ſie noch keine üblen Erfahrungen mit Werbeſchiffen gemacht hatten. Mein Freund Tamate war hier nicht bekannt, aber in aller Munde tönte das Wort »Toom!« Wer mochte wohl dieſer Tom ſein, der die Gemüter der Eingeborenen ſo bewegte? Endlich hatte ich es heraus. Nicht Toom, ſondern »Koom« (Kokosnuſs) meinten die Leute, und ob wir ſolche haben wollten? Natürlich, ja! — »Ein Schwein wäre mir lieber!« meinte Kapitän Dallmann, ſchüttelte aber bedenklich mit dem Kopfe, als ich ihm ſagte, dasſelbe ſei bereits beſtellt. Aber die Sache war ſehr einfach, nachdem ich durch Imitation von Grunzen erſt wuſste, daſs Poru auch hier Schwein heifst, wie Kiram Axt. Ich zeigte grunzend die letztere, und unter verſtändnisvollem Gegengrunzen paddelten die Leute nach dem Dorfe. Mit dem Wiederkommen dauerte es freilich etwas lange, und ich wollte mich eben ſelbſt aufmachen, um dem Hohn zu entgehen und vielleicht mit einem Schuſſe nachzuhelfen, denn dieſe Papuaſchweine ſind oft ſehr obſtinat. Da tönte ein durchdringendes Gequieke herüber, daſs alle Spötter zum Schweigen brachte, der Koch wetzte ſein Meſſer und ſagte: »Kaptain! De Doctor het regt! Sieh'! dor brengt de zwarte Jaantjes dat Swin!« Und ſo war es. Wie ſtand ich nun da! He? Selbſt der Kapitän gratulierte zu dem Erfolge, der uns nach langer Zeit einmal friſches Fleiſch und ſein Leibgericht: »ſuur Swinfleeſch en Arwgen« brachte.

Wir gingen an Land, zunächſt nach dem Dorfe, wo uns die ganze Bevölkerung, etliche 30 Köpfe, ſitzend erwartete, ärmlich ausſehende, aber beſcheidene, nette Leute, die ſich über jede Kleinigkeit unendlich freuten. Das Dorf beſtand nur aus fünf Häuſern, die ganz mit denen in Bentley-Bai übereinſtimmten, wie die Eingeborenen ſelbſt, mit Ausnahme eines einzigen, eines Albino. Er war ſo hell als ein ſonnverbrannter Europäer, mit geröteten Wangen und Lippen, hatte rotbraunes Haar in eine mächtige Wolke aufgezauſt, und braune, keineswegs lichtſcheue Augen, wie ſie ſonſt meiſt Albinos eigen ſind. In europäiſche Kleider geſteckt, würde niemand in dieſem Manne den Papua erkannt haben; man erſieht hieraus, was ein biſschen Hautfärbung thun kann. Jedenfalls iſt es ſehr merkwürdig, daſs von dunklen Eltern zuweilen ganz helle Kinder abſtammen, während umgekehrt wohl kaum ein ſolcher Fall bekannt ſein dürfte. So lernte ich an der Südoſtküſte NeuGuineas eine Papuafamilie kennen, von der die ſehr dunkel gefärbten Eltern zwei dunkle und zwei helle Kinder, ſo weiſs als europäiſche, beſaſsen. Die Eingeborenen haben übrigens ſolchem Naturſpiel gegenüber kein Vorurteil, was bei uns im entgegengeſetzten Falle ohne Zweifel recht bedenklich hervortreten würde. In Begleitung der Männer machten wir eine Exkurſion und ſchritten auf engen Pfaden längs einem kleinen Flüſschen oder in dem Bette desſelben, bis wir auf eine graſige Hochebene gelangten, die ſavannenartig mit Schraubenbaum beſtanden war und ſich bis Bentley-Bai hinzuziehen ſchien. Sie würde ſich wegen ihres nicht zu hohen, ſaftigen Graſes trefflich zu Viehweiden eignen, beſitzt aber auch guten, ſchwarzen Boden. Längs einem anderen Flüſschen, an dem ſchöne Plantagen lagen, kehrten wir gegen Abend wieder an die Küſte zurück, wo wir von den freundlichen Leuten Abſchied nahmen. Als wir ins Boot ſteigen wollten, gab es noch eine unerwartete Scene, denn erſt muſste noch eine dunkle Dame gewaltſam entfernt werden, die ſich unter einer Bank verſteckt hatte und abſolut mit an Bord wollte. Das war ſelbſt mir in meiner Papuapraxis noch nicht vorgekommen, aber »es hilft nichts, meine Gnädige, Sie müſſen raus!« Da ſtand ſie händeringend, um die hartherzigen weiſsen Männer zu erweichen,

von denen keiner nur ein Fünkchen Mitleid fühlte. Ja, wer mochte dieſer zartbeſaiteten Seele die Ruhe geraubt, es ihr angethan haben? Sicher keiner von uns vier Weiſsen, denn ein ſolcher läſst ſchwarze Damen ſtets kalt, aber unſere Ruderer, kannibaliſch ſchöne Neu-Britannier, die konnten in ihren roten Flanellhemden wohl Eindruck machen und ein ſo unſchuldiges Herzchen berücken. Aber galant waren dieſe ſchwarzen Stutzer auch nicht, denn als ich einen Tommy oder Bob fragte »you like this fellow papine?« (magſt du das Mädchen leiden?«) ſagte er verächtlich: »bata! what fore? no all same avakak papine Mioko!« (nein! warum? nicht ſo ſchön als Mioko-Mädchen). Ja, ja! dieſe Schwarzen haben auch ſo ihren eigenen Geſchmack, und dunkle Haut allein thut es nicht.



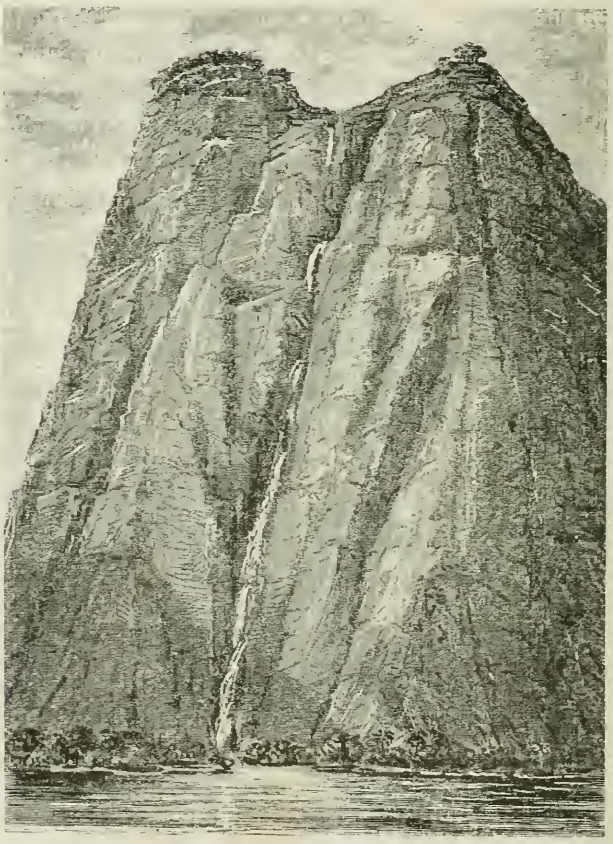
Fingerſpitze.

Merkwürdige Felſen, die zwei übereinander ſtehenden Mauern ähneln, begrenzen die etwa drei Meilen breite Chads-Bai nach Weſten, können aber überſehen werden, da eine ſonderbar geformte Bergſpitze, die ihresgleichen ſucht, das Auge faſt ausſchlieſsend gefangen hält. Unter den maſſigen, mit grünem Gras bekleideten Kuppen erhebt ſich ein iſolierter, ſchlanker, faſt ſenkrechter, an 3000 Fuſs hoher grüner Pik, die »Fingerſpitze« Moresby's, ein gewaltiger und impoſanter Bergobelisk, von dem dieſe Abbildung nur eine

ſchwache Vorſtellung zu geben vermag. Mit dieſer charakteriſtiſchen Partie entwickeln ſich weiter weſtlich bis in die Tiefe von Goodenough-Bai, auf eine Länge von faſt 50 Meilen, immer neue und groſsartigere Gebirgsbilder, ein wunderbares Küſtenpanorama, das wir einen ganzen Tag mit Entzücken betrachten konnten. Ohne Zweifel iſt dieſer Teil landſchaftlich der ſchönſte, den ich in Neu-Guinea kennen lernte, und wahrſcheinlich für die ganze Inſel überhaupt. Es würde ein unnützes Bemühen ſein, eine Beſchreibung zu geben, und ich muſs mich auf einige kurze Bemerkungen beſchränken, um wenigſtens die charakteriſtiſchen Züge dieſes Küſtengebirges zu ſkizzieren. Dasſelbe iſt zunächſt als eine noch unbenannte Fortſetzung der Stirlingskette zu betrachten, die nach Weſten zu allmählich höher wird und ſich von 3000 bis an 5000 Fuſs erheben mag. Dieſes Gebirge fällt faſt allenthalben ſchroff und ſteil bis zur Küſte ab, die nur hie und da beſchränktes, meiſt mit Wald bedecktes Vorland aufzuweiſen hat. Das Gebirge zeigt in ſeiner Kammlinie viele maleriſche Kuppen und Spitzen, zeichnet ſich aber ganz beſonders durch ſteile Schluchten und Schlünde aus, die auf ihrem Rücken ſchroffe Grate bilden. Trotz dieſer markigen Gliederung fehlt das Wildromantiſche der eigentlichen Alpenlandſchaft, weil nur ſelten gröſsere Felspartien hervortreten, dagegen faſt überall ſaftig grünes Gras die Seiten der Berge bekleidet, die nur in den Schluchten und im oberſten Viertel oder Fünftel der Kammhöhe mit Wald bedeckt ſind. Dieſer Kontraſt zwiſchen dem hellen Grasgrün und dem dunklen, faſt ſchwarzen Waldesgrün gehört zu den Eigentümlichkeiten dieſes Gebirges, das ſich auſserdem durch zahlreiche Waſſerfälle auszeichnet. Sie treten beſonders gegen Kap Frere in oft überraſchender Fülle hervor, einem gewaltigen an 3000 bis 4000 Fuſs hohen, maſſigen Gebirgsrücken mit faſt horizontaler Kammlinie, deſſen ſpaltenklaffende Seiten beinahe ſenkrecht ins Meer fallen. Zuweilen erblickte das Auge acht ſolcher Waſſerfälle auf einmal, die freilich nur dünnen Silberfäden glichen, denn wir hatten noch trockene Jahreszeit (Dezember), aber gerade deshalb beſonders merkwürdig erſchienen. In der That iſt es ſchwierig, für dieſe Menge von Waſſer-

läufen von den Bergen herab eine genügende Erklärung zu finden, umſomehr als wir an der ganzen Küſte kaum ein halbes Dutzend, jetzt meiſt vertrockneter Fluſsmündungen antrafen. Da noch niemand den Scheitel dieſer Küſtengebirge betrat, ſo iſt es nicht unmöglich, daſs ſich von hier aus ſüdlich bis zu den nur ſechs bis acht Meilen entfernten höheren Gebirgsketten des Owen-Stanley-Syſtems (Mt. Thompson u. a., über 6000 Fuſs) Hochebenen hinziehen, auf welchen dieſe nördlichen Waſſerläufe entſpringen. Auch die beſonderen Verhältniſſe, unter denen ſich das Vorkommen des Menſchen hier zeigt, ſcheinen dafür zu ſprechen. Mit Chads-Bai fingen Palmwälder und Siedelungen an ſpärlicher zu werden, nur ſelten zeigten ſich einzelne Hütten mit einer kleinen eingezäunten Plantage im Ufervorlande. Deſto häufiger konnte man dieſelben an den Hängen hoch in den Bergen mit dem Glaſe erkennen und erſtaunte über die Häufigkeit der kultivierten Flächen in jenen Regionen. Wie immer waren mit Vorliebe beſonders ſteile Stellen ausgeſucht worden, und über die ſchroffſten Grate konnte man die halsbrechenden Pfade der Eingeborenen verfolgen, die in dieſem intereſſanten Gebiete ſo recht eigentliche Gebirgsbewohner, wie die Koiäri im Innern von Port Moresby, zu ſein ſcheinen. Mit dem Fernrohr lieſsen ſich deutlich alte und neu angelegte Plantagen unterſcheiden, aber nirgends war ein Menſch ſichtbar, höchſt ſelten ein Haus, dagegen zuweilen Rauch oft unmittelbar unter der Waldregion, in Höhen von über 2000 Fuſs. Kap Frere iſt jedenfalls der groſsartigſte Teil dieſes Küſtengebirges und bietet namentlich von der Weſtſeite, Bartle-Bai, höchſt romantiſche Partien, wie die beigegebene Skizze des »Drachenfels« (S. 244), wenigſtens andeutet. Die mit grünem Graſe bekleidete, ſenkrechte Wand, an der ein Waſſerfall herabſtürzt, iſt auf ihrer Spitze mit Felsmauern und Buſchwerk gekrönt, wie mit einer märchenhaften Burgruine. Sehr reich an pittoresken Schönheiten iſt Goodenough-Bai, der wir kaum eine Meile von der Küſte entfernt, auf nahezu 25 Meilen in W.-N.-W.-Kurſe folgten. Das herrliche Gebirge, welches ich zu Ehren des »Baſilisk« benenne, wird höher und zeigt impoſante Kuppen, Spitzen und Hörner, von denen wenigſtens zwei Namen

verdienen. Sie begrenzen die Einſattelung, welche ca. 20 Meilen weſt von Kap Frere das Gebirge durchſchneidet. Die Oſtſeite der tiefen Schlucht bildet, eine regelmäſsige Pyramide, die Flowerſpitze, während die Weſtſeite von einem auffallenden, ſchiefabſtehenden



Drachenfels in Bartle-Bai

Felſenhorn, der Sclaterſpitze, begrenzt wird, beide benenne ich nach zwei hervorragenden engliſchen Naturforſchern. Vor dieſer charakteriſtiſchen Gebirgseinſattelung dehnt ſich ein breiteres Vorland mit ſonderbar geformten Vorbergen aus, die, wie ſchon

Moresby*) erwähnt, auffallend der Tafel eines Atlanten ähneln, welche die Gebirge der Welt darſtellt, ein wahres Chaos von kleineren und gröſseren Pyramiden, die ſich zuweilen giebelartig aneinander reihen. Dieſe mehrere hundert Fuſs hohen Pyramidenhügel ſind alle kahl und zeigten jetzt eine bräunliche Färbung, die nur durch ſpärliche Baumvegetation in den Schluchten unterbrochen wurde. Wenn übrigens Moresby dieſes Land, wie den ganzen Strich, für ausgezeichnet für Kulturen wie Viehzucht erklärt, ſo kann ich damit nicht überein-

Pyramidenhügel in Goodenough-Bai.

ſtimmen. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Land faſt nur aus Gebirgen, dabei ſehr ſteilen Gebirgen, beſteht und zu wenig Ufervorland bietet. Daſs das letztere ſelbſt von den Eingeborenen faſt gemieden wird, iſt freilich höchſt ſonderbar und auffallend, denn immerhin könnten Tauſende hier leben. Von den zahlreichen Dör-

*) l. c. S. 265, aber hier an unrichtiger Stelle und zu früh notiert.

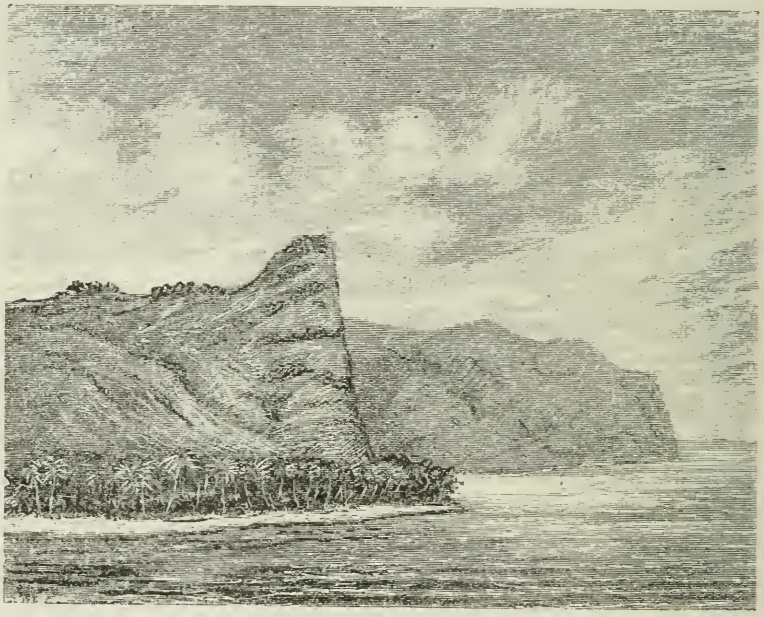
fern, welche Moresby erwähnt, ſahen wir, abgeſehen von einzelnen Häuſern, nur vier, davon das erſte (acht Häuſer) ca. acht Meilen weſt von Chads-Bai, und dann erſt wieder zwei noch kleinere in Bartle-Bai. Dieſe Häuſer waren nicht »oval«, wie ſie Moresby beſchreibt, ſondern von gewöhnlicher Form und ſtanden zum Teil auf niedrigen Pfählen. Noch ſeltener als Siedelungen und Häuſer (die ja auch ganz verſteckt liegen können) trafen wir Eingeborene und kamen nur einmal mit ihnen in Berührung, oder vielmehr ſie ſehr unfreiwillig mit uns. Es war ca. 12 Meilen weſt von Chads-Bai, als plötzlich ein gewöhnliches Baumſtamm-Kanu vor uns auftauchte, deſſen fünf Inſaſſen, offenbar in groſser Angſt, ſo ungeſchickt vor dem Buge des Dampfers manövrierten, daſs eine Kolliſion nicht zu vermeiden war. Die Leute retteten ſich aber im letzten Moment durch Herausſpringen, ſchöpften ihr Fahrzeug, das glücklicherweiſe keinen Schaden gelitten hatte, wieder aus und paddelten dem Ufer zu, ohne ſich nur nach uns und den ins Waſſer geworfenen Geſchenken, roten Zeugſtreifen an leere Flaſchen gebunden, umzuſehen. Ganz ebenſo machte es eine Anzahl Weiber, die wir an einer faſt ausgetrockneten Fluſsmündung überraſchten, ein Mann in einem Kanu in Bartle-Bai und vier Kanus mit je drei Inſaſſen in Goodenough-Bai, alles, was wir an Menſchen überhaupt trafen und zu ſehen bekamen. Bei den Häuſern und Siedelungen beobachteten wir ſonderbarerweiſe nie ein menſchliches Weſen. Und doch zählte Moresby an einer Stelle in Bartle-Bai über 100 Eingeborene, die zwar ſcheu, aber freundlich waren und unter anderem einen Opferhund ſowie ein Schwein überreichten. Es hat ſich alſo offenbar ſeitdem vieles verändert und zwar nicht infolge des üblen Einfluſſes von Werbeſchiffen (Labourtrade), die dieſer Küſte wohl fern blieben. Sie eignet ſich nämlich wegen groſser Meerestiefen*) und Mangel von Häfen nicht ſonderlich für Schiffsverkehr und wird ſchon aus dieſem Grunde Anſiedelungen wenig begünſtigen. Es iſt zu bedauern,

*) Nach Moresby längs dieſer ganzen Küſte von Oſtkap bis Kap Vogel zwiſchen 500 und 600 Faden.

daſs Moresby die Plantagen der Eingeborenen im Gebirge unerwähnt läſst. Wir ſahen ſie in Goodenough-Bai allenthalben, ja hier in noch bedeutenderen Höhen als vorher, nicht ſelten in 4000 Fuſs, unmittelbar unter der Waldregion, welche die Kammhöhe bedeckt, und ſelbſt auf den höchſten Kuppen lieſsen ſich mit dem Glaſe Kultivationen, Fuſspfade, grüne Wieſen und einzelne Häuſer, wie Sennhüten, erkennen. Wer zu ihnen vordringen und über dieſes ſonderbare Gebirgsland und ſeine Bewohner Auskunſt geben könnte! Hat doch bis jetzt kaum ein Forſcher jene Küſte, geſchweige denn die einſamen Gebirgspfade des braunen Mannes betreten. Aber hoffentlich wird auch für dieſes Gebiet bald die Zeit herankommen, wo dieſe Lücken ausgefüllt werden.

Gegen Abend näherten wir uns dem Nordrande von Goodenough-Bai, der ähnlich wie Huon-Golf von Weſt nach O.-N.-O. verläuft, aber nur 25 Meilen lang iſt und mit niedrigeren, meiſt bewaldeten Höhenzügen bedeckt iſt, hinter denen die majeſtätiſchen Gebirge von Goodenough-Inſel hervorragten. Am anderen Morgen befanden wir uns in Ward-Hunt-Straſse, welche die letztere Inſel vom Feſtlande trennt und näherten uns Kap Vogel (S. 248), das Moresby nach dem früheren Premierminiſter von Neu-Seeland Sir Julius Vogel benannte. Es wird von einem ca. 400 Fuſs hohen, ſteilen Hügel gebildet, der gleich einer grünen Wand die Nordoſtſpitze der Kap Vogel-Halbinſel ſäumt, welche aus ſchönem Kulturland zu beſtehen ſcheint. Am Strande zeigten ſich dichte Beſtände Kokospalmen, aber wir bemerkten nur ein Dorf, deſſen Bewohner keine Kanus zu beſitzen ſchienen und von uns gar nicht Notiz nahmen. Grüne Flächen und Hügel treten jetzt an Stelle der Hochgebirge und die ganze Küſte nimmt einen anderen Charakter an. Seit Catharine-Inſel ſahen wir zuerſt wieder kleine Inſeln vorgelagert, die meiſt niedrig, dicht mit Mangrove beſtanden und häufig durch Riff mit dem Feſtlande verbunden ſind. Während es in Goodenough-Bai nicht ein Riff giebt, wurden ſolche von jetzt an häufiger und mahnten den Schiffer zur Vorſicht. Dieſe iſt umſomehr geboten, als wir faſt an dieſer ganzen Küſte bis Mitrafels hinauf noch in einer Entfernung von vier Meilen

trübgefärbtes Waſſer beobachteten, das ſelbſt den ſorgfältigen Ausguck illuſoriſch machte. Nicht ſelten wühlte die Schraube in klarem Waſſer, während die Oberfläche des Meeres weit und breit ſchmutzig-grün erſchien, was auf zahlreiche Süſswaſſerzuflüſſe ſchlieſsen läſst. Die Möglichkeit auf totes Riff zu rennen liegt daher nahe, und auch der Samoa drohte dieſe Gefahr ein paarmal, glücklicherweiſe kamen wir aber mit dem Schrecken davon. Das ſchmutzige Waſſer veranlaſste auch Kapitän Dallmann der riffreichen

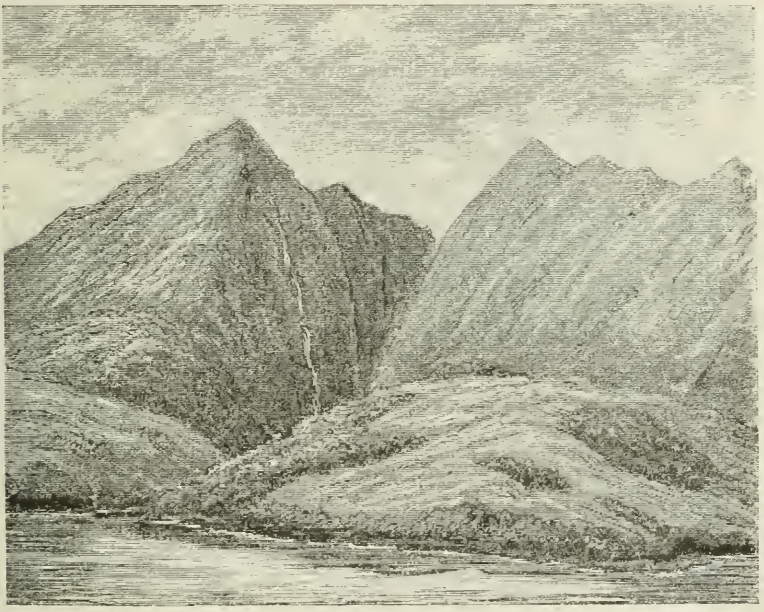


Kap Vogel.

Collingwood-Bai auszuweichen, deren Küſten wir ſchlieſslich ganz aus Sicht verloren. Was wir im öſtlichen Teile derſelben ſahen, war niedriges Hügelland, anſcheinend mit viel grünen und braunen Kulturflecken, die wohl aber nur kahles Land ſind, längs dem Ufer ein dichter Gürtel Mangrove.

Nach wenigen Stunden kam wieder Land in Sicht und entwickelte ſich bald zu einem ſehr maleriſchen Gebirgspanorama, dem

Nelſon-Gebirge mit ſeinen beiden hervorragendſten, an 4000 Fuſs hohen Spitzen, Victory und Trafalgar. Sie ſind wie das übrige Gebirge dicht bewaldet, laufen aber in grafige ſchiefe Flächen aus, die von dichtbewaldeten Schluchten durchzogen ſind, und wahrſcheinlich Fluſsläufe aufzuweiſen haben. So zeigt der Berg Trafalgar an ſeiner Nordoſtſeite einen hübſchen Waſſerfall und wird durch eine tiefe Schlucht in zwei Hälften geteilt, wie dies meine Skizze veranſchaulicht. Die Küſte ſchneidet in mehrere mangrovebeſtandene Buchten



Trafalgar-Berg.

ein, die nicht frei von Felſen ſind, wie es auch an Riffen nicht mangelt. So maleriſch dieſes Land ausſieht und ſo ſehr es für Kulturen geeignet ſcheint, Anzeichen des Vorhandenſeins von Eingeborenen fanden wir nicht und verbrachten daher eine ruhige Nacht in Porlok-Bai, etwas weſtlich von dem ſchwer auszumachenden Kap Nelſon. In dieſer Gegend hatte auch der Baſilisk eine Nacht geankert, und Moresby gedenkt zahlreicher Eingeborener und deren beſonders

konſtruierten, ſehr groſsen Kanus, von denen manche 30 bis 40 Mann trugen. Wir hatten das letzte in der Nähe von Kap Vogel geſehen und trafen überhaupt erſt wieder an der Oſtſpitze von Dyke-Acland-Bai, vor dem ſogenannten Kap Sud-Est (von d'Entrecasteaux) mit Menſchen zuſammen, wie ſich ſchon von weitem an einem Kokoshain erwarten lieſs. Es entwickelten ſich hier nach und nach vier gröſsere Dörfer, von je einem Dutzend Pfahlhäuſern, aber Eingeborene zeigten ſich nur wenig, und dieſe wenigen kamen nicht, obwohl ſie Kanus beſaſsen. Weiter nordweſtlich begegneten wir keinen Siedelungen mehr, was, wenn auch vereinzelte überſehen worden ſein können, immerhin zu dem Schluſſe berechtigt, daſs dieſe ganze, von Chads-Bai an nach ihrem Verlauf gemeſſene, an 270 Meilen lange Küſte nur äuſserſt ſpärlich bevölkert iſt. Und wie es auf deutſchem Gebiete in Huon-Golf und längs der Maclay-Küſte damit beſtellt iſt, haben wir aus Kap. 5 und 4 erſehen. In der That ſind alle bisherigen Angaben über die Einwohnerzahl Neu-Guineas durchaus illuſoriſch und entbehren jedes ſicheren Anhaltes. Aber bei der Genauigkeit unſerer geographiſchen Lehrbücher müſſen ja auch ſolche Zahlen ausgefüllt werden, ſelbſt wenn ſie auch nicht entfernt zuverläſſig ſein können. Was die Beſchaffenheit der Küſte ſelbſt anbelangt, ſo ähnelt dieſelbe im ganzen der von Herkules-Bai. Von der Kap Nelſon-Halbinſel bis Kap Killerton ziehen ſich innland ununterbrochen Gebirgsketten von 2000 bis 4000 Fuſs Höhe, die von da an zu niedrigeren Höhenzügen herabſinken, während das Ufer weſtlich von Dyke-Acland-Bai meiſt mit dichten Kaſuarinenbeſtänden geſäumt iſt. Solche finden ſich in den verſchiedenen Buchten längs der ſogenannten Holnicote-Bai, die übrigens kaum den Namen »Bai« verdient.

Von Mitrafels kehren wir zu einer ſpäteren Zeit wieder nach Bentley-Bai zurück, deren Bewohner uns diesmal als Freunde begrüſsten und am liebſten ganz behalten hätten. Bei nochmaliger genauer Prüfung erwies ſich aber dieſer Platz, aus verſchiedenen Gründen, zur Anlage einer Station, um die es ſich diesmal handelte, nicht geeignet. Wir muſsten alſo unſer Heil anderwärts probieren und unterſuchten die Küſte bis Oſtkap wiederholt. Sie wird von

mehreren kleinen, palmumrahmten Buchten gebildet, von denen ſich aber nur die von Hihiaura brauchbar erwies, weil hier wenigſtens kleine Schiffe ankern können. Dieſe Bucht, ca. eine Meile oſt von Bentley-Bai und neun Meilen weſt von Oſtkap, iſt von maleriſchen Bergen umgeben, unter denen der über 1300 Fuſs hohe Killerton der höchſte iſt. Trotz der Steilheit ſieht man überall im Waldesdickicht noch hoch hinauf urbar gemachte Stellen, Plantagen der Eingeborenen, die im Verein mit den luftigen Kokoshainen des Strandes ein gar liebliches Bild geben. Bald wurde es lebendig; zahlreiche Catamarans paddelten heran, und eine groſse Menge Eingeborener hatte ſich am Ufer verſammelt, als wir landeten. Offenbar war ſchon von Bentley-Bai Kunde über uns hierher gelangt, denn die Leute zeigten ſich, obwohl immerhin miſstrauiſch, doch längſt nicht ſo ſcheu als zuerſt dort. Die Siedelung Hihiaura iſt, wie alle an dieſer Küſte, ſehr klein und zählte nur acht Häuſer, darunter aber ein ungewöhnlich groſses. Es war 40 Fuſs lang, 18 breit und bis unter die Giebelſpitze 25 Fuſs hoch, dabei äuſserſt akkurat gebaut. und ich freue mich, auch dieſes bemerkenswerte Bauwerk der Steinzeit hier in der Abbildung geben zu können. Nicht lange und man wird vergeblich nach einem derartigen Denkmal der Baukunſt des ſogenannten Naturmenſchen ſuchen. Auch die hieſigen hatten die Steinaxt beiſeite gelegt und dachten nicht daran, die beginnenden Schäden des Hauſes auszubeſſern, wie der Eingeborene überall nachläſſiger wird, ſobald er erſt eiſerne Werkzeuge beſitzt. Das bewuſste Gebäude war übrigens ein Familienhaus, in welchem vier Familien, der gröſsere Teil der Bevölkerung Hihiauras, wohnten. Für uns, die wir im Begriff ſtanden ſelbſt zu bauen, hatte dieſes Haus, bei dem keine Säge, kein Bohrer, kein Nagel, ja überhaupt kein Eiſen benutzt oder verwandt worden war, natürlich ganz beſonderes Intereſſe, und ſelbſt unſere Zimmerleute gaben ihrer Bewunderung als Sachverſtändige Ausdruck. Bald kam die Reihe des Erſtaunens an die Eingeborenen, als ſie ſahen, was drei Weiſse mit ihren Werkzeugen und vier Schwarzen zu ſchaffen vermögen. Während letztere den gekauften Platz klärten und mit wuchtigen Axthieben Bäume, z. B. die gröſste Kokos-

palme in zehn Minuten, zu Boden ſtreckten, ſuchten die Zimmerleute im Walde nach paſſenden Bäumen zu Pfählen, denn auch unſer Haus ſollte ein Pfahlbau werden, wobei es hauptſächlich auf die Träger ankommt, auf denen der Fuſsboden ruht. Sie müſſen von Hartholz (Mangrove und dergleichen) ſein, das Fäulnis und weiſsen Ameiſen widerſteht und durch eine Blechkappe und Teeranſtrich weiteren Schutz erhält. An Baumaterial hatten wir nur Pfoſten und Latten für Geſtell und Dachſtuhl, Bretter zur Diele und Fenſterladen mitgebracht, alles übrige muſste von einheimiſchem Material beſchafft werden. Die Eingeborenen holten dasſelbe herbei und erwieſen ſich, ſoweit Kanaker überhaupt fleiſsig ſein können, als recht fleiſsig. Freilich giebt es da immer mehr Zuſchauer als Arbeiter, aber freundliches Zureden und ein freundliches Geſicht vermag auch die Trägen aufzumuntern, ja zuweilen fährt eine wahre Arbeitswut unter die Leute. Ein Teil ſchleppt Büſchelgras für das Dach herbei, andere flechten Matten aus geſpaltenen Blättern der Kokospalme zu den Seitenwänden, Kinder ſäubern den Platz von Steinen und holen Lianen zum Binden, aber alle wollen ſchlieſslich bezahlt ſein und zwar gleichmäſsig. Darin ſind Kanaker reine Sozialdemokraten; denn wer immer nur etwas mitgeholfen hat, verlangt dasſelbe als der, welcher wirklich arbeitete und der Knabe ſoviel als der Häuptling. Nun, ich will gleich hier bemerken, daſs die Arbeitslöhne keine groſsen Summen repräſentieren, handelt es ſich doch um Tabak, und einige Stangen mehr oder minder fällt nicht ins Gewicht. Ja, ein paar Stück mehr thun oft Wunder, erhalten die Leute in Stimmung, und nicht ſelten beginnen etliche freiwillig zu helfen, die bisher nur gafften. So ſchnell der Eifer des Kanakers plötzlich für eine Sache auflodert, ſo ſchnell verfliegt er auch, aber glücklicherweiſe wird ſo ein Haus ja ziemlich raſch fertig, wie die Entwickelung des unſrigen zeigt. Erſter Tag: Bäumefällen und Klären eines Platzes von 120 Fuſs Breite und 170 Fuſs Tiefe; Graben von 24 Löchern und Einrammen ſo vieler Pfähle; zweiter Tag: Diele legen, Pfoſten und Dachſtuhl aufſetzen; dritter Tag: Fenſter und Thüren einſetzen, Dach decken; vierter Tag: Dach vollendet, Innenwände gemacht; fünfter Tag: Seitenwände ge-

macht — und fertig war das Haus! Nicht wahr, das geht ſchnell? »Wird auch danach geweſen ſein?« höre ich Zweifler einwerfen. Ja, ein Palaſt war es freilich nicht. aber, wie die Abbildung (S. 256) zeigt, immerhin ein Haus (40 Fuſs lang, 14 breit und 16 hoch), das für die hieſigen Verhältniſſe einen ausgezeichneten Bau repräſentierte, der die meiſten Traderſtationen, wie ſie im Bismarck-Archipel üblich ſind, bei weitem überragte. Ach ja, ſolche Stationen entſprechen in den meiſten Fällen gar wenig dem, was man ſich gewöhnlich darunter vorſtellt und unterſcheiden ſich oft kaum von Hütten der Eingeborenen. Sogenannte »Native-Häuſer«, d h. aus Material des Landes, ſind übrigens gar nicht zu verachten, und wenn gut gebaut, ſolchen aus Brettern und Wellblechdach, ſchon der gröſseren Kühle wegen, vorzuziehen. Dabei ſtellen ſie ſich bedeutend billiger, denn Bretter ſind in Auſtralien teuer, beſonders Hartholz, das allein den weiſsen Ameiſen widerſteht, die mit gewöhnlichem Fichten- und Tannenholz gar bald fertig werden. »Billig und ſchlecht« rächt ſich in den Tropen daher am meiſten, aber gewöhnlich wird erſt viel Lehrgeld gezahlt, ehe man dies einſieht.

Mit den Eingeborenen hatten wir uns bald auf das freundlichſte geſtellt. Sie waren mit unſerem Plane ganz einverſtanden und brachten gleich das erſte Schwein als Opfer der Freundſchaft, welches bei allen Eingeborenen bedeutungsvoll iſt. Groſse Freude machte es ihnen auch, daſs ich nach alter Praxis jedes Wort aufſchrieb, welches ich hörte. Und als ich erſt »goanajai« (= wie heiſst das?) fragen konnte, da ging es mit der Verſtändigung ſchneller. Aber dieſe erſten Worte machen eben die meiſte Mühe. Namentlich iſt es ſchwer, die Namen der Leute zu erfahren, weniger wer die Hauptperſonen ſind. Denn das hatte ich in Hihiaura bei meiner Findigkeit ſchon am erſten Tage heraus. Und auch dies iſt nicht immer ſo leicht, da ſich ein »Gomira«, wie Häuptling hier heiſst, äuſserlich kaum von der übrigen Geſellſchaft unterſcheidet. Aber da der ſchwatzhafte Alte, mit den verſchmitzten Augen, den ich wegen ſeines Zwickelbartes den Schneider nannte, der hat etwas zu bedeuten. Er entpuppte ſich ſpäter als Gomira Taga! Und dann der behäbige Herr,

mit dem gutmütigen, freundlichen Geſicht, der gehört auch zu den Honoratioren, obwohl er wenig ſpricht, ſtets Ernſt und Würde bewahrt und nie lacht, denn ſo verſchieden ſind auch die Charaktere bei den Papuas. Ich hatte das Richtige getroffen: es war Gomira Tohodo oder Tohde, der gröſste und beſte Häuptling Hihiauras, der ſich uns ſtets hilfreich und freundlich erwies. Er war ein Mann von Beſonnenheit und Nachdenken, und deshalb ſchienen ihm unſere Kühe und Schafe, die jetzt gelandet werden ſollten, viel Sorgen zu bereiten. Solche Ungeheuer hatten die guten Leute noch nie geſehen, und namentlich flöſste ihnen der Widder mit ſeinen gewaltigen Hörnern Angſt und Schrecken ein. Und von was mochten ſich dieſe Monſtra nähren? vielleicht ſpieſsten ſie Menſchen auf, um ſie ſpäter gemächlich zu verſchlingen? Das waren offenbar alles Fragen, die durch Tohdes Kopf gingen, als ich mit ihm einen Ausflug machte, um einen paſſenden Platz für das Vieh ausfindig zu machen. Bald fanden wir mit Gras beſtandene Berghänge, die ſich für unſere Zwecke trefflich eigneten. Ich hielt, ſo gut ich konnte, einen Vortrag über Rindvieh und Schafe, den mein brauner Freund vollkommen zu begreifen und der ihn zu beruhigen ſchien. Sorgſam raffte er ein Grasbündel zuſammen, deſſen Zweck ich anfänglich nicht begriff. Aber da im Dorfe, vor dem verſammelten Volke, da demonſtrierte er mit dem Graſe in der Hand die fremden Tiere, die nun unter Jubel gelandet wurden. Hei! wie das auseinanderſtob, wenn der Widder einen Seitenſprung machte, und gar erſt als eine Kuh nach ihrem Kalbe brüllte; da war es mit der Courage wieder vorbei. Aber die Leute wuſsten nun, daſs die Tiere Gras freſſen und bezeugten ihre Genugthuung darüber durch einſtimmiges »dewadewa« (ſehr gut). Auch ich ſchloſs mich im ſtillen dieſem »dewadewa« an; war es mir doch vorbehalten geweſen, die erſten Nutztiere nach dieſem Teile Neu-Guineas zu bringen, und daſs ſich wenigſtens das Rindvieh trefflich halten würde, darüber war mir kein Zweifel. Freilich muſste das erſt verſucht werden, wie die ganze Anlage ein Verſuch war, auch in dieſem Gebiete freundliche Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen und dasſelbe für Handel und Civiliſation zu eröffnen. Dabei kam der Um-

ſtand zu ſtatten, daſs die Eingeborenen bereits Bedürfniſſe beſaſsen, z. B. nach Tabak und Pfeifen verlangten, deren Benutzung an anderen Orten erſt nach und nach eingeführt werden muſs. So kannten z. B. die Neu-Irländer vor wenigen Jahren Tabak noch gar nicht; heute iſt er dort, wie überall, das gangbarſte Tauſchmittel. Wie die Eingeborenen bereits etwas verlangten, ſo hatten ſie auch etwas abzugeben, ihren Reichtum an Kokosnüſſen, mit dem es an der ganzen Oſtküſte von Neu-Guinea ſonſt gar ärmlich ausſieht. Denn wo die Eingeborenen gar nichts abzugeben haben, da kann auch kein Tauſchhandel aufkommen, wie dies leider meiſt der Fall iſt. Hier boten ſich günſtigere Verhältniſſe und ein weites Arbeitsfeld, das ſich bei geeigneten Hilfsmitteln bis auf die nahen d'Entrecasteaux-Inſeln ausdehnen lieſs. Blumenthal, wie ich die Station (S. 256) nach dem Heimatsorte von Kapitän Dallmann benannte, ſollte dafür die Grundlage bilden und wurde einem erprobten Manne, Karl Hunſtein (vergl. S. 196), den ich glücklicherweiſe in Cooktown getroffen und engagiert hatte, übergeben. Er war mit mir im Inneren von Port Moresby geweſen, und ich wuſste aus Erfahrung, daſs keiner beſſer verſtand mit Eingeborenen umzugehen als er. Einem ſolchen Pioniere, der bereits ſieben Jahre unter den Eingeborenen Neu-Guineas lebte und niemals in Konflikt mit ihnen kam, brauchte man keine Inſtruktionen zu geben, der wuſste ſelbſt am beſten, was er zu thun und zu laſſen hatte.

Die Eingeborenen waren übrigens ganz ſo, wie wir ſie in Bentley-Bai kennen lernten, und ich habe dem dort Geſagten (S. 235) wenig hinzuzufügen. Neu war mir ein eigentümlicher Trauerſchmuck, ein Reif dicht mit Ovulamuſcheln beſetzt, den Frauen über die Bruſt auf der Achſel trugen, zugleich ein Hoheitszeichen, das nur Häuptlingsfrauen zukommt. Eine andere Auszeichnung bemerkte ich an einem Manne, der die eine Bruſtſeite tätowiert hatte, eine Körperverzierung, die ſonſt an dieſer ganzen Küſte nicht üblich iſt. Aber an der Südoſtküſte hatte ich ganz gleiche Tätowierung bei Männern geſehen, die dort als Zeichen dient, daſs der Betreffende einen Feind im Kampfe ſchlug, was vermutlich auch für hier gültig ſein wird.

Im ganzen ſchienen die Bewohner von Hihiaura aber ſehr friedliche Leute, bei denen man ſelten eine Waffe (Speer) ſah und die ihre Kampfſchilde verkommen ließen, wahrſcheinlich weil dieſelben nicht mehr gebraucht werden. Statt Speerwerfen vergnügte ſich jung und alt mit Schaukeln, die ganz wie die unſeren aus zwei Stricken beſtanden und an Bäumen angebracht waren. Ackerbau und Fiſchfang

Station Blumenthal.

bildeten wie überall auch hier die Hauptbeſchäftigungen. Letzterer wurde von Catamarans aus mit Netzen betrieben und galt hauptſächlich einer kleinen, ſprottenähnlichen Fiſchart, die ſehr häufig war. Wenn ſich der Kreis des engmaſchigen Garnes enger zog, verſuchten die Fiſchchen gewöhnlich mit großer Behendigkeit durch

Überſpringen zu entrinnen, ſo daſs die Fiſcher meiſt vollauf zu thun hatten, dies zu verhindern. Ihr Gewerbe wird noch durch gefräſsige Schmarotzer-Milane (Milvus melanotis) erſchwert, die, ohne ſich um den Mann auf dem Catamaran zu kümmern, von dieſem bereits erbeutete Fiſche im Fluge wegzuſtehlen wiſſen, was oft gar ergötzliche Scenen giebt. Es mag noch bemerkt ſein, daſs die Eingeborenen dieſe kleinen Sprotten ganz gut zu räuchern verſtehen und an Stöckchen aufgereiht zum Verkauf bringen. Die Ware hält ſich aber nicht lange, da man kein Salz kennt und alle Speiſen ohne ſolches zubereitet, wie dies für die ganze Südſee*) gilt.

Ich habe bereits erwähnt, daſs alle Papuas nur gekochte Nahrung genieſsen, aber noch einiges über das Kochen nachzuholen. Dabei mag der Stellung der Frau gedacht ſein, die ſo häufig durchaus falſch beurteilt wird. Da hört man nichts als von einem Sklaventum der Frauen, die nur die Laſttiere zu ſpielen haben, ſchlechter behandelt werden als das liebe Vieh, mit einem Wort, die bedauernswerteſten Geſchöpfe unter der Sonne ſein ſollen. Aber ſo ſchlimm iſt es bei weitem nicht; denn auch die Papuafrau erfreut ſich eines menſchenwürdigen Daſeins und ſpielt in ihrer Weiſe, unter Berückſichtigung des allgemeinen Bildungsgrades, eine ſo wichtige Rolle als bei uns. Giebt es doch in Neu-Guinea auch Königinnen! Im ganzen haben es Papuafrauen beſſer als das weibliche Geſchlecht der ärmeren Volksklaſſen bei uns, auf dem nicht allein Hausweſen und Kindererziehung laſten, ſondern das auch meiſt noch tüchtig arbeiten muſs. Das weiſs freilich nicht jeder bei uns, wer aber kennen lernte, wie ſehr ſich das arme weibliche Geſchlecht in Europa plagen muſs, der wird ihre dunklen Schweſtern in Melaneſien nicht beklagen. Betrachten wir das Tagewerk einer Papuafrau! In einer Zone, wo der Tag ungefähr zwölf Stunden dauert, darf man es nicht als Frühaufſtehen bezeichnen, wenn die Menſchen mit der Sonne

*) Die Koiäri, Bergbewohner des Innern von Port Moresby, ſind ſehr begierig nach Salz, gebrauchen es aber nicht als Speiſewürze, ſondern mehr im Sinne einer Delikateſſe. In ähnlicher Weiſe gedenkt von Miklucho ſalzwaſſerdurchtränkten Holzes, welches bei den Bewohnern von Aſtrolabe-Bai beliebt iſt.

munter werden. Gewöhnlich laſſen Eingeborene dieſelbe erſt ordentlich aufgehen, ehe ſie auf der Bildfläche erſcheinen, denn Morgenfriſche und Tau ſind der empfindlichen nackten Haut ſehr unangenehm. Es iſt alſo meiſt ſechs Uhr vorüber, bis ſich die erſten Eingeborenen vor den Hütten zeigen, um ſich zunächſt von den Sonnenſtrahlen durchwärmen zu laſſen. Die Frauen zünden dann Feuer an, um Reſte vom vorhergehenden Abend aufzuwärmen oder friſches Eſſen zu kochen, holen Waſſer in Kokosnuſsſchalen und beginnen dann mit Kehren, ganz wie dies bei uns geſchieht. Dabei wird nicht nur die Hausdiele, ſondern auch der freie Platz um die Häuſer, zuweilen der Strand gefegt; es herrſcht daher eine Reinlichkeit, die vielerorts bei uns zum Muſter dienen könnte. Gegen acht Uhr trollen die Frauen mit den Kindern, Schoſsſchweinchen und Hunden in die Plantagen ab. Dort wird vielleicht etwas Erde aufgewühlt, Yams ausgegraben, gepflanzt und dergleichen, aber nicht das verrichtet, was bei unſerer ländlichen Bevölkerung Arbeit heiſst, die oft nach des Tages Laſt und Mühe noch den Abend benutzen muſs, um ein Stückchen Land zu beſtellen. Gegen drei oder vier Uhr ſehen wir die Frauen aus den Plantagen heimkehren, mit Früchten und Feuerholz beladen, ſchier niedergedrückt von der Laſt. Aber was iſt dieſelbe gegenüber derjenigen, welche Frauen bei uns zu ſchleppen haben, die Kiepen, wie wir ſie in Thüringen finden, oder Körbe und Eimer, wie ſie im Bremiſchen noch dazu auf dem Kopfe getragen werden. Jetzt beginnt das Holzzerkleinern in ſehr einfacher Weiſe, indem man die dürren Aſtſtücke auf einem Stein zerſchlägt, und das Kochen kann ſeinen Anfang nehmen. In Ermangelung von Lappen wird der Topf mit einem Bananenblatt ausgewiſcht und iſt nun zur Aufnahme von Lebensmitteln fertig. Mittelſt Muſchelſchalen ſchälen die Frauen Bananen und Brotfrucht, ſchneiden ſolche in Würfel und füllen den Topf damit, eine Arbeit, bei der ſich die zahmen Schweinchen ſehr zudringlich und läſtig erweiſen, da ſie von allem ihr Teil abhaben wollen. Jetzt wird mit dem gezähnelten Rande einer Muſchel Kokosnuſs gerieben und die ölreiche, breiige Maſſe, welche das Fett erſetzt, über den Inhalt des Topfes ausgeſchüttet, der nun

mit Süſswaſſer gefüllt und Bananenblättern zugedeckt, auf das Feuer geſetzt wird. Drei Steine ſtützen den unterſeits runden Topf, unter dem bald ein luſtiges Feuer lodert. Iſt das Eſſen gar, ſo bekommt jeder ſein Teil auf einem Bananenblatte ſerviert und häufig eſſen die Frauen mit den Männern zuſammen. Letztere ſchämen ſich übrigens keineswegs vor Küchenarbeit, und jeder Mann verſteht ebenſogut zu kochen als die Frau. Nach dieſer Hauptmahlzeit, die nach engliſcher Sitte zwiſchen fünf bis ſechs Uhr abends ſtattfindet, und bei der nur Waſſer als Getränk dient, begiebt man ſich meiſt zur Ruhe. Denn inzwiſchen iſt gewöhnlich der Abend hereingebrochen und das Tagewerk des Papuas vollendet, des glücklichen Menſchen, der nichts von vierzehnſtündiger Arbeitszeit und Nachtarbeit weiſs, ohne welche Millionen bei uns kaum ihr biſschen Leben zu friſten im ſtande ſind. Aber mondhelle Nächte ſehen auch den Papua, der das Dunkel der Nacht fürchtet, thätig, ja unermüdlich; es gilt aber dann nur fröhlichem Spiel und Tanz. Damit kann der Papua oft halbe Nächte zubringen und darf ſich dies erlauben. Iſt er doch ein freier Mann, dem Niemand am frühen Morgen zuruft: »Stehe auf und arbeite«! Ja, das wird noch lange dauern, ehe ſich der Papua unſerer Civiliſation der Arbeit anbequemt hat, und ich fürchte, die Mehrzahl iſt vorher darüber zu Grunde gegangen. Wie ſchwer es ſchon hält den civiliſierten Papua, der bereits im Bunde der Chriſtenheit ſteht, auf die Beine zu bringen, nur um der kurzen Andacht beizuwohnen, das habe ich in Port Moresby oft genug erlebt. Da nützte die Glocke, mit welcher ein Knabe durchs Dorf bimmelte, oft ſehr wenig, und erſt wenn der energiſche Rua, ein eingeborener Lehrer, in Perſon die Hütten viſitierte und die Läſſigen, wohl nicht immer mit bloſsen Worten, aufmunterte, ſchlenderten ſie nach dem Gotteshauſe. Freilich, wenn gerade ein Kriegsſchiff da iſt, dann kommen ſie alle, die Bekehrten und ſolche, die es werden wollen, in zum Teil geborgten Feierkleidern, denn ſie wiſſen ja, daſs bei ſolchen Gelegenheiten meiſt etwas abfällt. Und ſolche läſst ſich der Papua als praktiſcher Mann nicht entgehen, denn Eigennutz bildet einen hervorragenden Zug ſeines Charakters, während der Erwerbs-

ſinn, zumal wenn mit einiger Mühe verknüpft, faſt gar nicht vorhanden iſt.

Trotz der Liebenswürdigkeit der Bewohner Hihiauras wuſste ich ſchon im voraus, daſs das nicht ſo bleiben würde, ſobald erſt der Dampfer weg war. Aber Hunſtein gegenüber brauchte ich unbeſorgt zu ſein, und wir werden ſpäter erfahren, wie ſehr er ſich unter ſchwierigen Verhältniſſen als der richtige Mann bewährte. Und deren giebt es gar wenige. Vor allem erfordert es einen nüchternen Mann, der ſich mit der eingeborenen Damenwelt nicht einläſst, was in der Regel die Urſache von Feindſeligkeiten iſt, ferner einen Mann, der die Eingeborenen zu behandeln verſteht, ſich nicht fürchtet, aber auch bei etwaiger drohender Haltung nicht gleich dazwiſchen feuert, wie dies ſo häufig geſchieht. Ruhe und Nüchternheit ſind daher Hauptbedingungen: auſserdem aber noch eine Menge praktiſcher Fertigkeiten erforderlich, die ſich nur im Buſchleben erlernen laſſen. Leute, welche ſolchen Anforderungen entſprechen, giebt es aber gar wenige, und man darf ſich nicht wundern, wenn die noch ſo junge Geſchichte der Handelsniederlaſſungen im weſtlichen Pacific bereits ſo viele blutige Dramen zu verzeichnen hat, während die Miſſion, mit ein paar Ausnahmen, überall friedlich durchkam. Das hat eben an den betreffenden Vertretern gelegen. Die Art und Weiſe im Betragen und Auftreten des erſten Weiſsen iſt daher von groſser, folgeſchwerer Bedeutung für das weitere Einvernehmen mit den Eingeborenen. Über das Tradertum der Südſee lieſse ſich allein ein Buch ſchreiben, denn es ſetzt ſich aus Elementen zuſammen, deren Vergangenheit häufig eine ſehr dunkele war, und unter denen Abenteurer der verſchiedenſten Art vorkommen. Man muſs dieſe »Whistling Jacks«, »Kings of the Macaskills«, und wie ſie ſich ſonſt mit Vorliebe nennen laſſen, kennen und wird zugeben müſſen, daſs ſie den Eingeborenen ſelten als Vorbilder dienten. Ich erinnere mich dabei u. a. eines Traders auf Pleasant-Island, eines weggelaufenen Matroſen, deſſen Halbblutſohn »Agua-Ardente« gar nicht erſt engliſch lernte, weil dies der Vater für einen »Kanaker« überflüſſig hielt. Und ſolche weiſse Kanaker, »Pákeha Maoris«, wie ſie auf Neu-Seeland heiſsen,

rekrutieren ſich nicht immer, wie in dem letzteren Falle, aus ungebildeten Berufsklaſſen. Nein! gar manche haben etwas gelernt und waren Leute in guter Lebensſtellung. Aber der Gin, der Gin! Da liegt meiſt das Übel! er ſpielt im Leben des Südſee-Traders eine gar groſse, böſe Rolle, und wie wenige giebt es, die ſich mit mäſsigem Schnapsgenuſſe begnügen. Wenn die Eingeborenen Melaneſiens in dieſer Richtung nicht dem Beiſpiele des Weiſsen folgten, ſo liegt es daran, weil ſie Spirituoſen nicht mögen, die in anderen Südſeegebieten z. B. den Gilberts bereits eine erſchreckende Verbreitung gefunden haben. Aber auch in anderen Beziehungen waren Weiſse nicht immer Vorbilder für die moraliſche Erziehung der Eingeborenen, die nicht nur in rohen Matroſen, ſondern auch in Leuten der gebildeten Klaſſe zuweilen üble Lehrmeiſter erhielten. Was muſs der Kanaker denken, wenn ihn ein Weiſser beauftragt, gegen Bezahlung einen anderen Weiſsen umzubringen, wie dies in Neu-Britannien vorkam. Der Anſtifter dieſer grauſigen That, ein Kapitän L . . .*), war damals einer der hervorragendſten Weiſsen und lieſs jenen Trader nur erſchlagen, um deſſen ſogenannte Frau, eine Samoanerin, zu erlangen, wie einſt David Bathseba. Solchen Beiſpielen gegenüber iſt es leicht begreiflich, daſs die Miſſion mit ihren braunen Lehrern (teachers), beſchränkten, aber nüchternen und ordentlichen Menſchen, weit mehr für Civiliſation leiſtete als der Handel, deſſen Träger nur in ſeltenen Fällen etwas dafür thaten. Hätte der Handel aber von Anfang an über ähnliche gute Hilfsarbeiter verfügen können, dann würde auch er für die Eingeborenen und deren Hebung dasſelbe erreicht haben als die Miſſion, denn er iſt ebenſo gut dazu berufen ſegensreich zu wirken als die letztere. Ja, in gewiſſer Beziehung noch mehr, denn der Handel kann die Eingeborenen zugleich zu einer für beide Teile erſprieſslichen Thätigkeit anſpornen und ermuntern, hat aber in dieſer Richtung bisher wenig geleiſtet. Und jetzt iſt es an vielen Orten bereits zu ſpät. Die Eingeborenen zum Teil

*) Powell (l. c. S. 267) erzählt den Fall und das Ende von Kapitän L . . ., der ſchlieſslich von einem Trader erſchoſſen wurde, ganz der Wahrheit gemäſs.

ſchlecht behandelt und durch das oft gewaltſame Wegführen von Arbeitern erbittert, haben das Vertrauen zum weiſsen Manne verloren, und dieſes wird ſich nur ſehr ſchwer wieder erringen laſſen.

Ich wuſste Blumenthal in guten Händen, beſonders da Hunſtein einen tüchtigen Gefährten in einem ſchottiſchen Zimmermann erhalten hatte, und ſo dampften wir befriedigt Oſtkap zu.

IV. Milne-Bai bis Teſte-Inſel.

Killerton-Inſeln. — Miſsionsſtation auf Aroani. — Die Londoner Miſſion in Neu-Guinea. — Farbige Lehrer (teacher) — die wahren Pioniere. — Betragen der Eingeborenen. — Stellung der Lehrer. — Günſtiger Einfluſs der Miſſion. — Ein Sonntag in der Miſſion. — Chriſtliche und heidniſche Kunſt. — Kirärauchen. — Beſchaffenheit der Inſel. — Ein ſchöner Sänger. — Milne-Bai. — Mita. — Higiba. — Schilde. — Häuſer. — Baumhaus. — Eingeborene. — Chinaſtraſse. — Moresby-Archipel. — Dinner-Inſel. — Ein „Dimdim“. — Beſtrafte Arbeiterwerber. — Tripang und Tripangfiſcher. — Miſſionsſtation. — Eingeborene. — Tätowierung. — Baſiraki. — Glockenfels. — Chas oder Teſte-Inſel. — Häuſer — Verſchiedener Bauſtil. — Prähiſtoriſche Töpferei. — Reger Handelsverkehr. — Ethnologie. — Eingeborene. — Haartrachten. — Tätowieren. — Bekleidung und Schmuck. — Einfluſs der Miſſion. — Idande der Lehrer. — Die verunglückte Sylveſterbowle. — Nach Cooktown. — Aufregung.

Die Südſeite der Oſtkap-Landzunge zeigt eine ähnliche Beſchaffenheit als die nördliche. Aber die Hügel und Berge fallen zum Teil ſteiler ab und haben ausgedehnteres Kulturland, längs dem Strande dichtere Kokospalmbeſtände aufzuweiſen; trotzdem bemerkt man wenig Siedelungen und Menſchen. Bald ſahen wir die Killterton-Inſeln vor uns. So heiſst eine Gruppe von drei kleinen und acht bis zehn ſehr kleinen Korallen-Inſelchen, die zum Teil untereinander und mit der Küſte durch Riff verbunden, den nördlichen Eingang von Milne-Bai ſäumen. Mit Ausnahme der öſtlichſten Inſel, Aroani oder Merari, ſind ſie unbewohnt, und auch dieſe iſt erſt durch die Londoner Miſſion beſiedelt worden, welche hier ihre öſtlichſte Station in Neu-Guinea beſitzt. Chalmers nennt ſie »a perfect model farm, splendidly laid out«; was man ſich dabei für Vorſtellungen zu machen

Missionsstation Aroani.

hat, wird meine Abbildung zeigen. Die beiden Hauptgebäude ſind links die Kirche, rechts das Lehrerhaus; die übrigen Häuſer und Hütten (an 15 und mehr) dienen ca. 60 Miſſionszöglingen zur Unterkunft. Diën, der Lehrer (teacher), der uns ſchon in Hihiaura beſuchte, kam uns in ſeinem Boote entgegen, um den beſten Ankerplatz gegenüber der Station anzuweiſen, der übrigens auch nicht frei von Korallriffen iſt. Bald folgte in Kanus und Catamarans die Gemeinde, Eingeborene von der Küſte, die mit der Miſſion leben, teilweiſe als Bekehrte oder weil es ihnen überhaupt bequemer iſt. Sie waren meiſt heller gefärbte Menſchen als ihr Lehrer, der von der Inſel Lifu (Loyalitätsgruppe) ſtammte und den dunklen melaneſiſchen Typus repräſentierte. Dennoch hatte er ſchlichtes Haar, was auf Lifu ſehr häufig iſt und mich weniger verwunderte, als rothaarige Individuen unter den Eingeborenen, weil natürlich-rotes Haar bei Papuas zu den höchſt ſeltenen Ausnahmen gehört.

Das Bekehrungswerk in Neu-Guinea iſt bekanntlich in Händen der Londoner Geſellſchaft, der gröſsten und reichſten der Welt, die hier im Jahre 1871 die erſten Miſſionslehrer einſetzte. Jetzt verfügt ſie über etliche dreiſsig, die in gewiſſen Gebieten der Südoſtküſte, von Saibai bis Milne-Bai, in etwa 25 Stationen verteilt ſind. Die Centralſtation mit dem »Inſtitute« zur Erziehung eingeborener Lehrer iſt auf Erub (Darnley-Isl.), in der öſtlichen Torresſtraſse, unter der Leitung von ein bis zwei engliſchen Geiſtlichen, zwei andere reſidieren in Port Moresby, dem Centrum für Neu-Guinea ſelbſt. Alle übrigen Stationen ſind mit ſogenannten Lehrern (teachers) beſetzt, Südſee-Inſulanern, die entweder von der Loyalitäts-Gruppe (Liſu und Maré) oder aus Oſt-Polyneſien (Savage-Island, Rarotonga u. ſ. w.) herſtammen. Das Miſſionswerk hat dieſen dunklen Sendboten unendlich viel zu verdanken und ihre Verdienſte ſind bei uns viel zu wenig bekannt. Sie waren und ſind die eigentlichen Pioniere nicht nur der Miſſion, ſondern der Civiliſation überhaupt, die es wagten, ſich als Erſte unter ſogenannten »Wilden« niederzulaſſen, die noch niemand kannte, mit denen niemand zu ſprechen verſtand, und von denen kein Menſch vorausſehen konnte, welche Aufnahme den Fremd-

lingen zu teil werden würde. Wie dem Händler (Trader) ein notdürftiges Haus gebaut wird, in welchem man ihn mit einigen Vorräten und Lebensmitteln ſeinem Schickſale überläſst, bis das Schiff wiederkehrt, ſo machte es auch die Miſſion*). Während aber dem Händler ſchon die weiſse Hautfarbe ſtets ein Übergewicht verleiht, fällt dieſer Raſſenvorteil beim farbigen Miſſionslehrer weg, denn der Eingeborene hat vor ſeinesgleichen, wenn auch in europäiſcher Kleidung, natürlich nicht den Reſpekt als vor dem weiſsen Manne. Die Geſchichte der Miſſionsgründung in Neu-Guinea liefert den beſten Beweis, daſs es mit der ſo arg verſchrieenen Wildheit der Papuas nicht ſo ſchlimm beſtellt iſt. Auch ſie haben ſich meiſt als Menſchen gezeigt, indem ſie die Fremdlinge, welche man auf unbeſtimmte Zeit ihrer Obhut anvertraute, nicht nur unbehelligt lieſsen, ſondern dieſelben hie und da noch unterſtützten. Auch das Miſſionsſchiff blieb zuweilen länger aus als erwartet, und die Lehrer waren mitunter lediglich auf die Eingeborenen angewieſen. Wenn es auch nicht an Bedrohungen fehlte, die ſelbſt das zeitweilige Verlaſſen einer Station nötig machte, ſo verdient doch hervorgehoben zu werden, daſs bei der Gründung der Miſſion nur auf Bampton-Inſel, nahe der Mündung des Flyfluſſes zwei Lehrer zu Märtyrern**) wurden, während die Tücke des Klimas eine Menge Opfer forderte. Dieſe Thatſache lautet gewiſs ſehr zu Gunſten der Eingeborenen und ſollte in goldenen Lettern allgemein Anerkennung finden; aber wer ſpricht von den »Wilden« um ſie zu loben? Wer das Weſen des Eingeborenen kennt, wird freilich wiſſen, daſs dies gute Betragen nicht aus purer Humanität entſprang, ſondern daſs, wie ſo häufig im menſchlichen Leben, Eigennutz die Triebfeder zu dieſer Handlungsweiſe war. Schon der weiſse Mann, welcher die fremden, braunen Gäſte inſtallierte, verlieh den letzteren in den Augen des Eingeborenen einen

*) Wie ſchlecht es den unzureichend verſorgten Teachers zuweilen ging, darüber berichtet Moresby (l. c. S. 35).

**) Das Maſſakre in Kalau (Hood-Bai), wobei zwölf der Miſſion angehörige Farbige von den Eingeborenen geſpeert wurden, fand viel ſpäter (März 1881) ſtatt, nachdem die Miſſion längſt hier gefeſtigt war, und hatte ſeine beſonderen Urſachen.

gewiſſen Nimbus. Aber man wuſste auch, daſs das Schiff zurückkommen würde und fürchtete Beſtrafung für etwaige Miſſethaten. Mehr als dieſe Furcht wirkte jedoch das Auftreten der Sendlinge ſelbſt zur Anknüpfung guter Beziehungen. Sie waren ruhige Leute, welche die Eingeborenen nicht inkommodierten, und die letzteren fanden ſich ſchon aus Neugierde beim Gottesdienſt ein, der ihnen ja etwas durchaus Neues war. Bald erkannte der Eingeborene auch den praktiſchen Nutzen der Miſſion, die ihm zuerſt eiſerne Geräte, allerlei Tand, und ganz beſonders Tabak zuführte und dem betreffenden Dorfe dadurch ein Übergewicht verſchaffte. Der nüchterne, berechnende Kanaker-Vorſtand fand ſchnell heraus, daſs eine ſolche Zufuhrsquelle erhalten werden müſſe, und man hütete ſich daher wohl, die Gans mit den goldenen Eiern umzubringen. Die geringen Vorräte einer Miſſionsſtation vermögen die Habſucht der Eingeborenen auch nicht in dem Maſse zu reizen, wie dies gegenüber den viel reicheren Handelsſtationen eintreten kann, um durch einen Handſtreich auf einmal in den Beſitz von Schätzen zu gelangen. Bald hatte die Miſſion hie und da durch den Einfluſs eines Häuptlings unterſtützt, die in Neu-Guinea meiſt wenig bedeuten, Freunde unter den Eingeborenen und gewann dadurch immer feſteren Boden. Selbſt entferntere Dörfer verlangten nach einem Miſſionär, um gleiche Vorteile zu genieſsen und darauf iſt ſo häufig der »Schrei nach dem Evangelium« zurückzuführen. Dieſe Erfolge ſind zum groſsen Teil den farbigen Lehrern zu verdanken, da die weiſsen Miſſionsleiter ja nur in längeren Zwiſchenräumen die über neun Längengrade ausgebreiteten Stationen beſuchen können. Während die Miſſion bisher glücklicherweiſe keinen Europäer verlor, hat der Tod unter den eingeborenen Lehrern um ſo reichere Ernte gehalten, denn gar viele erlagen dem Klimafieber. Fern von der Heimat und ohnehin fataliſtiſch veranlagt, iſt der energieloſe Kanaker viel weniger widerſtandsfähig als der Europäer, ja mancher ſtirbt, weil er ſterben will. Das klingt freilich paradox, iſt aber wahr, und gilt auch für die braunen Sendboten des Evangeliums, die trotz ihres civiliſatoriſchen Anſtriches doch Kanaker blieben. Wenn ſo ein Menſch

plötzlich erkrankt und die Medizin, welche man ihm zurückliefs, nicht bald hilft, dann hält er ſich häufig für verloren, giebt ſich ſelbſt auf und unterliegt nicht ſelten einer Krankheit, die ein Europäer bei einiger Behandlung überwinden würde. Der Miſſionslehrer ſtirbt in vollem Gottvertrauen und in der Beruhigung eines gottergebenen Lebens, der Tod hat alſo keine Schrecken für ihn. In der That verdient die Selbſtverleugnung dieſer Leute die gröſste Anerkennung, denn ſind ſie auch meiſt von geringer Herkunft, ſo ſtanden ſie ſich doch meiſt in ihrer Heimat beſſer. Mancher hatte hier anſehnlichen Beſitz, andere lernten die Welt als Matroſen kennen, und für die wenigſten ſind daher die zwanzig Pfund Sterling (400 Mark), welche ein Miſſionslehrer an Jahresgehalt empfängt, gleichwertig ſeiner früheren Lebensſtellung. Aber das neue Amt verſchafft ihm ein ganz anderes Anſehen. Früher gewohnt zu gehorchen, kann er jetzt kommandieren und ſich zum Herrn und Gebieter einer Gemeinde aufſchwingen, wie dies den meiſten Lehrern ſehr bald gelingt und wiederum für die gute Art der Eingeborenen ſpricht. Sie ſind es, welche gegen geringes Entgelt in Tauſchwaren das Feld mitbeſtellen helfen, das die Lehrerfamilie ernährt, die ja an Eingeborenenkoſt gewöhnt, nur wenig Bedürfniſſe hat. Im Verein mit gelegentlichen kleinen Nebeneinnahmen ſind ſogar noch Erſparniſſe möglich. Die farbigen Lehrer der Londoner Miſſionsgeſellſchaft ſtehen ſich daher weit beſſer, als die der Wesleyaner im Bismarck-Archipel, die auſser Kleidung (d. h. Lavalava oder Lendentücher) nur mit etwas Tabak und vier Pfund Glasperlen jährlich ihren Unterhalt zu beſtreiten haben. Wenn gegenüber dem Aufwande an Mühe und Koſten, den Verluſten an Menſchenleben und Geſundheit, die Bekehrungserfolge*) auch keine groſsen ſind, ſo läſst ſich das ſegensreiche Wirken der Miſſion doch nicht verkennen und verdient volle Anerkennung. Eine Miſſionsſtation iſt ſtets ein Hort des Friedens, namentlich in ſolchen Gebieten,

*) So mufsten u. a. die vier im Inneren von Port Moresby errichteten Stationen wieder aufgegeben werden und zwar nicht wegen „Wildheit“ der Eingeborenen, ſondern weil ſich dieſelben zu teilnahmslos zeigten.

Vor der Kirche Aroani.

wo der Verkehr mit den Eingeborenen durch Weiſse geſtört wurde, deren Betragen nicht ſelten auch die Miſſion in bedrohliche Lage brachte.

Ein Beſuch auf der Inſel Aroani zeigte das Leben und Treiben, wie es an jeder Miſſionsſtation herrſcht. Alles eilte herbei, um dem weiſsen Fremdlinge die Hand zu geben und ihn mit »denani« zu begrüſsen; einzelne lieſsen wohl auch ein »good morning« und den leiſen Wunſch nach Tabak einflieſsen, ohne eigentlich zu betteln. Eine Menge Wörter der hieſigen Sprache zeigte übrigens nahe Verwandtſchaft mit dem Motu von Port Moresby. Es war gerade Sonntag, und jeder erſchien im beſten Staate, aber gerade daran konnte der Erfahrene merken, daſs wir uns an einer entfernten Nebenſtation befanden. Denn während am Sabbath in Port Moresby Kanakerinnen nicht ſelten in Kleidern mit Volants paradieren, muſsten ſie ſich hier mit den landesüblichen Volant-Grasröcken begnügen. Nur wenige beſaſsen aufserdem ein Kattunjäckchen oder ein Strohhütchen mit künſtlichen Blumen, wie die poſſierlich ausſtaffierten Mädchen in der lebensvollen Gruppe unſerer Abbildung. Sie zeigt ſo recht den Gegenſatz zwiſchen den Anfängen einer mit europäiſchem Plunder übertünchten Civiliſation und der urſprünglichen Eingeborenentracht. Die letztere dürfte dabei als die vorteilhaftere erſcheinen, da die rot und gelben Grasröcke, aus Blattfaſern der Sagopalme, die braunen Geſtalten in der That trefflich kleiden. Tätowierung iſt in Milne-Bai nicht Sitte, und die damit verzierten Frauen unſeres Separatbildes waren Gäſte von Dinner-Inſel. Die Vorderſeite der Kirche giebt einen weiteren intereſſanten Vergleich chriſtlicher und heidniſcher Kunſt, die ebenfalls zum Vorteil der letzteren ausfällt. Denn die ſkelettartige Karikatur über der Thür iſt nur aus ſchwarz und weiſsgefärbtem Pandanusblatt verfertigt, hat alſo wenig Mühe gemacht, während wir in dem Aimaka auf Bilibili (S. 73) noch ſolide Holzbildhauerei kennen lernten. Und wenn ich hier auf die Decenz beider Darſtellungen eingehen dürfte, dann hätte ich für beide draſtiſche Bemerkungen zu machen. Die Kirche war im übrigen ein ſolider Pfahlbau, welchem ein mit Kerben verſehener Baumſtamm als

Treppe diente. Bald läutete der Lehrer zum Gottesdienſt, dem einige 40 Eingeborene, meiſt weiblichen Geſchlechts mit Kindern und Säuglingen, beiwohnten. Nach den Regeln der Londoner Miſſion wurde in der Landesſprache geredet und geſungen, denn die Eingeborenen lernen Singen gar ſchnell. Im übrigen herrſcht natürlich am Sonntage die Ruhe der engliſchen Kirche, welche den Miſſionszöglingen aber wenigſtens das Rauchen geſtattet. Die Londoner Geſellſchaft iſt

Kirärauchen.

überhaupt viel toleranter als z. B. die amerikaniſche in Mikroneſien, welche nicht allein das Rauchen verbietet, ſondern auch die Tracht der Eingeborenen durch allerlei Satzungen verändert und dadurch bald alle Originalität auslöſcht. Was würde ſie erſt zu dem eigentümlichen Rauchgerät ſagen, das ich nach langer Zeit zuerſt hier wiederſah, und welchem der Eingeborene wahrhaft frönt! Es iſt dies der an der ganzen Südoſtküſte bekannte Baubau, hier Kirä genannt, ein langes Stück Bambu mit einem Loche. Das letztere dient zur Auf-

nahme einer kleinen mit Tabak gefüllten Blattdüte, einer Art Zigarette. Iſt die letztere angezündet, ſo wird das Rohr voll Rauch geſogen, dann die Zigarette herausgenommen und aus dem kleinen Loch der Rauch eingeſogen oder vielmehr verſchlungen, wobei der Kirä von Mund zu Mund wandert. Ich darf verſichern, daſs dieſe Rauchmethode ſehr wirkungsvoll iſt, denn ſie betäubt förmlich, aber kleine Kinder ſind bereits daran gewöhnt, und der »Baubau« iſt unzertrennlich mit dem Leben des Papuas der Südoſtküſte Neu-Guineas verknüpft.

Das Haus des Lehrers war ein ähnlicher Bau als die Kirche und, wie dieſe, von Eingeborenen gemacht worden. Es enthielt im Inneren drei Abteilungen und auſser ſelbſtgefertigten Tiſchen und Bänken den üblichen Wandſchmuck, Bilder aus London Illustrated News, Graphic, Modezeitungen u. ſ. w., ſowie einige Kiſten und Kaſten, denn auch der Hausrat eines Miſſionslehrers iſt meiſt ſehr beſcheiden. Aber Diën baute an einem neuen Wohnhauſe, das ſehr gut zu werden verſprach. So wurden die Wände auſsen mit Kalk (aus Korallen gebrannt), verputzt und ſollten innen tapeziert werden und zwar — mit Segeltuch, was ſich freilich ſchon der Koſten wegen unausführbar erwies.

Aroani, zum groſsen Teil von Mangrove-Lagunen eingeſchloſſen, mit ſchlechtem koralliniſchem Boden, iſt jedenfalls ſehr ungeſund. Aber ich erſtaunte, trotz des kümmerlichen, korallbeſäten Erdreiches ſo gute Plantagen zu finden. Auſser den üblichen Feldfrüchten Yams, Taro, Bananen und Zuckerrohr wurden auch Kürbiſſe, Waſſermelonen und Mais angebaut; alles ſchien trefflich zu gedeihen, bis auf die wenigen jungen Kokospalmen.

Lieblicher Vogelgeſang, eine Seltenheit in den Tropen, den ich ſchon von Bord aus gehört hatte, und der mir mit ſeinen nachtigallähnlichen Strophen durchaus neu war, reizte den Urheber zu erlangen. Bald war er in meinen Händen, ein unſcheinbares Vögelchen, Ptilotis sonoroides, das bisher nur auf Waigiu und Myſol beobachtet wurde. Sonſt erlangte ich nur noch wenige Kleinvögel, denn die groſsen Fruchttauben waren zu ſcheu, und ſo muſste ich mich mit der kleinen Ptilopus aurantiifrons begnügen, einem jener

reizenden, kleinen Täubchen, welche Neu-Guinea in ſo überraſchender Fülle und Farbenpracht eigen ſind.

Milne-Bai bildet eine an 20 Meilen lange und ca. 10 breite Einbuchtung im Oſtende Neu-Guineas, deren Nordrande wir bis über die Hälfte folgten, um dabei ein Kopragebiet von ſeltenem Reichtum kennen zu lernen. Das Vorland an dieſer Seite der Oſtkap-Halbinſel iſt viel ausgedehnter als an der nördlichen und zeigt ſtellenweis förmliche Wälder von Kokospalmen. Nach der Ausſage der Lehrer würde ſich dieſes Kopragebiet in noch gröſserer Ausdehnung bis in die Tiefe und längs dem Weſt- und Südweſtrande der Bai erſtrecken, ſo daſs dasſelbe reiche Ausbeute verſpricht, deren Verwertung inzwiſchen ſchon in Angriff genommen ſein dürfte. Trotz dieſes Überfluſſes ſchien die Bevölkerung unbedeutend. Nur ſelten zeigte ſich ein einzelnes Haus am Strande, und an den grünen Vorbergen wurden Kultivationen ſeltener. Das allmählich höher anſteigende Stirlings-Gebirge iſt, wie ſich ſchon an der dichten Bewaldung erkennen lieſs, unbewohnt.

In Mita, ca. fünf Meilen von Aroani, der zweiten Miſſionsſtation, lieſs ich mich an Land ſetzen und wurde von Dick, dem Lehrer, einem dunklen Maré-Mann, begrüſst. Hilfreiche Hände zogen das Boot durch die Brandung und reichten geöffnete Kokosnüſſe als Willkommen, noch ehe wir das Land betreten hatten. Die Station iſt viel kleiner als die auf Aroani und beſteht nur aus zwei Häuſern, von denen eins als Kirche dient; auch war der Anhang von Eingeborenen viel geringer. Unter den letzteren zeichnete ſich ein mit Hemd, Hoſe und Filzhut bekleideter ältlicher Mann aus, der König, denn er ſagte wiederholt »me king«, alles, was er an engliſchen Worten wuſste, und empfing natürlich den üblichen Tribut in einigen Stücken Tabak. In Begleitung des »Königs« und Dicks Sohn Joana, einem fixen Knaben, der ziemlich engliſch ſprach, ging ich nach dem nächſten Dorfe, um wenigſtens etwas von Land und Leuten kennen zu lernen. Der Weg führte teils durch Urwälder, in denen auſser anderen Vogelſtimmen ſich auch die von Paradiesvögeln (Paradisea Raggiana) vernehmen lieſsen, teils durch Plantagen,

welche den Reichtum und die Fruchtbarkeit des Bodens bekundeten. Joana erzählte, daſs ein anderer »King« ſeinem Vater nach dem Leben trachte, aber gleich ausreiſsen würde, wenn er mich mit dem Gewehre ſähe. Bald kamen wir an eine hübſche Bucht, welche zur Anlage einer Station wie geſchaffen ſcheint, beſonders da ſie auch für Segelſchiffe ſichere Ankerung bietet. Längs dem Sandſtrande dieſer Bucht gelangten wir zuerſt zu dem kleinen Dorfe Higiba, (Higäbei), das nur aus drei Häuſern beſteht, weiterhin, einen ſeichten Fluſs durchwatend, nach dem etwas gröſseren Baragom, das ſich durch einen groſsen Kanuſchuppen auszeichnete. Er ſtimmte ganz mit dem auf Goulvain (S. 224) überein, und wie wir ſolche in Hihiaura und an der Oſtkap-Landzunge kennen lernten. Dieſe Kanuſchuppen ſcheinen, in Ermangelung anderer Baulichkeiten, zugleich als Verſammlungshaus der Männer zu dienen, in welches man Fremde nicht gern eintreten läſst. Auſser dem Kanu, das Eigentum des Häuptlings oder der Gemeinde iſt, enthielt der Schuppen nur eine Anzahl groſser hölzerner Kampfſchilde, die ganz mit denen in Bentley-Bai übereinſtimmten. Von dieſen Schilden giebt es zwei Formen, länglich-ovale und rechteckige (ca. 1 m hoch und 40 cm breit), die zum Teil mit erhabener Schnitzerei und bunter Bemalung verziert ſind und mit zu den beſten Erzeugniſſen des Kunſtfleiſses zählen.

Die Häuſer unterſchieden ſich von denen in Bentley-Bai (S. 237) hauptſächlich dadurch, daſs ſie auf ſehr hohen Pfählen wohl zehn Fuſs über der Erde ſtehen und aus Sagopalmblatt gebaut ſind, deren lohfarbene Färbung ſie ſchon von weitem auszeichnet. Ich ſah übrigens auch Häuſer auf niedrigen Pfählen und ſolche von ovaler Form, denen gewiſſe Häuſer auf Aroani wohl als Muſter gedient hatten. Beſonders überraſchte mich ein Baumhaus, das noch im Bau begriffen war, wie dies die Abbildung (S. 272) zeigt. Solche Baumhäuſer, die ich aus dem Inneren von Port Moresby kannte, gehören zu den kunſtvollſten Bauwerken der Steinzeit. Denn es iſt nicht ſo leicht in den Äſten und im Wipfel eines Baumes, oft in einer Höhe von 50 bis 60 Fuſs, ein Haus zu bauen, das den Winden widerſteht.

Dieſe Häuſer dienen als Feſten und Warten, in welche ſich die Dorfbewohner bei einem feindlichen Überfall zurückziehen. Die primi-

Baumhaus in Milne-Bai.

tive Leiter aus Lianen, welche zu dem luftigen Bau führt, wird hinaufgezogen und die Feſtung iſt zur Verteidigung fertig. Sie enthält

auſser Waſservorräten Unmaſſen von Wurfgeſchoſſen in Geſtalt von Speeren und Steinen, womit gar mancher Sturm abgeſchlagen werden kann, wenn auch das Dorf in Flammen aufgehen ſollte.

Die Eingeborenen, welche inzwiſchen zahlreich herbeigeeilt waren, unterſchieden ſich in nichts von denen in Bentley-Bai und Hihiaura, ſprechen auch faſt dieſelbe Sprache. Sie brachten auſser Büſcheln buntblättriger Crotons kaum etwas zum Tauſch, und ich erlangte mit Mühe wenige Schilde und Steinklingen, da auch hier die Steinzeit ihrem Ende entgegengeht. Die Eingeborenen von Milne-Bai, erwieſenermaſsen Kannibalen, ſtehen in keinem guten Ruf. Aber auch ſie ſind weit beſſer als der letztere, wie ich von Hunſtein weiſs, der länger unter ihnen lebte und ſehr gut mit ihnen auskam. Moresby, der zuerſt hier war, fand überall freundliche Aufnahme. Aber die Gewaltthätigkeiten der Werbeſchiffe, welche hier rekrutierten, und das zuweilen brutale Auftreten von Tripangfiſchern haben ſeitdem auch hier dem Weiſsen keinen guten Ruf verſchafft; man darf ſich daher über etwaige Maſſacres als Repreſſalie nicht wundern.

Die Samoa war inzwiſchen herangekommen und wir ſetzten unſeren weſtlichen Kurs noch etwas weiter fort, bis wir die Tiefe der Bai ſehen konnten, die aus Flachland zu beſtehen ſcheint. Hier liegen die Dörfer Maivara und Gihara, die wie Wagawaga (Discovery-Bay), am Südweſtrande, ſtark bevölkert ſein ſollen. Wir wandten dann unſeren Bug oſtwärts und dampften, im Angeſicht der 1500 bis über 3000 Fuſs hohen Gebirge am Südrande der Bai, Chinaſtraſse zu, Moresby gab ihr dieſen Namen, weil ſie einen kürzeren Seeweg zwiſchen Auſtralien und China eröffnet, der ſich in der Praxis aber nicht bewährte. Wir hatten North-Foreland, die Nordſpitze der ſüdlichen Halbinſel von Milne-Bai paſſiert, die aus ſteilen, an 1800 Fuſs hohen Gebirgen beſteht, ohne Siedelungen und Kokospalmen, und ſahen die maleriſchen Inſeln des Moresby-Archipel vor uns. Sie ſind alle bergig, mit zahlreichen Kultivationen der Eingeborenen bedeckt, am Strande dicht mit Kokospalmen gefäumt, und mögen danach zu urteilen ziemlich gut bevölkert ſein. Bald hatten wir die kleinen Inſeln Meckinley (Maivara) und Paples an Backbordſeite und ſahen

in die Tiefe von Jenkins-Bai, die faſt hufeiſenförmig von der gebirgigen Baſilisk-Inſel (Urapotta), nebſt Hayter (Sáriwa oder Sariba) umſchloſſen wird. Am Nordweſtrande der letzteren Inſel paſſierten wir Poſſeſſion-Bay, wo Moresby am 24. April 1873 zum erſtenmale die Flagge hiſste und im Namen Englands von den Inſeln Beſitz ergriff. Die Straſse erreicht nun ihre ſchmalſte, kaum eine Meile breite Stelle und ſchien am ſüdweſtlichen Ende durch Heath-Inſel (Rogia, Logia) geſchloſſen, aber bald öffnete ſich der Blick nach Südoſt und wir hatten die kleine Dinner-Inſel (Samárai) vor uns. Sie iſt kaum eine Meile lang, ca. 200 Fuſs hoch, und war, ehe die Londoner Miſſionsgeſellſchaft (1876 oder 77) eine Station errichtete, unbewohnt. Jetzt ſiedeln hier an 30 bis 40 Eingeborene der Nachbarinſeln, meiſt von Rogia, die unter der Obhut von Ipuneſſa, eines Liſumannes, eine kleine Gemeinde bilden.

»Dimdim stop miſsion« (ein Weiſser lebt im Miſſionshauſe) ſagte ein Zögling, der gleich mit dem erſten Kanu längsſeit und an Bord gekommen war; es ſtand uns alſo eine Überraſchung bevor, als wir an Land ruderten. Und in der That, unter der uns erwartenden Menge war ein Dimdim, ein wirklicher Weiſser. Er ſtellte ſich in engliſcher Sprache als »Harry Smith« vor und erkundigte ſich zunächſt nach der Nationalität unſerer Flagge. Als er hörte, daſs es die deutſche ſei, da entpuppte er ſich plötzlich als ein Landsmann von der Oſtſee, der den engliſchen Namen, Gott weiſs aus welchem Grunde, nur angenommen hatte. Ja, ja, ſo werden Deutſche über die ganze Welt umhergeſchleudert, und man wundert ſich an irgend einem Orte keinen Deutſchen zu finden. Von Nordkap und Nord-Sibirien an bis auf den entlegenſten Inſelchen im Indiſchen und Stillen Ozean, wie z. B. Diego Garcia, in den Gilberts u. ſ. w., allenthalben habe ich Landsleute angetroffen, nicht immer mit beſonderer Freude. Daſs Harry als früherer deutſcher Matroſe die deutſche Flagge nicht kennen ſollte oder wollte, durfte befremden und der Umſtand, daſs er zur Beſatzung des berüchtigten Werbeſchiffes »Hopeful« gehört hatte, war ebenfalls als keine Empfehlung zu betrachten. Die gegen Eingeborene verübten Unthaten dieſes Sklaven-

ſchiffes kamen zufälligerweiſe einmal heraus, ein ſeltener Fall in der Geſchichte der Labourtrade. Die Miſſionslehrer hatten Anzeige gemacht, und die Urheber wurden diesmal wirklich vor Gericht geſtellt. Der in Brisbane verhandelte Fall, bei welchem die Lehrer die Haupt-Belaſtungszeugen bildeten, machte damals groſses Aufſehen in Auſtralien. Das Urteil ſprach nämlich den Kapitän, Steuermann und Arbeiteragent oder »Agent of immigration«, wie er euphoniſtiſch heiſst, des Todes ſchuldig. Drei Weiſse wegen einer Handvoll Niggers!! Ein ſolcher Fall war noch nie dageweſen und erſchien ſo ungeheuerlich, daſs die Zeitungen ein furchtbares Geſchrei erhoben. Schlieſslich ſind denn auch die Übelthäter dem Galgen entronnen und zu lebenslänglichem Kerker (davon drei Jahre in Ketten!) begnadigt worden.

Harry führte übrigens hier im Hauſe des Miſſionars ein beſchauliches Leben als Händler (Trader), kaufte Kokosnüſſe, um Kopra zu machen, und war dabei, eine Tripangſtation zu errichten. Tripang oder Bêche de mer — ?? — ja das wollte ich ja eben ſagen —, heiſsen jene zur Ordnung der Stachelhäuter (Echinodermata) gehörenden Meerestiere der Gattung Seewalzen oder Seegurken (Holothuria), wenn ſie gehörig zubereitet und getrocknet ſind. Dieſe Tiere bilden im Leben einen langgeſtreckten, runden, walzenförmigen Körper von einhalb bis drei Fuſs Länge und erinnern an runzlige, plumpe, koloſſale Würſte, die träge auf dem ſeichten Grunde des Korallriffs liegen (daher engliſch »Sea slug«) und wenig animaliſches Leben verraten. Beim Anfaſſen entleeren ſie eine Menge Waſſer und in langen, ſchleimigen, klebrigen Fäden ihre Eingeweide, wodurch das Unappetitliche ihrer Erſcheinung nur noch erhöht wird. Die Bereitung von Tripang iſt im ganzen nicht ſchwierig. Die Tiere werden in groſsen, flachen, eiſernen Pfannen in Seewaſſer gekocht, am andern Tage der Länge nach aufgeſchnitten, vollends gereinigt, etwas an der Sonne getrocknet und dann geräuchert. Man errichtet zu dieſem Zwecke ein höchſt primitives Räucherhaus, in welchem der »Fiſh«, wie die Tripangfiſcher auch Holothurien nennen, auf übereinanderliegenden Horden getrocknet wird. Es erfordert dies groſse

Aufmerkſamkeit, da es hauptſächlich auf ein allmähliches, recht langſames Trocknen ankommt. In dieſem Zuſtande hält ſich die Ware jahrelang. Sie geht hauptſächlich nach Hongkong und zwar meiſt von Cooktown oder Thursday-Inſel aus. In China bildet Tripang, für uns nur ein trocknes, lederartiges, unangenehm riechendes Produkt, eine groſse Delikateſſe der Tafel, auf der ſie in verſchiedener Zubereitung erſcheint.

Man unterſcheidet in der Südſee drei bis vier Arten Tripang, die im Preiſe von 40 bis 110 Lſtl. (800 bis 2200 Mark) per Tonne (2200 Pfund engl.) variieren. Tripang iſt alſo ein wertvoller Artikel, an dem die Fiſcher reich werden müſſen, ſollte man denken! Aber das letztere kommt wohl kaum vor, denn es giebt keine gröſseren Abenteurer als dieſe Tripangfiſcher. In kleinen, ſchlechten Fahrzeugen, nicht ſelten einem offenem Boote, gehen ſie mit wenigen Leuten, meiſt von Cooktown, nach der Küſte Neu-Guineas bis zur Louiſiade, um nach Fiſchereigründen zu ſuchen und ihre ambulante Station aufzuſchlagen. Mit einigen Tafeln Wellblech läſst ſich da ſchon viel thun, und eine ſolche ſogenannte Station iſt das primitiveſte, was man ſich denken kann. Aber ohne die Hilfe der Eingeborenen läſst ſich nichts machen. Sie ſind es, welche die Holothurien bei Ebbe auf dem Riff oder tauchend ſammeln, welche Feuerholz zum Räuchern herbeiſchleppen, wozu groſse Quantitäten erforderlich ſind, und ſonſt allerlei Dienſte leiſten. Glasperlen und andere Kleinigkeiten erhalten den Eifer der Eingeborenen bis zum Abſchluſs der einige Monate dauernden Campagne rege, mit der die eigentliche Bezahlung ſtattfinden ſoll. Aber gar häufig verſchwindet der biedere Weiſse ohne dieſelbe, vielleicht noch unter Mitnahme einiger Eingeborenen, die anderswo gratis zu arbeiten haben, manchmal ihre Heimat überhaupt nicht wiederſehen. Das merken ſich die Eingeborenen natürlich, und gar mancher Tripangfiſcher hat für die Miſſethaten ſeiner Fachgenoſſen, wenn nicht für eigene, büſsen müſſen. Am Dubu in Maupa an der Südoſtküſte ſah ich ſelbſt die Schädel neun chineſiſcher Tripangfiſcher, die durch brutales Betragen ihr Schickſal verſchuldet hatten, ein Fall, der von einem engliſchen

Schiffe unterſucht, aber zu Gunſten der Eingeborenen entſchieden wurde.

Das Miſſionshaus auf Dinner-Inſel, ganz aus Wellblech, auf hohen Pfählen erbaut, mit wirklichen Glasfenſtern, erſchien gegenüber der ſchuppenartigen Kirche gleich einem Palaſt. Die Bekehrten und die Miſſionszöglinge waren in zwei groſsen Grashäuſern untergebracht, und die ganze Station machte einen ſehr freundlichen Eindruck. Von der Inſel ſelbſt läſst ſich dies nicht ſagen. Sie beſteht an der Weſtſeite meiſt aus Sand und nur die Hügel der Nordoſtſeite beſitzen kulturfähigen Boden, während das flache Innere zur Regenzeit in eine Lagune verwandelt wird, die jedenfalls einen geſundheitsſchädlichen Einfluſs ausübt. Infolge des ſteilen Bodens giebt es mehr Geſtrüpp als Bäume auf der Inſel, wie auch die Kokospalme nur kümmerlich gedeiht. Umſo reicher an letzteren ſind die Nachbarinſeln Rogia und Sáriba, wo die Miſſion auch Filialen und Plantagen beſitzt.

Von dieſen Inſeln ruderten bald Eingeborene heran, in Kanus, die zum Teil nur in einem ausgehöhlten Baumſtamm, ohne Ausleger, beſtanden. Sie brachten nur wenig zum Tauſch, darunter kleine Schilde (Jessi) aus weichem Holz, die jetzt eigens für den Handel gemacht werden, aber auch noch einiges aus der guten alten Zeit. Darunter Gaiagaia, Armbänder aus einem menſchlichen Unterkiefer, die von nahen Anverwandten herſtammen und als teure Andenken getragen werden. Dagegen ſchienen einige Schädel (Romaroma) Trophäen erſchlagener Feinde zu ſein, wie noch vor wenigen Jahren Kannibalismus auf dieſen Inſeln herrſchte und vielleicht im Kriege mit den Feſtlandsbewohnern noch heute im ſtillen betrieben wird. Am meiſten überraſchte es mich, hier Tätowierung zu finden, die ich auf allen unſeren bisherigen Reiſen nicht beobachtet hatte, und die ſelbſt auf den nahen d'Entrecaſteaux und in Milne-Bai fehlt. Es zeigt dies wiederum, daſs manche Sitten und Gebräuche auſserordentlich lokaliſiert verbreitet ſind. Die Tätowierung der Frauen und Mädchen, denn nur ſolche wenden dieſen Körperſchmuck als Verſchönerungsmittel an, iſt eine ſehr eigentümliche und reiche, die

zuweilen in Grecmuſter Geſicht, Arme und die Vorder- und Rückſeite des Körpers bedeckt. Die beigegebene Abbildung einer Frau von Rogia zeigt dieſe charakteriſtiſche Tätowierung und zugleich koſtbare Armringe (Maſsuoro) aus dem Querſchnitt einer groſsen Kegelſchnecke (Conus millepunctatus), wie wir dieſelben ſchon auf Normanby (S. 215) kennen lernten.

Ich beſchloſs Teſte-Inſel (Chas oder Tſchas der Eingeborenen) anzulaufen, die äuſserſte, ſüdöſtlichſte Inſel des Moresby-Archipel, welche zuweilen ſchon zur Louiſiade gerechnet wird. Sie liegt ziemlich iſoliert und ſcheint ein Überbleibſel des groſsen geſunkenen Barrier-Riffs zu ſein, das ſich von Neu-Guinea bis auf die Louiſiade erſtreckt, deſſen Brandung die erſten Seefahrer ſo lange von der Entdeckung der Südoſtſpitze Neu-Guineas abhielt. Wir genoſſen auf dieſer Reiſe den Anblick herrlicher, fruchtbarer Inſeln, die ſich faſt ununterbrochen von Weſt nach Oſt erſtrecken, unter denen Moresby (Baſiraki, Waſilaki) mit ſeinem über 1200 Fuſs hohen Bergrücken beſonders hervortritt. Eine hübſche Abwechſelung gewährten die flinken Segelkanus der Eingeborenen (Atlas VIII. 9), die ſehr raſch vor dem Winde laufen und mit zu den beſten Fahrzeugen der Südſee gehören.

Tätowierte Frau von Rogia.

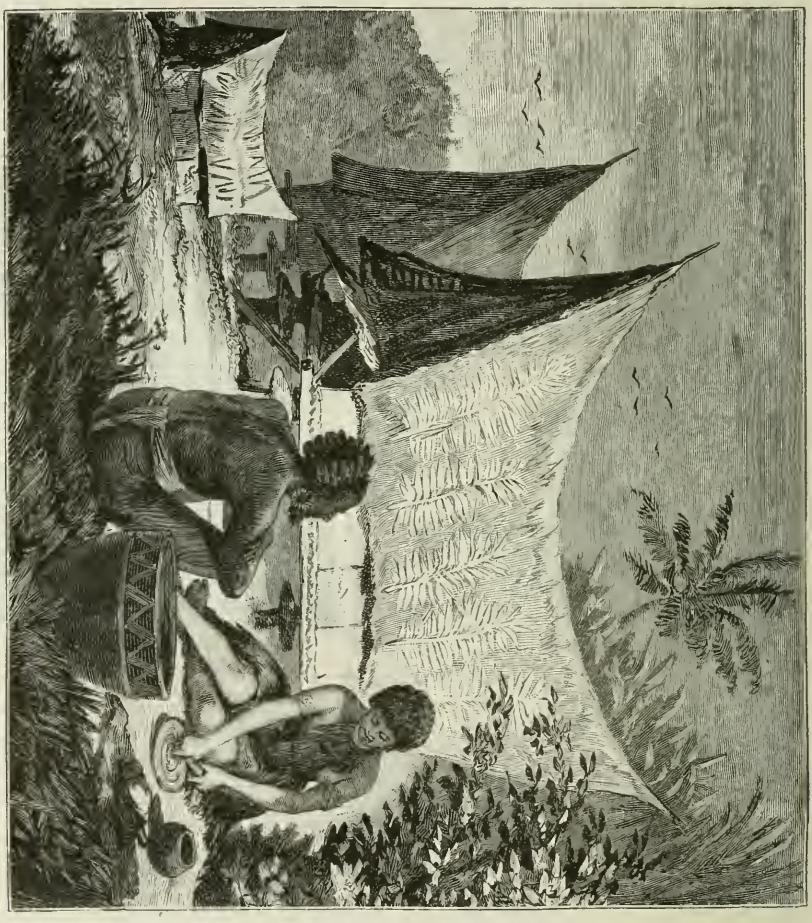
Bald zeigte ſich Teſte-Inſel mit ſeiner charakteriſtiſchen Landmarke, dem Glockenfels, (S. 279) einem über 400 Fuſs hohen, iſoliert aus dem Meere aufſteigenden Fels, wie ihn die Skizze zeigt. Die $2\frac{1}{2}$ Meilen lange Inſel ſelbſt gleicht an der Nordſeite, wo die »Samoa« ankerte, einem langgeſtreckten, grünen Hügel, mit viel urbargemachtem Lande, am Strande von Bäumen und Kokoshainen eingefaſst. Auf der kahlen ca. 500 Fuſs hohen Mittelkuppe machen

ſich drei hohe Bäume ſchon von weitem bemerkbar und kennzeichnen die Inſel. Obwohl die Nordſeite unbewohnt iſt, ſo war unſere Ankunft doch bemerkt worden, und Eingeborene erwarteten uns am Strande als Führer nach dem Dorfe und der Miſſionsſtation. Redensarten in gebrochenem Engliſch, wie «How is that Captain me no smok?« oder »What for you no pay me cigar?« zeigten, daſs die biederen Inſulaner gut mit Weiſsen bekannt, und das Verlangen nach Zigarren, Holzpfeifen und zwölfzölligen Meſſern, daſs ſie bereits verwöhnt ſind. In der That wird Teſte-Inſel häufig von kleinen Handelsfahrzeugen, namentlich Tripangfiſchern beſucht, und verſchiedene Eingeborene haben an Bord von ſolchen ſogar Cooktown kennen gelernt. Von der Höhe des Hügels eröffneten ſich dem Auge ſchöne Fernblicke auf die kaum 20 Meilen entfernten Moresby-Inſeln, die Engineer-Gruppe bis Normanby hin, aber Neu-Guinea war nicht ſichtbar. Seine Südoſtſpitze liegt noch etliche 30 Meilen ab und die Gebirge derſelben ſind nicht hoch genug.

Glockenfels.

Durch reiche Plantagen, namentlich von Bananen, gelangten wir nach der Siedelung Kasadekaua, der gröſsten der vier, welche die Inſel beſitzt. Ich war erſtaunt über die prächtigen Pfahlbauten, groſse Häuſer, wie man ſie auf einer ſo kleinen Inſel nicht erwartet. Sie ähneln im ganzen denen von Normanby, ſind aber viel ſtattlicher, ruhen auf ſoliden behauenen Pfählen, die zum Schutz gegen Ratten u. ſ. w. oberſeits mit einer runden tellerartigen Scheibe verſehen ſind. Die Seitenwände beſtehen aus Kokosmatten, welche ſich praktiſcherweiſe verſtellen laſſen. Das ſattelförmig eingebogene Dach iſt aus einer Art Schilf gefertigt und mit toten Palmblättern belegt. An ein paar Häuſern ſah ich Giebelleiſten mit etwas buntbemaltem

Schnitzwerk, jedoch keine Darſtellung menſchlicher Figuren. Unſere Abbildung zeigt den vorherrſchenden Bauſtil dieſer Inſel nebſt einer Grabſtätte, in Form eines Miniaturhauſes, wie ſie in ähnlicher Weiſe auch an anderen Plätzen Neu-Guineas (vergl. S. 173) vorkommen.



Häuſer und Grab auf Teſte-Inſel.

Aber nicht alle Häuſer ſind ſo ſtattlich, ſondern es giebt auch kleinere, lottrig gebaute, ſowie ein ganz beſonderes Haus. Dasſelbe ſteht ebenfalls auf Pfählen, iſt ſehr groſs (wohl 40 Fuſs lang) und zeichnet

ſich durch ovale Form*), mit hohem ſchüſſelförmigen Dach aus, ein Stil, der mir bisher nicht vorgekommen war und ethnologiſch von ganz beſonderem Intereſſe iſt.

Auſser den Häuſern hat ſich auf Teſte-Inſel aber noch eine andere hochintereſſante ethnologiſche Eigentümlichkeit erhalten, nämlich die Töpferei, welche hier ſchwungvoll betrieben wird. Die geologiſche Formation, verwitterter Baſalt, mit viel, zum Teil kriſtalliniſch eingeſprengten Schörl, liefert dafür in einem reichen Wackenthon treffliches Material. Ich lieſs ſogleich ein paar Frauen kommen, in deren Händen auch hier, wie überall, allein das Töpfergewerbe ruht, und war hoch erfreut, eine ganz beſondere Manier kennen zu lernen. Die Töpfe werden nämlich nicht wie in Bilibili (S. 83) oder Port Moresby aus einem Klumpen Lehm mittelſt eines Steines und Klopfers getrieben, ſondern nur mit den Händen geformt. Wie unſere Skizze einer Töpferin bei der Arbeit S. 280) zeigt, macht dieſelbe eine wurſtförmige, etwa daumendicke Rolle aus Thon, die ſpiralig aufgebaut und mit den Fingern, ſowie einer kleinen Muſchelſchale (Tellina) platt geſtrichen wird. Das Verfahren iſt alſo genau dasſelbe, wie es bei unſeren pfahlbauenden Vorfahren war, deren keramiſche Überreſte und Fragmente ſo manchen Gelehrten beſchäftigen und ſorgfältig zuſammengekittet zu den koſtbaren Schätzen der Muſeen zählen. Hier konnte ich prähiſtoriſche Töpferei noch von Lebenden gehandhabt, vom Kneten des Lehmes bis zu dem einfachen Brennprozeſs (IV. 7) ſtudieren. Die Form des hieſigen Fabrikats iſt (vergl. Abbild. S. 280 und IV. 6) eine eigentümliche und erinnert an tiefe Näpfe oder Schüſſeln mit rundem Boden. Der obere ſenkrechte Rand zeigt verſchiedene einfache Randmuſter (IV. 10), die mit gabelförmigen Inſtrumenten aus Bambu (IV. 9) eingekratzt werden und nicht als Ornament, ſondern als Handelsmarke dienen. Denn auch hier hat jede Frau ihr eigenes Merk (Kulikulikuto), mit dem ſie ihr Fabrikat kennzeichnet. Dasſelbe findet weithin, bis auf die d'Entrecaſteaux, nach Chads-Bai, Südkap (Suau), Woodlark-Inſel

*) Die Abbildung bei Powell (l. c. S. 9) iſt ganz unrichtig.

(Murua, Mulua), vielleicht auch auf der Louiſiade, Abſatz. Das kleine Chas wird dadurch ein Centrum des Tauſchhandels für alle dieſe Gebiete, denen Töpferei unbekannt iſt. Kaum mit brauchbarem Holze zum Hausbau verſehen, müſſen die Inſulaner ſolches, wie eine Menge fertiger Geräte und Waffen, ja einen Teil der Lebensmittel von anderswo eintauſchen, Verhältniſſe, die ſich inzwiſchen ſehr verändert und zum Teil in andere Bahnen gelenkt haben. Durch den Verkehr mit Weiſsen und die Miſſion iſt es auf Teſte nämlich bereits mit der Steinzeit vorbei und ein groſser Teil Originalität verloren gegangen. Ich konnte daher nur letzte Reſte einer untergegangenen Kulturepoche retten. So, eigentümliche Holztrommeln, groſse flache Holzſchüſſeln (Gaibe) mit hübſcher Randverzierung (T. III. 4), koloſſale an drei Meter lange, ruderförmige Rührlöffel (Kolopale) für Sago, mächtige Steinbeilklingen (Gune) bis 32 cm lang und 16 cm breit, kurze Handkeulen (Boſſim) aus Knochen des Spermwal, die an Meri der Neu-Seeländer erinnern (T. XI, 6), ſchön geſchnitzte Speere (Womari) und Schilde, letztere ganz in der Form, wie die in Milne-Bai (S. 271) und einiges andere. Ein Teil dieſer Gegenſtände kommt oder kam von den d'Entrecaſteaux (Duau und Kulala), von woher ich ſelbſt Obſidian auf Teſte ſah, andere, darunter die groſsen, ſchönen, ſeetüchtigen Segelkanus von Mulua oder Murua, das in lebhaftem Verkehr geſtanden zu haben ſcheint und worunter die 150 Meilen entfernte Woodlark-Inſel zu verſtehen iſt. Wie in Port Moresby aus dem Papuagolf ganze Handelsflotten eintreffen, um gegen Sago Töpfe einzutauſchen, ſo kommen die Bewohner Muruas nach Teſte, um dieſes wichtige Küchengerät zu erſtehen. Ich beobachtete übrigens, daſs die erhandelten Kanus zum Teil erſt auf Teſte vollendet werden und hier ihren Schmuck an Schnitzereien erhalten. Die letzteren ſind in ſehr ſchwungvollen Muſtern vertieft gearbeitet und mit roter und ſchwarzer Farbe ausgeſchmiert, wozu man ſich eines eigentümlichen Inſtruments (Keginiſs T. VI. 5) aus Muſchel (Pinna nigra) bedient. Es mag noch bemerkt ſein, daſs auf Teſte einzeln noch Catamarans benutzt werden; auch ſah ich die eigentümlichen Fiſchfallen von Bentley-Bai (T. IX, 1), hier Wuba genannt.

Was die, ſtark mit Ichthyosis behafteten, Eingeborenen anbelangt, ſo ſind ſie echte Papuas, die ſich von denen des Feſtlandes in nichts unterſcheiden, wie das beigegebene Porträt eines jungen Mannes zeigt. Er trägt das Haupthaar in der üblich aufgezauſten Wolke, im Nacken lange Zottelſtränge, die mit Cypraeamuſcheln verziert ſind. Ich beobachtete übrigens, wie faſt allenthalben, auch vereinzelt ſchlichthaarige Individuen, nicht ſelten Kinder mit blondem Haar (ohne Einwirkung von Kalk) und ganz europäiſche Phyſiognomien, alles individuelle Abweichungen die, wie beſonders erwähnt ſein mag, mit Vermiſchung nichts zu thun haben, denn es giebt auf

Junges Mädchen von Teſte.

Junger Mann von Teſte.

Teſte kein Halbblut. Die Haartracht des weiblichen Geſchlechts iſt ähnlich wie die des männlichen, und dichtverfilzte Nackenſträhne, die Polkalöckchen ähneln, ſind auch bei ihm beliebt. Unſere Abbildung veranſchaulicht eine junge Schönheit, deren franſenartiger Bruſtlatz aus fein geflochtenen Strickchen einen Trauerſchmuck darſtellt, wie er in ähnlicher Weiſe auch in Finſchhafen vorkommt. Eine beſondere Art Trauerſchmuck heißt Sapisapi, und beſteht aus einem dicken Polſter von Haaren, mit Spondylusſcheibchen verziert, das auf der linken Bruſtſeite getragen wird. Ich offerierte einer Frau hohen

Preis, aber vergeblich, da das Haar von ihrer verſtorbenen Schweſter herrührte, gewiſs ein ſchöner Beweis von Pietät gegen Verſtorbene. In derſelben Weiſe wurden früher hier Unterkiefer naher Anverwandten als Armbänder getragen, welche für Unkundige gewöhnlich als Zeichen von Kannibalismus gelten. Dieſe Armbänder ſind durch die Miſſion abgeſchafft worden, aber man muſs es der Londoner Geſellſchaft nachrühmen, daſs ſie anderen »heidniſchen« Schmuck duldet. So die Tätowierung, die beim weiblichen Geſchlecht hier ſehr verbreitet iſt, in Muſtern, welche ſo ziemlich mit den auf Rogia und Sariba gebräuchlichen übereinſtimmen. Ich ſah kleine Mädchen noch im Kindesalter, bei denen mit dieſer, übrigens wenig ſchmerzhaften, Körperverzierung bereits begonnen war. Die beigegebene Abbildung zeigt Tätowierung im erſten Stadium des Aufzeichnens, was mit Ruſs aus gebrannter Kokosnuſsſchale mittelſt eines Höſzchens geſchieht. Die ſchwarze Farbe wird dann mit einem ſpitzen Inſtrument (Dorn) in die Haut eingeſchlagen und erſcheint, nachdem der leichte Schorf abgeheilt iſt, viel bläſſer, (wie dies die Abbild. S. 278 zeigt). Die Bekleidung der Inſulaner iſt ganz ſo wie überall an der Oſtſpitze Neu-Guineas, aber die jungen Mädchen (darunter ſehr niedliche), paradierten in beſonders feinen, rot- und ſchwarzgeſtreiften Faſerſchürzchen in Volants mit Schärpe (T. XVI. 8). Schmuckſachen (Ohrringe und Halsketten) aus Spondylusſcheibchen, die von Murua kommen, waren nicht ſelten, aber meiſt unverkäuflich, wie die eleganten, etwas gekrümmten Naſenſtifte (Panaiate) aus dem Schloſsteil einer Hippopurmuſchel, mit denen namentlich junge Mädchen kokettierten (vergl. Abbild. oben).

Aufgezeichnete Tätowierung.

Moresby, der 1872 als der erſte Weiſse Teſte-Inſel betrat und ſehr freundlich empfangen wurde, ſah noch zahlreiche Schädel er-

ſchlagener Feinde als Trophäen an den Häuſern aufgehangen. Die Inſulaner waren damals kriegeriſch und wie alle Bewohner des Archipels (und der Louiſiade) Kannibalen. Das hat jetzt glücklicherweiſe aufgehört, die Bewohner brauchen keine Waffen mehr und führen unter der Ägide der Miſſion ein friedliches Leben, ſind aber ſeitdem an Zahl bedeutend zurückgegangen und auf ca. 300 Köpfe zuſammengeſchmolzen. Die hieſige Sprache iſt, um dies noch zu bemerken, ſehr nahe mit der von Rogia und den übrigen Inſeln des Moresby-Archipels verwandt. Der farbige Lehrer, Idande, ein dunkler Lifumann, hat groſsen Einfluſs und regiert die, meiſt der Miſſion angehörenden, Eingeborenen als der erſte Häuptling. Seine Station war ſehr gut gehalten, die Kirche aber, wie ſo häufig, das ſchlechteſte Gebäude. Es mag dabei bemerkt ſein, daſs die Lehrer die Häuſer ohne beſondere Entſchädigung zu bauen haben. Auſser Hühnern, die überall an Miſſionsſtationen gehalten werden, aber ſelten zu haben ſind, beſaſs Idande auch Gänſe und Schweine europäiſcher Raſſe, ſowie treffliche Hunde. Letztere ſind auch durch Tripangfiſcher nach der Oſtſpitze Neu-Guineas gebracht worden und haben hier an manchen Orten die eingeborene Raſſe bereits verdrängt. Ich übernachtete bei Idande, der als früherer Matroſe auf einem Walfiſchfahrer mancherlei zu erzählen wuſste und ſich als geborener Franzoſe mit lebhaftem Intereſſe nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege erkundigte, über den ich ihm zu ſeiner Freude aus eigener Anſchauung berichten konnte. Er gehörte zu den Veteranen der Miſſion, welche 1871 zuerſt von den Rev. Murray und Mac Farlane in Neu-Guinea eingeſetzt wurden und die im Anfange gar viel durchzumachen hatten. Mit Dankbarkeit erinnerte er ſich Kapitän Moresby's, der ihn, wie ſo manchen der ſchlecht verſorgten Lehrer, faſt vom Hungertode*) rettete. Wie Miſſionslehrer gewöhnlich zu thun pflegen, klagte auch Idande, infolge des langen Ausbleibens des Miſſionsſchiffes, über Mangel verſchiedener notwendiger Proviſionen, wie Salz, Zucker, Streichhölzer, Mehl, Petroleum, Tabak, und ich freute

*) Vergl. auch Moresby l. c. S. 165.

mich, ihm aushelfen zu können. Als Gegengeſchenk ließs er zum Abſchiede zwei alte Hähne und eine Ananas an Bord bringen, die erſte und einzige, welche ich auf unſeren bisherigen Fahrten geſehen hatte. Ich beſtimmte ſie zu einer Bowle, mit der wir Silveſter feiern wollten, aber es kam, wie ſo oft, anders! In Bewunderung der ſpiegelglatten See und eines herrlichen Zodiakallichtes, das mit Untergang der Sonne 6 Uhr 21 Minuten den weſtlichen Himmel bis 7, 23 in verſchiedenen zarten Tinten färbte, ſaſsen wir gemütlich auf dem kleinen Quarterdeck. Die Bowle ſtand auf dem Kajütstiſche und war im Waſſerfilter angerichtet. Eben wollte ich den letzteren vorſichtshalber feſtbinden, da machte das Schiff eine Bewegung — krach! und mit unſerer Bowle und Silveſterfeier war es vorbei!

Teſte-Inſel liegt nur etwa 400 Meilen von Cooktown entfernt, unſerem damaligen Reiſeziel, wo die Ankunft eines Dampfers unter deutſcher Flagge groſse Aufregung verurſachte. Man erging ſich in allerlei wunderlichen Vermutungen, hatte aber die Beteiligung der »Samoa« bei der Beſitzergreifung Deutſchlands in Neu-Guinea bald heraus.

Und daſs man, bei den damaligen Anſichten der Koloniſten, darüber nicht eben erbaut war, läſst ſich begreifen; betrachtete doch Auſtralien, beſonders Queensland und Victoria, die Papuaregion, inſonderheit Neu-Guinea als ihr angeſtammtes Erbe. In der Town-Hall wurde ein »Indignation-Meeting« unter dem Vorſitz des Mayor abgehalten und Englands Politik, die Übergriffe Deutſchlands überhaupt zugelaſſen zu haben, auf das ärgſte getadelt. Da man den armen Gladſtone nicht bei der Hand hatte, konzentrierte ſich der ganze Unmut von Preſſe und Publikum auf mein Haupt. Während die erſtere einmal faktiſch drohte, mich mitſamt der »Samoa« in die Luft zu ſprengen, hörte ich nicht ſelten beim Vorübergehen die Worte »that is the fellow who stol us New Guinea«! Wahrhaftig, wer die Kolonien mit ihrem »free and easy« nicht gekannt hätte, konnte ſich in Cooktown unbehaglicher als unter Wilden fühlen, die wenigſtens keinen Dynamit beſitzen.

Aber ich kümmerte mich nicht um die Leute und lieſs ſie reden, was ſie wollten. Wuſste ich doch zur Genüge, daſs es nicht ſchlimm werden würde, und daſs ich nichts zu fürchten hatte. Dafür bürgte ſchon der mächtige Schutz der deutſchen Flagge und der Reſpekt vor unſerem groſsen Reichskanzler, der, wie ſich die Leute nicht ausreden lieſsen, den Doktor mit der »Samoa« ausgeſandt haben ſollte.

Siebentes Kapitel.

Kaiſer Wilhelmsland.

I. Längs der unbekannten Nordküſte.

Unſere Vorgänger. — Vulkan-Inſel. — Weithin ſchmutzig gefärbtes Meer. — Bei Venushuk. — Eingeborene. — Ethnologiſches und Anthropologiſches. — Bedenken gegen die Weiterreiſe. — Schouten und le Maire. — Längs unbekannter Küſte. — Wir entdecken den Kaiſerin Auguſtafluſs — Hanſemann-Küſte. — Zuſammentreffen mit Eingeborenen. — Krauel-Bucht. — Eingeborene am Capriviflufs. — Albino. — Kap Dallmann — Neue Buchten. — Prinz Alexander-Gebirge — Dallmannhafen. — Eingeborene. — Landexkurſion. — Dorf Rabun. — Hausbau. — Frauen. — Tabuhaus. — Gaſtfreundſchaft. — Ein Papuadinner. — Papuaniſche Auffaſſung europäiſcher Utenſilien. — Spielzeug. — Elektriſiermaſchine. — Ich ſoll Häuptling werden. — Muſchu. — Inſel Guap. — Eingeborene derſelben. — Bruſtbeutel. — Äuſserer Ausputz derſelben. — Inhalt. — Waffen. — Kanus. — Wiederſehen. — Pâris oder Aarsau. — Finſchküſte. — Neue Flüſſe — Kaſkadefluſs. — Malgari und ſeine beiden Söhne. — Macht der Muſik. — Wieder neue Flüſſe. — Tagai. — Auf Palmblättern. — Pfeil und Bogen — Paradiesvögel. — Koloſſales Haar. — Torricelli-Gebirge. — Kein Paſſier-Point. — Sainſon-Inſeln. — Berlinhafen. — Sanssouci. — Kopradiſtrikt. — Neue Flüſſe. — Groſse Lagune. — Schacher mit Eingeborenen. — Ethnologiſches Sammeln. — Kein Karan-Riff — Maſſilia — Eingeborene. — Berg Bougainville. — Angriffshafen. — Eingeborene — im Kriegsſchmuck. — Neues ethnologiſches Gebiet. — Enorme Nafenkeile. — Anthropologiſches. — Pfiffigkeit. — Ausſicht auf Humboldt-Bai. — Germaniahuk. — Zu Anker am Sechstrohfluſs. — Eingeborene. — Vorſicht nötig. — Schwieriger Handel. — Ethnologiſches. — Eſsbare Erde.

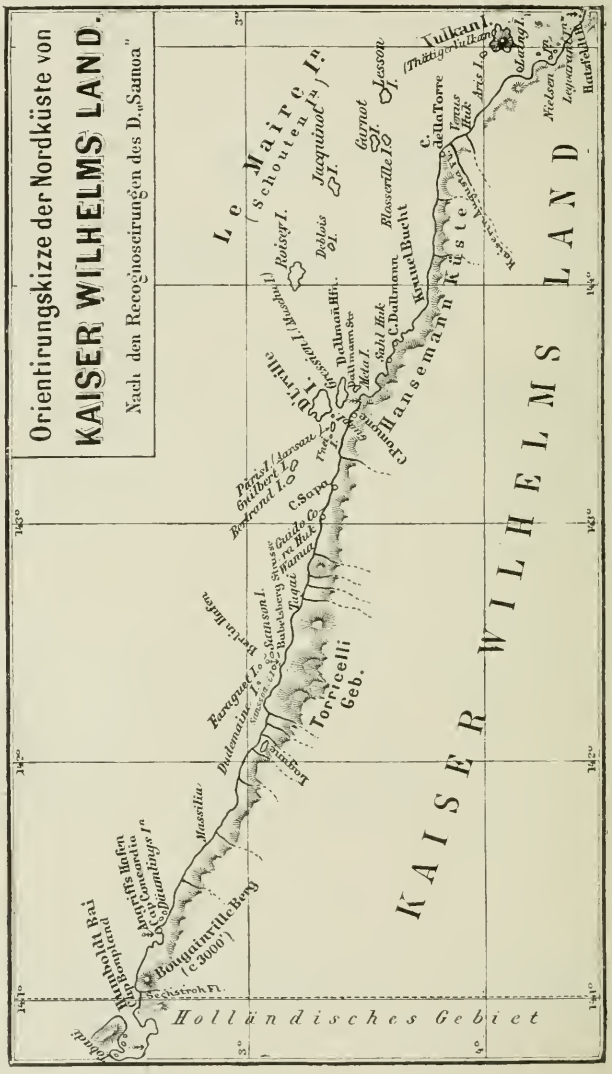
Von allen Küſten Neu-Guineas war wohl keine weniger bekannt als die nordöſtliche zwiſchen Aſtrolabe- und Humboldt-Bai, eine Strecke, die, in der Luftlinie gemeſſen, ſechs Grade oder nahezu 360 Meilen deckt. Was die Karten hier verzeichneten, iſt den Entdeckungsreiſen der franzöſiſchen Kriegsſchiffe »Coquille« unter Duperrey (1823) und »Aſtrolabe« unter Dumont d'Urville (1827) zu

verdanken, wie ſchon aus der franzöſiſchen Namengebung hervorgeht. Sie bezieht ſich, auſser richtig feſtgelegten Inſeln, auf 16 vorſpringende Punkte der Küſte, Kaps oder Huks, mit erheblichen Lücken dazwiſchen. Für groſse Strecken hatten die Schiffe nämlich ſo weit vom Lande abzuhalten, daſs ſie die Küſte nur ſichteten, an wenigen Stellen kamen ſie ihr näher, nirgends betraten ſie dieſelbe. Nur einmal war dies überhaupt geſchehen, aber lange, lange vorher und zwar bei der denkwürdigen Weltreiſe von Jacob le Maire und Willem Schouten (ſprich: Schauten), die im Juli 1616 an einem nicht mehr genau auszumachenden Punkt, auf den wir noch zurückkommen, als die Erſten und Letzten wirklich landeten. Das Schickſal hatte uns vergönnt in die Fuſstapfen der glorreichen niederländiſchen Seehelden zu treten, denn unſere bisherigen Reiſen lieſsen in Kaiſer Wilhelmsland nur jene oben erwähnte Küſte übrig, die unbekannteſte überhaupt. So bezeichnete ſie Robidé van der Aa, der beſte Kenner der Litteratur über Neu-Guinea, noch Ende 1883. Das beigegebene Kärtchen (S. 290)*) wird, im Verein mit der Überſichtskarte, wenigſtens ſoweit zur Orientierung dienen, um unſerer Reiſe einigermaſsen folgen zu können.

Beinahe hätte ich dieſe Reiſe überhaupt nicht mitmachen können und unfreiwillig eine andere machen müſſen, die jedem früher oder ſpäter einmal bevorſteht. Wie ein Dieb in der Nacht kam nämlich ganz plötzlich ein Choleraanfall über mich, und hätte den Namen meines kleinen Hauſes in Mioko »onverwacht« (unerwartet) bald in einer Richtung wahr gemacht, die mir bei der Verleihung am allerwenigſten vorſchwebte.

*) Eine groſse Küſten-Kartenſkizze (Maſsſtab 1 = 300 000) iſt nach meinen Materialien von dem talentvollen Kartographen Louis von der Vecht in Berlin gezeichnet, aber bisher nicht publiziert worden. Da die „Samoa“ faſt ununterbrochen nahe der Küſte dampfte, ſo konnten ſchon deshalb die bisherigen Aufnahmen vielfach berichtigt und Lücken ausgefüllt werden, wenn auch für ſpätere Kartierung noch viel zu thun bleibt. Aber man darf nicht vergeſſen, daſs wir nur eine erſte Rekognoszierungsfahrt machten, und unſere Navigateure nur zehn Punkte nach Peilungen beſtimmen konnten. Findlay's „South Sea-Directory“ verzeichnete damals aber für ganz Neu-Guinea nur 38 aſtronomiſche Aufnahmen, darunter eine für dieſen Teil der Küſte.

Mit aller Macht wurde zu der bevorſtehenden groſsen Reiſe gerüſtet. Wie faſt immer in Mioko ging dies aber, ſchon des Kohlen-



ladens wegen, nicht ſo raſch und erſt am 5. Mai (1885) verlieſs die »Samoa« feeklar, den Hafen. Sie führte, »all hands« gerechnet,

18 Mann an Bord, eine Macht, die es auch ohne Kanonen mit den Eingeborenen aufnehmen konnte, wegen denen wir uns überhaupt keine Sorge machten. Aber was wir in unſerer diesmaligen Ausrüſtung mit Bedauern vermiſsten, waren Hunde, da die von Sydney und Cooktown mitgebrachten leider, meiſt an Hitzſchlag, eingegangen waren. Hunde ſind namentlich für kleinere Schiffe nützlicher als Kanonen, und nichts hilft wirkungsvoller das Deck von Eingeborenen klären, als ein kläffender Köter.

Für Abergläubige bot gleich der Anfang unſerer Reiſe ungünſtige Vorzeichen. Denn kaum waren wir aufserhalb der Paſſage, ſo ſtand die Maſchine ſtill, bald darauf ein zweites Mal! Glücklicherweiſe gelang es aber Meiſter Nielſen beidemale, ſie wieder in ſtand zu ſetzen, ſo daſs wir wenigſtens nicht umzukehren brauchten. In der Frühe des vierten Tages zeigte ſich hohes Land, die in Wolken eingehüllte Inſel Vulkan, bald darauf Leſson und erſt ſpäter, gleich einem ſchmalen blauen Streif am Horizont, die Feſtlandsküſte. Wir dampften ihr zu und ſahen die bisher iſolierten Hügel bereits zu Ketten vereint, als plötzlich das Kommando »stopp« die Fahrt unterbrach. Eine beſondere Erſcheinung veranlaſste dasſelbe, denn ſoweit das Auge reichte, war auf einmal grüngefärbtes Waſſer voraus, das von dem dunkelblauen, wie mit einem Meſſer, durch einen weiſsen Streif abgeſchnitten erſchien. Der ganze Eindruck war der eines ungeheuern Riffs und mahnte zur Vorſicht wie zum Loten. Aber »ſechzehn Faden und kein Grund«, lieſs ſich der Mann mit der Leine unabänderlich vernehmen, und ſo dampften wir durch die Kabbelung des weiſsen Giſchtſtreifes in das trübe grüne Waſſer hinein. Es ſchmeckte wenig ſalzig und lieſs keinen Zweifel, daſs wir es mit Auswäſſerung von Flüſſen zu thun hatten, wie dies Unmaſſen von Treibholz, darunter ganze Baumſtämme mit Äſten und Blättern, vollends bewieſen. Nach der Küſte zu ſteuernd, die wie ein ununterbrochener Waldſtreif erſchien, ſpäter reiche Palmenbeſtände zeigte, gingen wir gegen Abend kaum mehr als zwei Meilen vom Ufer in fünf Faden Mudd zu Anker. Eine Gruppe beſonders hoher Kaſuarinen ca. ſechs Meilen zu Weſt war Venus-Point der Karten, eine

andere ganz ähnliche, noch weiter weſtlich Cap de la Torre*). Vor uns am Ufer lagen, verſteckt unter Kokospalmen, drei Dörfer, deren Bewohner mächtige Feuer anzündeten und bald in Kanus abkamen. Schon die letzteren zeichneten ſich durch merkwürdigen Putz der Maſtſpitze aus. An der einen war die Nachbildung eines Fregattvogels aus Federn (Atlas VIII. 4), an einer anderen ſonderbarer

Mann im Kanu, Venushuk.

Faſerſchmuck mit einem Kreuz an der äuſserſten Spitze (VIII. 3) befeſtigt. Noch mehr intereſſierten uns aber die Inſaſſen ſelbſt, deren ſonderbare Haartracht am meiſten auffiel. Sie vereinigt das Haar am Hinterkopf zu einem abſtehenden, dichtverfilzten Zopf, der häufig in einem zierlich geflochtenen koniſchen Körbchen (XVIII. 1) ſteckte, das oft noch beſonders geſchmückt war. Neben dieſem Haarputz imponierten gewaltige Zwickelbärte, wie ihn der Mann auf der Abbildung

*) Von d'Urville nach dem ſpaniſchen Seefahrer Bernardo de la Torre benannt, der übrigens mit der Entdeckung Neu-Guineas nichts zu thun hatte.

zeigt, der zugleich mit einem jener reichverzierten Schamſchurze aus Tapa bekleidet iſt, die ich nur hier beobachtete. Für gewöhnlich ſind ſie, zwar ſorgfältiger und decenter als ſonſt, viel einfacher (wie T. XVI. 2). Der übrige Körperausputz war ſehr mannigfach. Schnüre aufgereihter kleiner Muſcheln (Naſsa) und Hundezähnen, um Stirn, Hals oder Hüfte geſchlungen, ſpielten eine hervorragende Rolle. Kopfputz aus Wülſten von geſchorenen Kaſuarfedern, ganz wie ſolcher an der Südoſtküſte vorkommt, war auch hier vorhanden. Selbſtredend fehlten Armbänder nicht und zwar waren gewöhnliche, aus Pflanzenfaſer geflochten, am häufigſten; es gab aber auch ſolche aus gebogenem Schildpatt, mit kunſtvoller Gravierung, wie wir ſie in Aſtrolabe (XIX. 2) kennen lernten. Ohr- und Naſenſchmuck war kaum vertreten und ſtatt des Ohrläppchens der Ohrrand durchbohrt. Kunſtvolle Roſetten aus Hundezähnen (XXI. 4) als Bruſtſchmuck erſchienen mir neu, ebenſo Leibſchnüre (XXIV. 4) aus eigentümlich auf Baſtſtreifen geflochtenen Muſcheln (Naſsa), die wahrſcheinlich auch als Geld dienen. Ich ſah auch ſehr hübſche Frauenfaſerſchurze, in der bekannten Weiſe rot, gelb und ſchwarz gefärbt, aber ſehr elegant mit Muſcheln und Ringen aus Conus verziert. Die meiſten Männer trugen hübſche, zuweilen reich mit Scherben von Cymbiummuſchel verzierte, geſtrickte Bruſtbeutel und führten noch eine beſondere Art Tragkörbe*) mit ſich. Sie waren aus Pandanus- oder Kokosblatt geflochten und in eigentümlicher Weiſe mit buntgefärbter, kurzgeſchorener Pflanzenfaſer, plüſchartig beſetzt, aufserdem mit kleinen Muſcheln verziert.

Die Leute ſchienen ganz unbewaffnet, waren aber doch für alle Fälle vorgeſehen und brachten nach und nach Unmaſſen Speere und Wurfpfeile zum Tauſch, die ſie ſorgfältig in den Kanus verſteckt hatten. Dieſe Wurfſpeere, 1, 60 bis 2, 40 Meter lang, waren aus Rohr, mit langen Holzſpitzen, zum Teil in ſehr verſchiedenartige und kunſtvolle Kerbzähne und Widerhaken ausgeſchnitzt. Für den Handwurf zu leicht, für den Bogen zu ſchwer, wuſste ich anfangs nicht recht,

*) Ein ſolcher Korb iſt weiter zurück abgebildet, aber aus Verſehen des Zeichners einem Manne von Guap in die Hand gegeben.

wie ich dieſe Speere deuten ſollte, bis die Frage durch ein beſonderes Gerät gelöſt wurde. Dasſelbe beſtand in einem ca. 70 cm langen Stück Bambu mit feingeſchnitzter hölzerner Handhabe und erwies ſich als Wurfſtock (T. XI. 3), zum Werfen jener Pfeile (XI. 2), eine Methode, die bisher nicht in Neu-Guinea beobachtet wurde und ethnologiſch ganz beſonderes Intereſſe verdient. Bogen fehlten; aber ich beobachtete ſchöne Dolche aus Kaſuarknochen. In Schnitzarbeiten ſchienen die Leute ſehr geſchickt, wie dies namentlich ihre Kanus zeigten, deren Schnäbel und Borde zuweilen in kunſtvoller Weiſe damit verziert waren. Krokodilfiguren kamen dabei nicht ſelten und zwar in recht naturgetreuer Darſtellung vor. So ſehen wir auf der Abbildung (S. 292) an einem ſolchen Kanuſchnabel ein Krokodil, deſſen Schwanz in den Kopf eines Nashornvogels (Buceros) übergeht und im Atlas (VII. 5) einen Krokodilkopf in Verbindung mit einem Menſchengeſicht, dem Augen aus Perlmutter eingeſetzt waren. Die Kanus beſtanden übrigens nur in 20 bis 30 Fuſs langen ausgehöhlten Baumſtämmen und ähnelten in der Bauart denen von Aſtrolabe-Bai. Einzelne trugen 18 Mann.

Die eigentümlichen Haarzöpfe gaben dieſen Eingeborenen ein mikroneſiſches Anſehen, aber ſie waren echte Papuas, etwas heller als Neu-Britannier gefärbt, wie die meiſten Papuas Neu-Guineas. Sie erſchienen im ganzen kräftiger als die an der Oſtſpitze, und es gab wenig Hautkrankheiten unter ihnen, aber ich beobachtete bei einzelnen Pockennarben. Obwohl ſehr lärmend und untereinander häufig ſtreitend, liefs ſich doch gut mit den Leuten handeln. Sie beſaſsen nichts an europäiſchen Sachen*), intereſſierten ſich weder für rotes Zeug, Glasperlen noch Tabak, gaben nichts um Meſſer, erhoben aber ein Freudengeſchrei, als ich Bandeiſen (kiram) zeigte. Sie brachten ſehr ſchöne groſse Kokosnüſſe, etwas Taro, Bananen und Unmaſſen aufgereihter zweiſchaliger Fluſsmuſcheln (Batissa violacea und Finschii), die gegeſſen werden. Aufser Betel und Tabak, der in derſelben

*) In einem Tragbeutel fand ich ſpäter ein kleines, 7 cm langes Stück verroſtetes Bandeiſen von einer Kiſte.

Weiſe wie in Aſtrolabe (S. 59) geraucht wird, beobachtete ich hier zuerſt eſsbare Erde und — einen Kolben Mais. Er war ſehr klein und wurde von einem Manne als Zierat im Haar getragen. Es wäre ſehr intereſſant geweſen, heraus zu bekommen, ob dieſer Mais angebaut wird, denn bisher kannte man dieſe Nutzpflanze nicht aus Neu-Guinea. Aber Maclay brachte ſie nach Aſtrolabe-Bai.

Wie auf ein gegebenes Zeichen verlieſsen uns die Eingeborenen vor Sonnenuntergang, wahrſcheinlich um noch vor Einbruch der Dunkelheit durch die Brandung zu kommen. Sie ſchieden als Freunde, denn unſer Bündnis war durch eine beſondere Ceremonie beſiegelt worden. Ein Häuptling nahm ein Kokosblatt, an dem die Fiedern bis auf einen kurzen Baſisteil abgeſchnitten waren und ſpaltete dasſelbe in zwei Längshälften, wovon die eine am Maſt ſeines Kanus befeſtigt, die andere mir als Friedenszeichen übergeben wurde. Auch ich lieſs dasſelbe am Maſte anbinden, was den Leuten ſichtliche Freude machte.

Es war ruhig geworden, aber wir konnten dieſe Ruhe und den wunderbar ſchönen Sonnenuntergang mit darauffolgendem herrlichen Zodiakallicht nur wenig genieſsen, da andere wichtigere Betrachtungen uns zu lebhaft beſchäftigten. Sie betrafen die Weiterreiſe, wegen der Schiffsrat gehalten wurde. Wir waren in jener Region, wo trübgefärbtes Waſſer unſere Vorgänger veranlaſst hatte, der Küſte auszuweichen, und Kapitän Dallmann neigte anfangs ſehr dazu d'Urville's Beiſpiel zu folgen. Als Schiffsführer verantwortlich, durfte es ihm gewagt erſcheinen, die Fahrt in Gewäſſern fortzuſetzen, deren unſichtbaren Gefahren (toten Riffen u. ſ. w.) nur wenig Sicherheitsmaſsregeln gegenüber geſtellt werden konnten. Denn Lotungen genügten nicht, um ein Aufrennen zu verhindern und das einzige wirkſame Hilfsmittel, eine Dampfbarkaſſe, fehlte leider. Aus naturwiſſenſchaftlichen Gründen konnte ich wohl mit ziemlicher Gewiſsheit den Mangel von Korallriffen infolge des geringen Salzgehaltes des Meerwaſſers begründen, aber nicht zugleich auch das Fehlen von Felſen und anderen Schiffahrtshinderniſſen garantieren. Freilich fuhren wir nicht zum erſtenmale in trübgefärbtem Waſſer und lagen auch hier bereits in

folchem gemütlich vor Anker, aber wer konnte vorausfagen, ob die Verhältniffe immer fo günftig bleiben würden. Zu einer unfreiwilligen Robinfoniade verfpürte ich felbft, wie alle, zwar auch keine Luft, aber eine Fortfetzung der Reife weitab von der Küfte hatte überhaupt keinen Zweck und fchliefslich mufste doch überhaupt einmal der Anfang gemacht werden, diefelbe auch in der Nähe kennen zu lernen. Der Gedanke, kurz vor jenen Flüffen wieder umzukehren, über deren Vorhandenfein hier herum fchon Schouten und le Maire berichteten, war zu niederdrückend und ihr leuchtendes Vorbild konnte mit als Argument dienen. Sie waren die Erften, welche am 6. Juli 1616 die brennende Infel »Vulkanus« entdeckten und durch Mangel an Lebensmitteln und Waffer gezwungen mit ihrem Segelfchiff »de Eendracht« (Eintracht) in das trübgefärbte Waffer hinein bis an die Küfte zu gehen, wo man am 9. und 10. Juli in einer Bucht ankerte. Sie erhielt fpäter den Namen Cornelis Kniers-Bai, läfst fich aber nicht mehr mit Sicherheit ausmachen. Nach meinem Dafürhalten mufs fie ca. 50 Meilen Weft von Kap de la Torre (Vlaken Hook) liegen, denn damit ftimmt noch am beften das Wenige überein, was Schouten über die Eingeborenen fagt. Sie waren (wie wir es auch fanden) freundlich, hatten aber nur wenig Kokosnüffe, und gaben »für einen Faden Leinwand nur vier Stück«. Ja, ja! das waren noch Entdeckungsreifen! und niemand konnte die Thaten der alten Seefahrer beffer beurteilen und würdigen als wir an diefer Stelle. Gegen Sonnenuntergang kam die Spitze des Berges frei von Wolken und erfchien wie die ganze Infel in wunderbar fcharfer Beleuchtung. Rofiger Schein umflofs den Kraterrand, deffen im Weften eingeftürzter Trichter deutlich eine feurige Stelle, wie einen brennenden Spalt zeigte, die nach Einbruch der Dunkelheit weit intenfiver hervortrat, bis nach und nach Wolken den Berg verhüllten. Aber er hatte zu uns gefprochen im Geifte le Maire's und Schouten's, die vor mehr als 250 Jahren vielleicht auch hier herum über die Weiterreife nachdachten. Und wir, mit einem Dampfer, hätten umkehren follen? nimmermehr! Die Erinnerung an die kühnen Niederländer gab den Ausfchlag, und die Reife wurde am anderen Morgen längs der Küfte

fortgeſetzt. Sie erſcheint flach, dicht bewaldet, mit niedrigen Hügelreihen, weiter inland einer höheren Bergkette und dürfte brauchbares Kulturland aufweiſen. Berg Jullien der Karten liefs ſich nicht ſicher ausmachen.

Wir hatten jetzt Broken-Water-Bai vor uns, von Powell ſo benannt, der aber im übrigen nichts über dieſelbe berichtet, (l. c. S. 512). Zahlreiche Treibholzſtämme und die von Grün in ein trübes Lehmbraun übergehende Farbe des Meeres zeigten immer deutlicher, dafs Flufsmündungen nicht fern ſein konnten. Wirklich paſſierten wir bald darauf eine ſolche*) und etwa fünf bis ſechs Meilen weiter weſtlich einen anderen anſehnlichen Flufs, den ich Prinz Wilhelmflufs zu nennen mir erlaubte. Da ſich vor demſelben Brandung zeigte, ſo hielten wir nach Kap de la Torre zu, einem nicht ſehr auffallenden Küſtenvorſprung mit einer Gruppe höherer Bäume. Aber noch ehe wir das Kap erreichten, färbte ſich das Waſſer wieder trüb braun, und bald darauf zeigte ſich die Mündung eines bedeutenden Fluſſes, vor der die »Samoa« ca. zwei Meilen in fünf Faden bereits in Süfswaſſer ankerte. Mit dem erſten Offizier Sechstroh machte ich ſogleich im Waleboot eine Rekognoszierung, aber die Strömung nahm bald ſo zu, dafs ſich mit Rudern nicht gegen dieſelbe ankämpfen liefs. Glücklicherweiſe erlaubte eine aufſpringende Briefe Segel zu ſetzen und ſo war es möglich, bis in die eigentliche Mündung vorzudringen, deren Breite wir auf ca. eine halbe Meile ſchätzten. Die Ufer zeigten, wie die der ca. vier Meilen breiten Mündungsbucht dichten Baumwuchs, darunter viel Nipapalmen, die auf ſumpfige Beſchaffenheit ſchliefsen laſſen. Am linken Ufer bemerkten wir zuerſt ein paar ſchlechte Hütten, dann zwei gröfsere Häuſer, deren Bewohner aber in ihren grofsen Kanus eiligſt flüchteten. Später ſammelten ſich circa fünfzig bewaffnete Eingeborene auf der mit viel Treibholz beſetzten Sandbank des rechten Ufers, aber da hier gerade der ſtärkſte Strom läuft, ſo war es nicht mög-

*) Ottilien-Flufs des Freiherrn von Schleinitz, dem mit Hauptmann Dreger die genauere Aufnahme der Küſte von Irishuk bis Kap de la Torre zu verdanken iſt. (Nachrichten aus Kaiſer Wilh. Land 1887. Heft II).

lich, mit ihnen zu verkehren oder ihnen nur Geſchenke zuzuwerfen. Überhaupt hatten wir auch Wichtigeres zu thun, nämlich zu loten, und kamen dabei zu dem wichtigen Reſultat, daſs der Fluſs vollkommen frei und für Schiffe wie die »Samoa« (mit ca. drei Meter Tiefgang) vorausſichtlich befahrbar ſein dürfte. Wie weit? blieb freilich ſpäteren Unterſuchungen vorbehalten, da wir ſelbſt natürlich an eine ſolche nicht denken konnten. Aber der ſeit mehr als 250 Jahren hier herum vermutete Fluſs war endlich gefunden, und wahrſcheinlich zugleich der gröſste, nicht nur in Kaiſer Wilhelmsland, ſondern an der ganzen Oſtküſte Neu-Guineas überhaupt. Mit der Entdeckung eines ſolchen Fluſſes durften Hoffnungen auf eine praktikable Waſſerſtraſse, fruchtbare Uferſtrecken u. ſ. w. verknüpft werden, die ſich ſeitdem zum Teil erfüllten. Der »Kaiſerin Auguſtafluſs«, wie ich ihn benannte, iſt wiederholt und ohne Schwierigkeiten mit Dampfern, zuletzt 380 Meilen weit, befahren, und ſeine Waſſerſtraſse gröſser als die des Rheines geſchätzt worden. Er bietet einen Weg zur Erſchlieſsung des Binnenlandes bis nahe zur Grenze des holländiſchen Gebietes von eminenteſter Wichtigkeit. Ja, wer in Auſtralien einen ſolchen Fluſs entdecken könnte, dem wäre geholfen!

Am anderen Morgen (10. Mai) dampfte die »Samoa« in W.-N.-W.-Kurs längs jener bisher nur punktiert auf den Karten eingetragenen, 65 Meilen langen Küſte weiter, die ich, nach dem eigentlichen Urheber der Samoafahrten und der deutſchen Koloniſation in Neu-Guinea, Hanſemann-Küſte benannte. Sie verläuft ohne tiefere Buchten gleich- und einförmig waldgeſäumt, dürfte aber für Kulturzwecke einmal hohe Bedeutung erlangen, denn nirgends hatte ich bisher ſo ausgedehntes Flachland angetroffen als an dieſer Küſte, die nur weiter inland niedrige Hügelreihen zeigt. Sie ſcheint wenig bewohnt, denn nur an der Mündung zweier Flüſſe (Hammacher- und Eckardtſtein-Fluſs), die das Meer weithin trüb färbten, beobachtete ich Kokospalmen und zählte fünf Siedelungen. Die Landungsverhältniſſe der Hanſemannküſte ſcheinen übrigens nicht günſtig, da wir längs derſelben Brandung beobachteten. In der Nähe des Hammacher-Fluſſes circa zehn Meilen Weſt von Kap de la Torre kamen ſechs Segelkanus

(T. VIII, 5, 7) mit Eingeborenen ab und längsſeit; doch getrauten ſich die letzteren nicht an Bord. Sie glichen den zuerſt geſehenen von Venushuk und trugen wie dieſe das Haar in einem Körbchen oder wie der Mann auf der Abbildung einen dicken Zopf, der mit Binden aus Hundezähnen und Blättern verziert iſt. Der weitere Ausputz beſteht in einem Bruſtſchmuck aus einer konkaven Scheibe von Cymbiummuſchel, mit Kettchen aus ſchwarzen Samenkernen und Kauris, der mit das Wertvollſte zu ſein ſcheint. Am Backenbart ſind Stückchen Perlſchale, Hundezähne oder Muſchelringe befeſtigt, im durchbohrten Ohrrande wie in den Naſenflügeln ſtecken grüneBlattſtückchen. Andere Männer trugen eigentümliche, reichverzierte, lange Kämme (T. XVII, 2) mit Kettchen und Federn im Haar und beſonderen Naſenſchmuck aus Perlmutter (XX, 5).

Bewohner der Hanſemannküſte.

Zu meiner Freude erhielt ich auch einen jener koſtbaren zirkelrunden Eberhauer (S. 91), welche die Eingeborenen bei Venushuk um keinen Preis hergeben wollten. Dieſer Zahn war noch aufſerdem in der Mitte zierlich mit rotem Strohgeflecht umwickelt, das dazu diente — die Fälſchung zu verdecken, denn er beſtand aus zwei Stücken. Ja! nicht alle können echte Brillanten tragen, und auch bei den Papuas muſs ſich mancher

mit Simile behelfen. — Alle waren mit Schamfchurzen aus Tapa bekleidet. Ein eigentümliches Mufikinftrument intereffierte mich befonders deshalb, weil ich es in ganz gleicher Weife auch an der Südoftküfte (Port Moresby) erhalten hatte. Es befteht aus einem Stück Bambu mit einem zungenartigen Einfchnitt und dient zum Taktfchlagen bei Begleitung der Gefänge. An Waffen fah ich diefelben als vorher (S. 293) befchriebenen, aber auch fchwerere Wurffpeere mit kunftvoll gefchnitzter, reich verzierter Spitze (T. XI. 1) und fehr eigentümliche, mit Halswirbeln vom Kafuar verzierte. Die guten Leute fürchteten fich anfangs fehr, was man ihnen gewifs nicht verdenken konnte, denn offenbar hatten fie vorher keinen Weifsen gefehen. Zu meiner Verwunderung kannten fie nämlich kein Eifen, nnd erft als ich praktifch den Nutzen eines Beiles zeigte, fchien es bei ihnen aufzudämmern und jeder verlangte nun »maiang«! Um andere Dinge wie Glasperlen, Spiegel, Streichhölzer gaben fie nichts, jedenfalls weil fie den Zweck noch nicht recht begriffen, eine Erfahrung, die ich häufig gemacht habe. Das Erftaunen des fogenannten Wilden beim erften Anblick von Weifsen ift überhaupt in der Regel viel minder lebhaft, als gewöhnlich angenommen wird, fein Intereffe, obwohl in erfter Linie praktifch, unberechenbar und individuell fehr verfchieden. Dem einen gefällt dies, dem anderen jenes, gerade wie dies bei uns und allenthalben der Fall ift.

Von Kap de la Torre verläuft die Hanfemannküfte ca. 30 Meilen in weftlicher Richtung und wendet fich dann W.-N.-W. bis zu Kap Dallmann, welches die weite Krauel-Bucht, oder beffer Bai nach Weften begrenzt. Das bergige Kap erfchien von weitem wie eine Infel, bei der wir gute Ankerung zu finden hofften, hierin aber getäufcht wurden. Ein heftig auffpringender Oft nötigte überdies zurückzugehen und an der Küfte einen paffenden Platz zu fuchen, den wir auch vor der Mündung eines Fluffes, des Caprivi, kurz vor Sonnenuntergang fanden. An feinem linken Ufer waren zwei kleine Siedelungen, deren Bewohner die ganze Nacht Feuer unterhielten, und fchon vor Anbruch des Tages (11. Mai) in ihren Kanus herbeieilten. Ganz ungeniert und ohne Zeichen von Furcht kamen fie fo-

gleich an Bord, obwohl auch ſie offenbar noch keine Weiſsen geſehen hatten und Eiſen anfänglich verächtlich zurückwieſen. Man ſieht, wie verſchieden das Betragen Eingeborener beim erſten Zuſammentreffen mit Fremdlingen ſein kann, zuweilen furchtſam und zurückhaltend, zuweilen furchtlos und offen bis dreiſt und unverſchämt. Das letztere liefs ſich nun von dieſen Eingeborenen nicht ſagen, denn nirgends hatte ich vorher ſo liebenswürdige und manierliche »Wilde« kennen gelernt als hier. Da gab es kein wüſtes Schreien, wie dies ſonſt meiſt der Fall iſt, ſondern die Leute verhielten ſich ruhig, ja ſprachen mit leiſer Stimme, und zwar nicht etwa infolge von Angſt. Auch hielten ſie uns nicht für Götter, wie ſich Weiſse dies meiſt einbilden, kümmerten ſich um die Bläſſe unſerer Haut nicht im mindeſten, gaben aber ihrem Erſtaunen durch ein eigentümliches Schnalzen mit der Zunge Ausdruck, wobei ſie die Backen aufblieſen. Da den Leutchen natürlicherweiſe alles und jedes an Bord neu war, ſo wollte das Schnalzen gar kein Ende nehmen. Meine bisherigen Erfahrungen, daſs dem Kanaker »ſchenken« unbekannt iſt, wurde übrigens hier zum erſtenmale glänzend widerlegt, denn zu meinem Erſtaunen kamen die Capriviten nicht mit leeren Händen. Sie brachten einen Korb mit etwas Yams, Kokosnüſſe (die auch hier Niu heiſsen), gekochten Sago in Blätter gehüllt, ſpaniſchen Pfeffer, gekochtes und geräuchertes Schweinefleiſch, in Stücke geſchnitten und in eigentümlicher Weiſe zwiſchen Stöckchen gepreſst, ſowie friſche Holothurien (S 275) und boten dieſes alles als wirkliche Geſchenke an, d. h. ohne Gegengabe dafür zu verlangen. Eine ſolche Freigebigkeit muſste natürlich belohnt werden, aber ich fürchte, daſs die erſten Wohlthaten der Civiliſation den Samen der Zwietracht in die Herzen dieſer noch unberührten Naturkinder ſäten, denn da nicht alle gleichmäſsig bedacht werden konnten, ſo werden Neid und Miſsgunſt wohl nicht ausgeblieben ſein. Bei einem ſo kurzen Aufenthalte als dem unſeren merkte man davon freilich nichts, ſondern es herrſchte eine Harmonie, wie ſie ſchöner nicht gedacht werden kann. Aber ich weiſs aus Erfahrung, daſs eine ſolche Idylle gewöhnlich nicht von langer Dauer iſt, ſelbſt wenn

in formeller Weife Friedenszeichen ausgetaufcht wurden. Das der hiefigen Eingeborenen beftand in einem ca. 45 cm langen, fchmalen Streif Kokosblatt, in welches ein alter Mann acht Knoten knüpfte und mir denfelben überreichte. Ob dabei die Zahl acht irgend eine fymbolifche Bedeutung hatte, vermochte ich natürlich nicht zu erörtern, denn für folche Fragen läfst die Zeichenfprache im Stiche. Die Biedermänner vom Caprivi waren übrigens im allgemeinen fchwächlich ausfehende Leute, aber echte Papuas, meift fo dunkel gefärbt als Neu-Britannier (zwifchen Nr. 28 und 29 der Broca'fchen Farbentafel), zuweilen heller, ja ich hatte wieder einmal die Freude, einen Albino kennen zu lernen. Mit Ausnahme der von der Sonne ftark geröteten Stellen (Bruft und Schultern) war feine Färbung fo hell, als bei einem Europäer (Nr. 23 bis 25 von Broca), fein Haar blond; aber die lichtfcheuen Augen konnten die Sonne nicht vertragen, wie dies meift bei Albinos der Fall ift.

Häuptling vom Capriviflufs.

Im Ausputz unterfchieden fich die hiefigen Eingeborenen wenig von den vorher gefehenen (S. 293). Haarkörbchen waren aber feltener und fchienen mehr eine Auszeichnung der Häuptlinge zu fein, während die Mehrzahl das Kopfhaar gefchoren oder in der gewöhnlichen verfilzten und verzottelten Weife der Papua wachfen liefs. Die Abbildung zeigt einen folchen Häuptling, deffen Haarkörbchen in origineller Weife mit Streifen des weifs und roftgelb gefleckten Felles eines Beuteltieres (Phalangista orientalis) verziert ift, wie folche auch mit Vorliebe als Anhängfel der Armbänder benutzt werden. Der Zwickelbart des Mannes ift mit zwei der Länge nach gefpaltenen

und dünn geſchliffenen Eberhauern geſchmückt, die an dieſer ganzen Küſte ſehr beliebt ſind. Ein Sack und kleinerer Bruſtbeutel (mit Placunamuſcheln als Zierat) vollenden die Ausſtaffierung. Unter ſonſtigen Koſtbarkeiten der hieſigen Eingeborenen bemerkte ich ſchön gravierte Armbänder aus Schildpatt (Taf. XIX. 3) und Imitationen gebogener Eberhauer aus Tridacna geſchliffen (T. XXI. 3).

Von dieſer gröſsten aller jetzt lebenden Meeresmuſcheln liefert bekanntlich der breite Schloſsteil ein weit über die Südſee verbreitetes und allgemein hochgeſchätztes Material, nicht nur für Schmuckgegenſtände (Bruſt- und Armringe, Naſenkeile), ſondern namentlich auch für Axtklingen, die häufig ſolchen von Stein vorgezogen werden. Da der Schloſsteil einer 66 cm langen Tridacnamuſchel kaum 6 cm breit iſt, ſo kann man ſich danach eine Vorſtellung von der ungeheuren Gröſse ſolcher Exemplare machen, aus denen ſich ein Ring von 13 cm Diameter herſtellen lieſs, wie ich ſie hier ſah. Da ein ſolcher Ring, bei ca. 1 cm Dicke, 10 cm im Lichten vollkommen kreisrund gearbeitet iſt, ſo verdient, unter Berückſichtigung der bedeutenden Härte des Materials, der Fleiſs und die Geſchicklichkeit dieſer Künſtler der Steinzeit volle Bewunderung. Auf der Inſel Ponapé in den Karolinen erhielt ich früher ſauber gearbeitete Axtklingen aus Tridacna von 50 cm Länge, 11 cm Breite und neun Pfund Schwere. Sie ſtammten noch aus der guten alten Zeit und gehören wohl mit zu den koloſſalſten Stücken, welche aus dieſem Material hergeſtellt wurden.

Die langen, ſehr ſchmalen Kanus der Capriviten zeigten, neben gewiſſen Eigentümlichkeiten in der Bauart, auch hübſche Verzierungen in Schnitzarbeiten (ähnlich T. VII. 4). Einzelne Kanus führten Maſt und Segel; die gröſsten trugen zwölf Mann.

Mit dem Capriviflufs endet das Flachland, und Berge ſäumen nun die Küſte, ein Charakter, den ſie bis Humboldt-Bai beibehält. Wir dampften längs den niedrigen Hügeln, welche an der Weſtſeite von Krauel-Bai ziemlich ſteil bis zum Meere abfallen und deren dichte Bewaldung ſtellenweis durch grüne Flächen unterbrochen wird, welche der Landſchaft ein liebliches Ausſehen verleihen. Hie und da waren

auch an ſteilen Abhängen Plantagen ſichtbar, ſowie einzelne Häuſer. Aber Siedelungen, und zwar ſehr kleine, die ſich ſchon von weitem durch gelbe Bäume kenntlich machten, trafen wir erſt in den Buchten vor Kap Dallmann. Es ſind deren drei: Ritter-, Buchner- und Nachtigal-Bucht, die dicht hintereinander folgen und von denen namentlich die letztere einer genaueren Unterſuchung wert ſcheint. Mit Kap Dallmann, einem ca. 400 Fuſs hohen, ſteil abfallenden, dicht bewaldeten Hügel, bekamen wir d'Urville-Inſel in Sicht und ſahen eine weite Bai vor uns. Wie ſich ſpäter zeigte, zerfällt ſie in drei Buchten: Dove, Jannaſch und Gauſs, und wird im Weſten durch Beſsels-Huk begrenzt. Dieſer ganze Küſtenſtrich, dicht mit Laubwald bedeckte Hügel und Vorland, hie und da mit ſanft anſteigenden Grasflächen, ſcheint ſehr verſprechend, aber wenig bewohnt, wie ſich ſchon aus dem Mangel von Kokospalmen ſchlieſsen läſst. In der That bemerkten wir nur bei Kap Dallmann ein Dorf von ca. zehn Häuſern und bei Sahl-Huk etliche Kokospalmen und Eingeborene. Doch werden jedenfalls mehr Anſiedelungen vorhanden ſein, die ja häufig unter Bäumen verſteckt unbemerkt bleiben. Die landſchaftlichen Schönheiten dieſer Küſte erhalten durch ein weiter inland liegendes Gebirge, das Prinz Alexandergebirge*), erhöhten Reiz, deſſen maleriſche Kuppen ſich über 3000 Fuſs erheben mögen. D'Urville-Inſel, ein langgeſtreckter, dichtbewaldeter Bergrücken, mit einem grünen Vorland, das ſich als Greſsien-Inſel erwies, trat immer näher heran, und als wir die kleine Meta-Inſel, etwas nördlich von Beſsels-Huk paſſierten, öffnete ſich der Blick auf eine breite Meeresſtraſse, die Dallmannſtraſse, mit zwei Inſeln an ihrem weſtlichen Eingange. Gegenüber Greſsien bemerkten wir eine hübſche Bucht, die im Oſten durch das von Meta-Inſel ſich ausdehnende Riff einen ſchönen Hafen bildet, den Dallmannhafen. Wir ankerten hier ſehr zur Freude von Eingeborenen, die uns in drei Kanus ſchon ſeit einer Stunde unverdroſſen folgten. Auch am Ufer wurde es lebendig: Knaben

*) Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Alexander von Preuſsen zu Ehren benannt.

winkten mit grünen Zweigen, und eine Menge Eingeborener harrte ſehnlichſt auf unſere Ankunft. Bald wurde ihr Wunſch erfüllt, und ſie ſahen, wohl zum erſtenmal, europäiſche Bleichgeſichter unter ſich. Denn auch dieſe Eingeborenen kannten kein Eiſen, und der Gebrauch von Beilen und Meſſern muſste ihnen erſt gezeigt werden. Ja, wie ſollten ſolche unverfälſchte Naturkinder der Steinzeit auch wiſſen, was ein Beil iſt? Uns würde es in Bezug auf die Benutzung gewiſſer Geräte der Eingeborenen ebenſo gehen, und unſere Muſeen beſitzen gar manche Belegſtücke dafür, deren Bezeichnung »Zweck unbekannt« häufig für immer unerklärbar bleibt. Das ungenierte Weſen, mit dem wir von dieſen Eingeborenen ohne Scheu und Miſstrauen empfangen und behandelt wurden, war erſtaunlich, und wer möglichſt unverdorbene Menſchen ſtudieren will, dem iſt Dallmannhafen zu empfehlen. Freilich würde der gute Rouſſeau manche ſeiner Vorſtellungen über die Glückſeligkeit des Naturmenſchen zu verbeſſern gehabt haben, da ſich eine ſolche überhaupt nirgends findet. Aber ſoweit ſie überhaupt möglich iſt, erfreuten ſich dieſe guten Eingeborenen derſelben, ein Völkchen, das, weiſs Gott ſeit welchen Zeiten, ohne Civiliſation ein ſorgenfreies, behagliches Daſein führt. Für mich war es wiederum eine Freude, dieſes fröhliche Leben und Treiben zu beobachten, denn es wird ja mit jedem Tage ſchwieriger, auf dieſem Erdenrunde noch ein Fleckchen zu finden, wo man ſolche Beobachtungen machen kann. Wenn dieſe Eingeborenen als Typen möglichſt unverdorbener Naturmenſchen gelten dürfen, ſo iſt Freigebigkeit eine angeborene Tugend des Menſchengeſchlechts und Bettelei erſt ſpäter entſtanden. Denn dieſe Leute ſchenkten mir freiwillig einige ihnen gewiſs wertvolle Dinge, ſo einen ſchönen Knochendolch, einen Bruſtbeutel u. a., ohne gleich die Hand nach einer Gegengabe auszuſtrecken, wie dies ſonſt unabänderlich Kanakerbrauch iſt. Meine bisherigen Erfahrungen hatten mich gelehrt, mit der Annahme von Geſchenken Eingeborener vorſichtig zu ſein, denn was ſie heute ſchenken, erwarten ſie morgen vielfältig zurückerſtattet. Hier ſchien alles ohne die ſonſt übliche Berechnung, mit der man die Wurſt nach der Speckſeite wirft, und es herrſchte vom erſten Be-

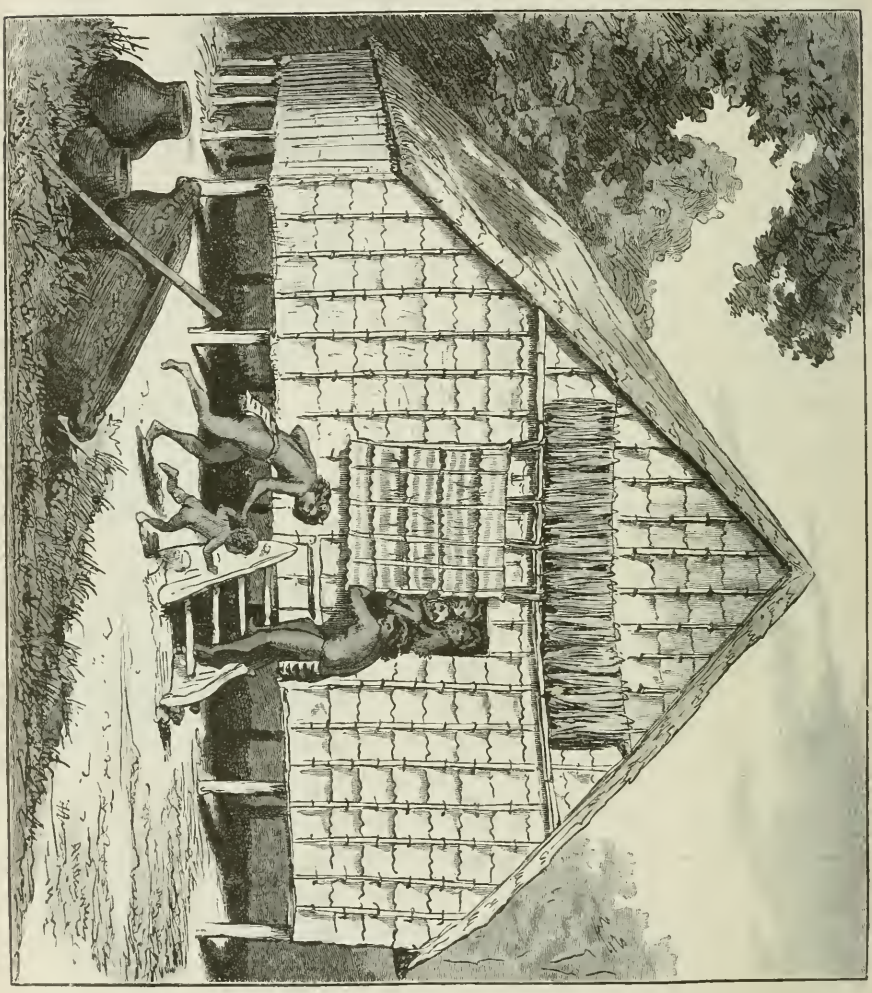
gegnen an ein Ton, als wären wir lang erwartete liebe Freunde und ſchon ſeit Jahren in traulichem Verkehr.

In ihrem Äuſseren ſtimmten dieſe Eingeborenen ganz mit denen vom Caprivi überein, ebenſo hinſichtlich ihres Ausputzes. Cuscusfell (von einer Phalangista-Art) war häufig als Schmuck, für Glatzköpfe zuweilen auch als Kopfbedeckung verwendet. Auſser den bekannten Haarkörbchen, die übrigens nur einzeln vorkamen, gab es noch eine andere beſonders auffallende Kopfbedeckung, durch welche ſich ein Mann auszeichnete. Er trug, wie die Abbildung zeigt, eine ca. 40 cm lange Röhre aus Pandanusblatt und ich freute mich, die Urform des Cylinders bei den Papuas entdeckt zu haben. In der That fehlt nur Deckel und Krämpe und die Angſtröhre iſt fertig. Die Befeſtigung derſelben geſchieht mittelſt Nadeln aus Vogelknochen, die in dem dichten Haarpelz ſehr gut haften. Beſondere Sorgfalt war auch auf Bartſchmuck in Form von allerlei Breloques (wie S. 299) verwendet, und einzelne hätten ſich damit bei uns für Geld ſehen laſſen können. So mein Freund Wulim, ein biederer Oberhäuptling, deſſen ſorgfältig mit kleinen Muſcheln umwickelter, an der Spitze in Rohr eingeflochtener Zwickelbart eine Röhre von 35 cm Länge bildete. Der gute Alte ſchien meine Gedanken erraten zu haben, denn er erlaubte mir, die nicht wiederzuerſetzende Körperzier abzuſchneiden. So konnte ich, auch ohne Oberons Zauberhorn, einen Bart mit nach Hauſe nehmen, wie ihn der Kalif von Bagdad ſchwerlich beſeſſen haben dürfte, und gleich mit Zähnen daran, freilich nicht die des Trägers, ſondern Eberhauer, die auch hier als Schmuck ſehr beliebt ſind.

Kopfbedeckung in Dallmannhafen.

Unter Führung der Eingeborenen marſchierten wir über ſchönes, fruchtbares Grasland nach ihren Niederlaſſungen, die an der Weſtſeite von Gaufs-Bucht liegen da Dallmannhafen, mit Ausnahme von ein paar Häufern, unbewohnt iſt. Unweit diefer Siedelungen in Gaufs-Bucht mündet ein hübſcher, leider unzugänglicher Flufs, der Herbert. Treffliche Kultivationen, in denen hauptſächlich Bananen und Tabak (Sagum) gezogen wurden, lehnten ſich unmittelbar an das für papuaniſche Verhältniſſe ebenſo grofse als ſchöne Dorf Rabun oder Labuhn. Es zählte, von Bäumen und Kokospalmen beſchattet, an 20 Häufer, ſolide und ſtattliche Bauten, denen nur Fenſter fehlten, um gar manche viel armſeligere Hütte daheim zu übertreffen. Einzelne diefer Pfahlhäufer (Rum) waren 40 bis 50 Fufs lang, 24 Fufs breit und bis unter die Giebelſpitze an 20 Fufs hoch. Das Dach beſtand aus Ried oder Gras, die Seitenwände aus ſehr ſauber befeſtigten, zuweilen rot und ſchwarz bemalten Blattſcheiden der Nipa- oder Sagopalme, die Diele aus gefpaltenen Latten von Betelpalmen. Charakteriſtiſch für den hiefigen Bauſtil iſt das Fehlen eines Vorplatzes oder einer Plattform, da die Treppe gleich unter der in eigentümlicher Weiſe verſchiebbaren Thür liegt (vergl. Abbildung S. 308). Die im Inneren der Häufer herrſchende Dunkelheit erlaubte erſt allmählich Orientierung, liefs aber die gewöhnliche Einfachheit der Einrichtung erkennen: in der Mitte die Feuerſtelle, aus einem mit Sand gefüllten Rahmen beſtehend, an den Seiten Lagerſtätten aus gefpaltenem Bambu mit Kokosmatten belegt und Töpfe. Letztere ſtimmten in der Form (T. IV. 3, 4) mit denen von Bilibili überein und wie ich ſie auch am Caprivi ſah; es gab aber auch Töpfe von koloſſaler Gröfse, die als Behälter für Sago dienten. Keramik ſchien auch hier eine Quelle des Wohlſtandes und Reichtums, denn es gab Töpfe im Überfluſs; ſo waren unter anderem auch beſondere an Stricken befeſtigte Horden mit ſolchen verſehen. Grofse Häufer enthielten zwei Abteilungen und werden, wie ſchon die doppelte Feuerſtelle andeutete, wohl von mehr als einer Familie bewohnt. In einem Hauſe bemerkte ich eine roh geſchnitzte Holzfigur, einen ſogenannten Götzen, ähnlich den Telums von Aſtrolabe (T. XV. 1), aber ohne die für jenes Ge-

biet charakteriſtiſche langausgeſtreckte Zunge. Wenn auch Holzſchnitzereien an den Häuſern fehlten, ſo fanden ſich doch andere Arbeiten, welche von der Geſchicklichkeit der hieſigen Eingeborenen



Haus in Gaufsbucht.

in dieſem Genre zeugten. So die koloſſalen trogförmigen Signaltrommeln, die, (wie auf der Abbildung), gewöhnlich vor den Häuſern ſtanden, alſo wohl nicht tabu ſein mochten, ſowie die Spitzen der

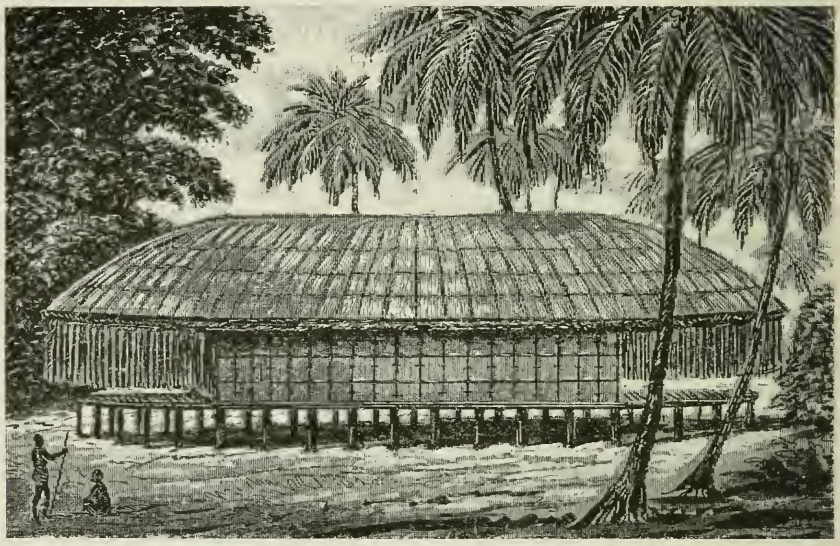
Kanus. Einzelne waren in ſehr naturgetreuen Figuren, Krokodil und Menſchengeſichter darſtellend (wie T. VII. 4) ausgeſchnitzt, und dieſe Verzierungen häufig ſorgfältig eingepackt, um ſie vor Beſtoſsen zu ſchützen. Auch ſonſt ſtimmten die Kanus in der Bauart mit denen am Caprivi überein. Als Maſtſchmuck dienten Baſtbüſchel und artig aus Pflanzenfaſer geflochtene Ketten; als Segel war, wie auch anderwärts, der zeugartige Baſt von der Baſis der Blattſcheide des Kokosblattes verwendet. Waffen irgend welcher Art kamen mir nicht zu Geſicht, werden aber ohne Zweifel nicht fehlen. Von Muſikinſtrumenten ſah ich Holztrommeln in der gewöhnlichen ſanduhrartigen Form (ähnlich T. XIII. 2), mit Eidechſenhaut (von Monitor) überzogen.

Bei unſerer Ankunft flüchteten die Weiber und Kinder eiligſt in die Häuſer, deren Thüren zugeſchoben, aber gar bald wieder etwas geöffnet wurden, denn die ſo berechtigte Neugier, welche dem ganzen Menſchengeſchlecht eigen iſt, überwand auch hier die Furcht, und nach und nach kamen, aufgemuntert durch die Männer, die Schönen zum Vorſchein. In der That gab es ſehr hübſche Geſtalten von tadelloſen Formen unter dieſen braunen Mädchen, die in ihren bunten Faſerſchürzchen (T. XVI. 9) gar niedlich ausſahen. Sie trugen das Haar meiſt kurz geſchoren, in Form runder Pelzkäppchen, Frauen durch ſchwarze Farbe verſchmierte Zotteln, ähnlich wie in Aſtrolabe-Bai (S. 40). Kleinen Kindern von drei bis fünf Jahren war der Kopf meiſt raſiert, bis auf eine Skalplocke zur Befeſtigung von Schmuck aus Muſchelringen und dergleichen.

Aufser den vorherbeſchriebenen Häuſern entdeckte ich übrigens noch zwei beſondere, von ganz eigentümlicher Form, wie ſie mir in Neu-Guinea ſonſt nirgends vorkamen. Sie waren lang und ſchmal mit ſchüſſelförmigem Dach, ſtanden auf niedrigen Pfählen (vergl. Abbild. S. 310), und hatten an jeder Seite eine Thür mit ſpitzwinkeligem Vorplatz, den vom Dachrande herabhängende, lange Blattfaſern wie mit einer Portière verhüllten. Aus Rückſicht für die Eingeborenen, die ſich ſehr ängſtlich zeigten, und deren Geduld ich ohnehin ſchon genug auf die Probe geſtellt hatte, lieſs ich das Innere

unbetreten. Der Zweck dieſer Gebäude blieb daher unaufgeklärt, aber ich werde wohl nicht irren, wenn ich ſie für jene Verſammlungs-, Junggeſellen- oder Tabuhäuſer halte, wie ſie ſich in verſchiedenen Formen allenthalben in Melaneſien finden.

Die Höflichkeit der hieſigen »Wilden« übertraf übrigens alle bisher erfahrene und jedenfalls die meinige in der Erwiderung. Man würde es bei uns und mit Recht als Zeichen geringer Achtung und Bildung auslegen, wenn ein Gaſt den angewieſenen Ehren-



Tabuhaus in Rabun, Gaufsbucht.

platz (hier ein mit weiſsem Sand beſtreuter Platz vor dem Hauſe) und die angebotenen Erfriſchungen (hier Betel, »Bu« und Naturzigaretten) zurückweiſt, wie ich es that. Aber es gab ſoviel zu ſehen und aufzuzeichnen, daſs ich im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſelbſt gegen die bei Papuas herrſchende Etikette verſtoſsen muſste. Die guten Leute mochten von dem erſten Weiſsen, der ruhelos umherlief, überall unverſtändliche Zeichen aufkritzelnd, wohl einen ſonderbaren Begriff bekommen und ich würde es ihnen nicht übel nehmen, wenn ſie mich für übergeſchnappt gehalten hätten. Sie

zeigten ſich aber über mein Gebaren nicht unwillig, ja ihre Höflichkeit ſteigerte ſich bis zur Gaſtfreundſchaft, eine bisher von mir bei Kanakern niemals beobachtete Tugend. Die Pantomime des Kauens liefs im Verein mit behaglichem Klopfen und Streicheln der Magengegend keinen Zweifel, dafs ein Feſtſchmaufs geplant wurde. Am Ende ſollten wir als Schlachtopfer dafür dienen, wird vielleicht mancher denken, der da meint, Kannibalen machten allemal ähnliche Zeichen, ehe ſie ihre Beute abmurkſen! Ach, nein! das thun ſie niemals; die braven Rabuniten waren überdies keine Kannibalen, und wenn ſie auch ſolche geweſen wären, ſo würde uns dies wenig geniert und das Gefühl der Sicherheit nicht im mindeſten alteriert haben. Zum groſsen Leidweſen der Bewohner ſchieden wir von dem freundlichen Rabun, und wenn wir auch für diesmal der zugedachten gaſtronomiſchen Prüfung entgingen, ſo ereilte uns doch das Schickſal im nächſten Dorfe. Hier wurden wir förmlich überrumpelt und mufsten wohl oder übel an dem bereits ſervierten Feſtmahle teilnehmen. Ich gebe hier das Menu. Erſter Gang: rötliche Sagoklöſse (zähkleiſtrig, unkaubar, daher nach Angabe der Eingeborenen nur ganz zu verſchlingen, was uns nicht gelang); zweiter Gang: kleine ſprottenartige Fiſche mit den Eingeweiden geröſtet (nicht übel); dritter Gang: gekochte Tiere einer kleinen Muſchel (Neritina), mit den Zinken der Haarkämme aus der Schale gezogen (indifferent), dazu als Konfekt eſsbare Erde, als Getränk Waſſer und friſche Kokosnuſsmilch. Das war freilich keine Bremer Schaffermahlzeit, aber das Hauptſtück der Tafel, ein in der Erde zwiſchen heiſsen Steinen gedünſtetes Schwein (Bohr), ſollte ja erſt zubereitet werden. Aber wir hatten keine Zeit darauf zu warten, obwohl uns damit ein Genufs entging. Denn ich darf verſichern, dafs in dieſer Manier gar gemachtes Fleiſch nicht zu verachten iſt und getroſt auf unſerer Tafel erſcheinen dürfte, wenn nicht das für uns unentbehrliche Salz fehlte. Mit Kokosnüſſen beladene Eingeborene geleiteten uns, diesmals längs dem Strande, der meiſt aus Korallen beſteht, wovon wir auch ausgedehnte Riffe in Gaufsbucht beobachteten, die ſich deshalb als Ankerplatz kaum eignen dürfte. Als wir bei unſerem Boot anlangten, packten es un-

fere Freunde faft voll mit Kokosnüffen, was uns auch noch niemals paffiert war. Erft jetzt verteilte ich die Gegengefchenke, und erwähne dies deshalb, weil dadurch erft die lobenswerte Uneigennützigkeit der Eingeborenen im rechten Lichte erfcheint. Dafs uns die guten Leute auch an Bord folgten, ift wohl felbftverftändlich. Sie waren inzwifchen klüger geworden und brachten allerlei zum Taufch, darunter neue und intereffante Gegenftände. So groteske, buntbemalte, aus Holz gefchnitzte Masken, mit meift koloffalen, oft vogelfchnabelartigen Nafen, häufig mit Bart aus wirklichem Menfchenhaar befetzt, wovon Taf. XIV (1, 2) gute Stücke repräfentiert, und kleine Holzgötzen (T. XV, 4, 5, 6). Sie ftellen männliche wie weibliche Nachbildungen von Eingeborenen dar, öfters mit Haarkörbchen, zuweilen fogar mit Gefichtsmasken ausgefchnitten und find jedenfalls keine Idole, wie jeder Miffionär deuten würde, fondern mehr als Talismane zu betrachten. Die Leute gaben fie ohne Zögern her und hatten folche fogenannte Götzen nicht felten, wie Miniaturmasken (vergl. T. XIV. 3) als Zierat an ihren Bruftbeuteln befeftigt. Neu waren auch eigentümliche Kopfruhebänkchen, fogenannte Kopfkiffen, aus Holz mit Schnitzerei und Beinen aus Bambu.

Um mich für die freundliche Aufnahme an Land zu revangieren, verfuchte ich die Eingeborenen mit allerlei Erzeugniffen der Civilifation bekannt zu machen. Aufser Zigarrenftummeln liefsen Genufsmittel ziemlich teilnahmslos. Wie gewöhnlich wurde aus Höflichkeit von dem und jenem gekoftet, ohne jedoch an den Speifen Gefchmack zu finden, ganz fo wie es uns im entgegengefetzten Falle geht; aber die Leute gaben zu verftehen, dafs Zucker mit Zuckerrohr identifch fein müffe. Mehr Intereffe erregten Nützlichkeitsgegenftände, und ich hatte auch hier wieder Gelegenheit, die individuell verfchiedene Auffaffung zu beobachten. Das Ticken einer Tafchenuhr ruft meift freudiges Erftaunen, wie bei Kindern, aber auch nicht felten Schreck hervor, ganz fo wie dies mit der Mufik einer Spieluhr der Fall ift. Aber die fröhlichen Weifen, welche ich auf einer Mundharmonika vorfpielte, fanden überall Beifall und erregten die Bewunderung der Eingeborenen. Streichhölzer verfetzen immer in Erftaunen, dagegen

May'ſche Streichwachslichte (Vestas) meiſt in Furcht, weil ſie beim Entzünden knallen. Spiegel, und zwar jene runden Taſchenſpiegel in Blech- oder Zinnfaſſung, wie ſie hauptſächlich üblich im Tauſch, werden ſehr verſchieden beurteilt. Manchmal machen ſie viel Spaſs, häufig aber werden ſie nur für eine glänzende Zierat, Bruſt- oder Stirnſchmuck, gehalten. Denn der Naturmenſch muſs ja erſt lernen ſein Abbild im Spiegel zu erkennen, den er gewöhnlich ſo nahe oder ſo entfernt hält, daſs dies nicht möglich iſt. Dasſelbe gilt bezüglich des Sehens durch einen Feldſtecher, deſſen Gebrauch noch mehr Unterricht erfordert. Einen viel gröſseren Eindruck machen Brenngläſer; aber auch bei dieſen weiſs der Eingeborene den Brennpunkt nicht leicht zu finden und ſie machen nur Mühe, denn jeder will das Brennen auf ſeiner Hand fühlen. Zur Belohnung gab ich den Rabuniten noch eine Extravorſtellung meiner Spielſachen zum beſten, wie ich zuweilen bei beſſerer Bekanntſchaft mit Eingeborenen zu thun pflegte. Kinderſpielzeug, Tiere aus Guttapercha, deren Quitſchtöne zuweilen Krieger erſchreckt über die Reiling jagten, fanden hier wenig Anklang, ebenſo erging es dem Kaleidoskop. Dagegen machte ein Kreiſel mit Muſik viel Spaſs, der ſich, wie überall, unendlich ſteigerte, als ich eine ſchöne, gut angekleidete Mädchenpuppe mit Haar zeigte. Und nun gar erſt die Freude über das Gegenſtück dieſer Europäerin, eine niedliche kleine Negreſſe, mit Wollkopf, rotem Röckchen und Perlhalsband! Eine Diva bei uns kann nicht mehr applaudiert werden, als dieſe Puppe hier; jeder wollte ſie beſitzen und würde alles dafür gegeben haben. Nicht wahr? Die Wünſche dieſer »Wilden« ſind oft unberechenbar. Wie bei allen Vorſtellungen hatte ich das Glanzſtück zum Schluſs vorbehalten, und zwar die Elektriſiermaſchine. Sie bildete wie überall, wo ich Eingeborene mit ihr bekannt machte, auch hier den Knalleffekt und ihre Wirkung äuſserte ſich in derſelben Weiſe. Die Leute wollten ſchier vor Lachen zerberſten, wenn der erſte Kühne, welcher die Metallkolben in den Händen hielt, ſprachlos vor Überraſchung anfing, allerhand Grimaſſen zu ſchneiden und Sprünge zu machen. Aber kaum hatte ich den erſten erlöſt, ſo nahm ein zweiter ſeine Stelle ein, unerwartet, aber

doch erklärlich. Denn auch dieſe Naturkinder machten es ganz ſo wie es in ähnlichen Fällen bei uns zu geſchehen pflegt. Nämlich, jeder ſagte dem anderen, daſs die Sache ſehr ſchön ſei, und ſo fielen am Ende alle der allgemeinen Heiterkeit zum Opfer.

Die Freude der Eingeborenen verwandelte ſich übrigens in Leid, als am anderen Morgen (12. Mai) Vorbereitungen zur Weiterreiſe getroffen wurden. Die guten Leute ſchienen uns bereits als die Ihrigen zu betrachten und erwarteten alles Ernſtes, daſs wir uns dauernd bei ihnen niederlaſſen würden. Ja, ich hätte hier ein Glück machen können, wie es mir nie in meinem Leben angeboten war, noch je wieder angeboten werden wird! Ich ſollte Kokospalmen und Schweine, Haus, Hof und Land und, als ich alles dies zurückwies, ſogar ein Mädchen erhalten. Da die Ablehnung desſelben die Leute vermutlich glauben lieſs, daſs mir eine Frau zu wenig ſei, wurde gleich eine zweite bewilligt, denn man verſuchte alles, um mich feſtzuhalten. Ja, ich brauchte nur zuzugreifen, um Schwiegerſohn der angeſehenſten Häuptlinge und ſelbſt »Negerfürſt« zu werden. Aber die Wichtigkeit der weiteren Küſtenforſchung lieſs mich auf alle dieſe herrlichen Ausſichten verzichten, ein Verzicht, den die Eingeborenen gewiſs nicht als Klugheit deuteten.

Es koſtete übrigens Mühe, die Honoratioren von Rabun von Bord zu bringen, denn einige wollten partout mit, immer noch in der Hoffnung, daſs wir uns anders beſinnen würden. Wir dampften langſam durch Dallmannſtraſse, an Greſſien-Inſel, Muſchu der Eingeborenen, vorbei, hinter der ſich Kairu (d'Urville-Inſel) erhebt, mit einem anſehnlichen Bergrücken, ohne beſonders markierte Kuppen. Kairu iſt an acht Meilen lang und ſehr fruchtbar. Muſchu mit ſanften, grünen Grasflächen ſcheint für Viehzucht wie geſchaffen. Es beſitzt an der Weſtſeite drei kleine Dörfer, deren Bewohner ſich ſehr im Gegenſatz zu den Rabuniten ſcheu verſteckten. Aber hinter »Pomone-Point« (von d'Urville), einer ſanften, mit Kaſuarinen beſtandenen Huk der Feſtlandsküſte, die hier aus Vorland mit ca. drei kleinen Siedelungen beſteht, kamen Eingeborene in Kanus ab, um uns einzuholen. Mit der Ausdauer der Rabunleute würden ſie uns erreicht haben, denn

bald darauf nötigten Regen und dickes Wetter zu ankern. Dies geſchah in Dallmannſtraſse unweit der kleinen Guap-Inſel, die ca. eine Meile öſtlich vor dem etwas gröſseren Pâris (von d'Urville), Aursau oder Aarſchau der Eingeborenen, liegt. Guap iſt kaum zwei Meilen lang, niedrig, dicht bewaldet, beſitzt ſehr viel Kokospalmen und muſs ſehr ſtark bevölkert ſein, denn ich zählte nicht weniger als 37 Kanus am Sandſtrande der Südſeite, der wir gegenüber lagen. Derartige Inſeln, nahe der Küſte, bilden häufig Bevölkerungscentren, weil ſie ihren Bewohnern gröſsere Sicherheit gegen Überfälle bieten und ſomit eine ruhigere und gedeihlichere Entwickelung ermöglichen. Nicht ſelten benutzen ſo günſtig ſituierte Inſulaner aber auch ihre Überlegenheit, um an der Küſte Raubzüge auszuführen. Allem Anſcheine nach waren die Guapiten, welche uns bald in ihren Kanus umringten, gut ſituierte Leute. Daſs ſie keinen Mangel litten, ging ſchon aus der Unmaſſe Yams hervor, den ſie körbeweis zum Ankauf anboten. Da Guap für einen ſolchen Reichtum viel zu klein iſt, ſo gehören die ſchönen Plantagen, die wir an der Südſeite von Kairu (d'Urville-Inſel) erblickten, vermutlich dieſen Inſulanern. Sie verlangten aber nichts als »Pore«, Eiſen, das ſie übrigens nur in Form von Bandeiſen zu kennen ſchienen, denn ſie machten ſich nichts aus Äxten. Da konnte geholfen werden, denn Meiſter Nielſen, der Maſchiniſt, ſchlug alte Kiſtenreifen in Stücke, die weggingen wie warme Semmeln. Da derartiges Bandeiſen ſehr dünn iſt, ſo müſſen die Stücke ſo kurz ſein, daſs man ſie nicht mit den Fingern biegen kann. Denn jedes Stück wird von den Eingeborenen ſorgfältig geprüft und wenn biegbar, zurückgegeben. Ich bemerkte übrigens einen Steinaxtſtiel, der mit einem Stück Eiſen montiert war. Es ſchien ein altmodiſcher Meiſsel, vielleicht noch aus der Zeit der erſten Seefahrer, aber ſein Beſitzer gab das Stück für kein Beil her, weil er ein ſolches eben nicht kannte. Gar gern hätte ich dieſes Baſtardgerät der Stein- und Eiſenzeit erſtanden, aber ich durfte mit den unverfälſchten Steinäxten ſchon zufrieden ſein. Die Eingeborenen beſaſsen davon ſchöne Exemplare in eigentümlicher Holzfaſſung (wie T. I, 7), mit rechtſtehender Steinklinge (wie um Oſtkap), aber auch ſolche mit querſtehender

Muſchelklinge. Hölzerne Masken und ſogenannte Götzen, öfters zu mehreren zuſammengebündelt, wurden ebenſo häufig als in Dallmannhafen zum Kauf angeboten.

Dieſe Figuren enden zuweilen in eine lange Spitze (wie T. XV. 7), um mit derſelben in die Erde geſteckt zu werden, da ſie zum Teil als Talismane für gute Ernten dienen. Auch aus Holz geſchnitzte, buntbemalte Tierfiguren, z. B. ſehr erkennbare Eidechſen (Monitor), ſowie eine neue Form Holzſchüſſeln, mit Schnitzerei, darunter unter anderem die Darſtellung eines fliegenden Hundes, erhielt ich, ebenſo breite Schildpattarmbänder mit Gravierung, die weiter weſtlich nicht mehr vorzukommen ſcheinen. Ein beſonders feines Stück, aus einer 32 cm langen und 15 cm breiten Platte gebogen, iſt im Atlas (Taf. XIX. 1) abgebildet. Wie hier öſtliche ethnologiſche Formen ihr Ende zu erreichen ſcheinen, ſo trafen wir hier zuerſt charakteriſtiſche weſtliche. So unter anderm Bruſtkampfſchmuck in Form eines breiten herzförmigen Schildes aus Eberhauern mit roten Abrusbohnen (wie T. XXIII. 2) und eine andere ſehr merkwürdige Art aus Eberhauern und Ovulamuſcheln. An Federſchmuck kamen Paradiesvögel, ſowie die ſchönen roten Federn des Borſtenkopfpapageis (Dasyptilus Pequeti) vor. Im übrigen zeigte Ausputz wie Bekleidung der Leute nichts Beſonderes. Als letztere diente ein zuweilen buntbemalter Streif Tapa, in der gewöhnlichen Weiſe um die Hüften geſchlagen. Haarkörbchen ſah ich nicht mehr, ſie mögen aber vorkommen. Man trug das zu einem dichtverfilzten Zopfanſatz verlängerte Kopfhaar mit Binden aus Pandanusblatt umwickelt oder die bereits bekannten Angſtröhren, die hier (wir auf Muſchu) ihre eigentliche Heimat zu haben ſcheinen. An Bartſchmuck in der vorher beſchriebenen Weiſe (S. 299), fehlte es auch nicht, wie die nachfolgende Abbildung S. 317) zeigt.

Der Korb iſt dieſem Manne aber nur aus Verſehen des Zeichners in die Hand geraten, denn er ſtammt von Venushuk (vergl. S. 293). Dagegen zeigt der reich mit Platten aus Cymbiummuſchel verzierte Bruſtbeutel die übliche Form. Die hieſigen Eingeborenen excellieren in der Anfertigung ſolcher Beutel, die aus feinem, ſehr haltbarem

Bindfaden, teils in weitmaſchiger Filetmanier, teils ganz dicht geknüpft, zuweilen wahre Muſter zierlicher und geſchmackvoller Arbeit ſind. Sie haben natürlich ſehr verſchiedene Gröſse (bis 50 cm breit und 30 hoch) und zeigen für gewöhnlich einfache, bunte Muſter (in Kirſchbraun, Braun, Schwarz, Blaugrau). Häufig werden aber artige Muſter aus kleinen Muſcheln (Naſsa) oder aus ganzen und halb durchſchnittenen Samenkernen (Coix lacrymae) gleich mit dem Bindfadenmaterial eingeknüpft (vergl. T. X. 4). Der äuſsere Ausputz dieſer Bruſtbeutel, die nur den Schmuck des Mannes bilden, iſt zuweilen ſehr mannichfach. Ich gebe hier ein Verzeichnis ſolcher Papua-Breloques: Troddeln aus Bindfaden, Klingel aus einer Muſchel (Cypraea lynx) als Klöpfel ein Stückchen Koralle, Platten von Placuna- und Cymbium-Muſcheln, letztere zuweilen mit aufgelegter durchbrochener Schnitzerei aus Kokosſchale, bearbeitete Stücke Schildpatt, kleine Holzfiguren (wie XV, 5) und Amuletmasken (T. XIV. 4), Kalebaſſe zu Kalk, Bambumeſſer, Naſenſchmuck aus Perlmutter (wie XX. 5) oder Eberhauern (XX. 8), feine, aus Gras geflochtene Kettchen, mit Anhang von ſchwarzen Fruchtkernen und Papageifedern, Streifen Cuscusfell, und als Talismane: Stückchen Maſsoirinde*), Ingwer oder Pflanzenbüſchel. Da der

Mann von Guap-Inſel.

*) Von Cinnamomum Kiamis oder Sassafras goesianum.

Papua in einem ſolchen Beutel ſeine notwendigſten Habſeligkeiten und Requiſiten bei ſich trägt, ſo werden wir dieſelben am beſten aus dem Inhalt kennen lernen, der ſehr verſchiedenartige Sächelchen entwickelt. An nützlichen Gegenſtänden: Löffel aus Kokos, Schaber aus Perlſchalle (V, 8), Muſchelſchalen (Batiſsa) zum Schneiden, Brecher aus Knochen (V. 7), Raſpel aus Rochenhaut, Feile aus Koralle, Nadel aus einem durchbohrten Fiſchknochen, Bogenſehne von Rotang, Ring zur Befeſtigung derſelben, etwas Bindfaden; an Geld: aufgereihte Hundezähne und Naſsa-Muſcheln, an Zieraten: Naſenſchmuck (wie vorher), rote und gelbe Erde zum Bemalen; an Genuſsmitteln: Betelnüſſe, dazu Kalk und Pfefferblätter, Tabak in Blättern, dazu Baumblätter als Umlage für Zigaretten, eſsbare Erde; an Talismanen: kleine Holzfigur (wie vorher), runde Kieſel (meiſt aus dem Magen der Kronentaube, Goura, und Jägerzeichen), Maſsoirinde und Ingwer. Nicht wahr? Der Menſch der Steinzeit hat bereits eine Menge Bedürfniſſe und weiſs Naturprodukte auszunutzen, die dem Kulturmenſchen als wertlos erſcheinen. Ich vergaſs noch einen ſeltenen Fund anzuführen, den ich ſpäter in einem der Bruſtbeutel von Guap machte, nämlich, ſorgfältig in ein Blatt gebunden: acht kleine rote Glasperlen! Dies verwunderte mich umſomehr, als die Eingeborenen Glasperlen gar nicht zu kennen ſchienen. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daſs dieſes europäiſche Erzeugnis von der benachbarten d'Urville-Inſel herſtammte, wo Sir Edward Belcher (im Juli 1840) mit dem »Sulphur« den ſchönen Victoriahafen auffand und aufnahm.

Die Guapiten waren übrigens ruhige und manierliche Leute, mit denen ſich gut ſchachern ließs, Stück um Stück, Hand um Hand, aber »ſchenken« kannten ſie nicht. Die Unmaſſen Waffen, welche ſie mit ſich führten, zeigten ihre Wehrhaftigkeit und Kampfbereitſchaft. Ich erhielt hier flache lattenförmige Keulen (ganz wie die von Aſtrolabe), Bogen, ſchöne Pfeile mit fein geſchnitzten Holzſpitzen und Kerbzähnen, zum Teil mit aufgeklebten Federn und Coixkernen, und lange (2,80 m) Wurfſpeere aus Palmholz, in der Mitte mit eigentümlichem Anſatz, der wahrſcheinlich zum Schleudern dient. Schwere

über drei Meter lange, mit Kaſuarfedern reich verzierte Lanzen ſchienen Häuptlingsattribute. Die kleine Silhouette auf Tafel VIII, 10 zeigt einen derartig diſtinguierten Würdenträger auf ſeinem Kanu aus der Ferne geſehen. Dieſe Kanus haben in der Mitte einen tiſchartigen Aufbau zum Teil mit Schnitzarbeit, ganz wie die am Capriviflufs, und ſind wie jene ſo ſchmal, daſs die Ruderer nicht beide Füſse nebeneinander ſtellen können. Selbſtverſtändlich beſitzen auch dieſe Kanus einen Ausleger, aber ich beobachtete keine mit Segel.

Aus den fremdartigen Stimmlauten um uns her, tönte plötzlich ein bekanntes Wort: »Doktor! Doktor!« Erſt glaubte ich mich verhört zu haben, aber nein, es war keine Täuſchung. »Alſo auch hier ſchon bekannt«! dachte ich und ſah mich nach den Rufern um, drei Eingeborenen, die in ihrem Kanu längsſeit lagen und ſogleich an Bord zu klettern verſuchten. Als ich ſanft abwehrte, ſchienen die Leute nicht wenig beſtürzt, und aus ihren vorwurfsvollen Blicken liefs ſich der Sinn ihrer Rede erraten. »Nette Menſchen, dieſe Weiſsen! Geſtern liefsen ſie ſich bei uns noch abfüttern, und heut will uns der Doktor ſchon nicht mehr kennen!« ſo ungefähr mochten ſie ſagen und hatten recht. Aber Eingeborene ſehen einander meiſt verzweifelt ähnlich, und ſo war es verzeihlich, wenn ich unſere Freunde von geſtern nicht gleich wieder erkannte. Ich ſuchte meinen Fehler gut zu machen, denn die Anhänglichkeit dieſer Leute, uns trotz des Regenwetters, das Kanaker gar nicht lieben, zu folgen, verdiente Belohnung. Freilich machten mir die treuen Seelen von Rabun wieder neue Mühe, denn ſie kamen wieder mit der alten Geſchichte: Schweine, Haus, Mädchen etc., und als wir am andern Morgen (13. Mai) abdampften, gab es nur eine Wiederholung der Abſchiedsſcene. Ich atmete daher auf, als die Verſucher endlich betrübt in ihr Kanu kletterten und wegpaddelten, denn der Verkehr mit Eingeborenen iſt gar anſtrengend.

Der ſtarke weſtliche Strom, welcher auffallender Weiſe am Nachmittag (4 Uhr) des vorhergehenden Tages nach Oſt umſetzte, führte uns ohne Dampf durch Dallmannſtraſse. Wir paſſierten Aarſau (Pâris), eine niedrige, dichtbewaldete Inſel, ohne Kokospalmen, die wenig

bewohnt ſcheint, gleich dahinter das kleine unbewohnte Unei und ſahen in Nordweſt die von d'Urville, Guilbert und Bertrand benannten Inſeln vor uns, welche dichtbewaldeten Atollen ähneln. Da die Hanſemannküſte mit Pomone-Huk endet, ſo wurde die weitere Fortſetzung derſelben weſtlich bis zum 141 Grade von Kapitän Dallmann als Finſchküſte unterſchieden. Sie zeigt von Pomone-Huk an unausgeſetzt dicht mit Laubwald bedeckte, hie und da von Grasflächen unterbrochene Hügelketten, dahinter höhere Bergreihen (600 bis 1000 Fuſs hoch) und ſcheint wenig bevölkert. Nur an einem Fluſſe (Virchow) circa fünf Meilen Weſt von Aarſau bemerkten wir zwei Dörfer. Aber weiterhin zwiſchen Sapa Point (von d'Urville) und einer neuen Huk (Guido Cora*), die beide nur ſanft vorſpringende, ſteile Uferhügel ſind, zählte ich acht Küſtendörfer (von je 12 bis 20 Häuſern) hintereinander, ohne jedoch Menſchen und Kanus bei denſelben wahrzunehmen. Das war mir lieb, denn wir entgingen dadurch Aufenthalt, der bei unſerem Kohlenvorrat ohnehin mehr als mir lieb war, beſchränkt werden muſste. Aber hätten wir bei jedem Küſtendorf halten wollen, dann wären wir wohl nie nach Humboldt - Bai und zurück gekommen. Trüb lichtgrün gefärbtes Waſſer zeigte, wie dies faſt ſtets der Fall war, daſs wir uns wieder Mündungen von Flüſſen näherten. Auf einen kleineren (Petermann) Fluſs folgte ein gröſserer (Kaskade), der wie über ein Wehr ins Meer fällt und von dem der nahe Behmfluſs vielleicht nur ein Arm iſt. Am Kaskadefluſs zeigten ſich zwei bis drei kleine Siedelungen, wie ſtets, mit den entſprechenden Hainen der Kokospalme.

Aber nur ein Kanu wagte abzukommen und verſchaffte uns eins jener gemütlichen Zuſammentreffen, in welchen man das Weſen unberührter Naturmenſchen in voller Urſprünglichkeit und Harmloſigkeit am beſten kennen lernt. Das Kanu brachte nämlich nur einen

*) In meinem erſten Reiſeberichte („Nachrichten für und über Kaiſer Wilhelmsland" Oktoberheft 1885) hat ſich hinſichtlich der geograph. Lage dieſes Punktes ein bedauerliches Verſehen eingeſchlichen. Auf S. 11 wird nämlich Guido Cora-Huk als öſtlich der Sainson-Inſeln angegeben, während die betreffende Stelle des Textes, in Übereinſtimmung mit der Karte, auf S. 10 hinter „Sapa Point" folgen ſollte.

alten Mann mit zwei hübſchen Knaben, von etwa zehn und acht Jahren, wie ſich ſpäter herausſtellte, ſeine beiden Söhne, Amus und Mambas, aus dem Dorfe Wanua. Papa Malgari war in vorgeſchrittenen Jahren, durch Pockennarben entſtellt, trug Vollbart, einen kurzen Zopf, ſonſt nichts als den üblichen Tapalendenſtreif und eine Eulenfeder im Haar. Deſto feiner waren aber von Mama die beiden Sproſſen für den Beſuch bei den unbekannten Gäſten herausgeputzt, wozu ſie wahrſcheinlich eigenen Schmuck hergeliehen. So die ſchönen Halsketten aus Naſſa mit Muſchelring (T, XXI 5), und die groſsen Schildpattohrringe, ebenfalls mit Muſchelplatte aus Conus, während der Knochendolch, welcher im Grasarmbande des älteren Amus ſteckte, wohl Papa gehören mochte. Amus war bereits mit dem Tapaſtreif bekleidet, ſein Bruder ohne einen ſolchen, aber beide trugen kreuzweis über die Bruſt ſchmale zierlich geflochtene Bänder, mit kleinen Samenkernen wie mit Perlen beſetzt. Das Haar der Knaben war mit Ausnahme zweier Wirbelzöpfchen kurz gehalten. In den durchbohrten Naſenflügeln ſteckten Holzſtiftchen, bei dem jüngeren Bruder ſogar ein ſolches in der Naſenſpitze, denn ſchon gar früh muſs ſich der junge »Wilde« dem eiſernen Zwange der Mode unterwerfen. Ich forderte die guten Leutchen auf, an Bord zu kommen und Papa Malgari hatte nach einigen Zögern auch Luſt dazu, wurde aber von ſeinen Söhnen zurückgehalten. Sie ſprachen wahrſcheinlich davon, daſs Mama dies ausdrücklich verboten habe, daſs ihm was geſchehen könne, kurzum tyranniſierten ihren Vater förmlich, wie ſich dies Kanakerväter von ihren Kindern gern gefallen laſſen. Ich hielt den obſtinaten Knaben eine Standrede; gleich drehten ſie mir, mit wütenden Blicken, den Rücken zu, als wollten ſie ſagen: »Du haſt hier gar nichts dreinzureden! das iſt unſer Vater, und wir wiſſen am beſten, was ihm gut iſt.« Endlich überwand die Neugierde alle Bedenken, und trotz der Lamentation ſeiner Söhne kam der Alte an Bord, ſogar in die Kajüte. Ja! da gab es was zu ſehen und der Zeigefinger, als Zeichen des Erſtaunens, kam gar nicht mehr zwiſchen den Zähnen hervor. Und nun vollends gar, als ich dem Alten einen Spiegel ſchenkte und unter entſprechender Beleh-

rung, eins jener Raſiermeſſer, die ſamt Etui in Sydney 40 Pfennige koſten! Seine Augen glänzten vor Freude; aber ich fürchte, die Silberſtahlklinge wird gegen den ſtruppigen Bart, der bisher nicht einmal einen Kamm kennen lernte, wenig ausgerichtet haben. Voll Freude eilte Papa an die Reiling, um ſeinen Sproſſen von all den Herrlichkeiten und Wundern zu erzählen, wurde aber nur angeſchnauzt. Denn alle Überredung ſchien den beiden Trotzköpfen gegenüber vergeblich, bis ich mich ins Mittel legte. Man wird vielleicht denken, mit Anranzen! I Gott bewahre! das hilft bei Kanakerknaben am allerwenigſten, aber ein kleines unanſehnliches Inſtrument, eine Mundharmonika, wirkte dieſes Wunder. Bei ihren Tönen wandten ſich die verbiſſenen Geſichter um, erſt unwillig und finſter dreinſchauend, nach und nach freundlicher, belebter, und als ich ſie jetzt mit lächelnder Miene einlud, da konnten ſie nicht länger widerſtehen.

Muſik, dieſe Gabe des Himmels, auch von den Metallzünglein einer Mundharmonika, hatte den Sieg errungen, um dieſe kleinen »Wilden« zu bändigen. In ſtummer Verwunderung betrachteten ſie alles; als ich aber jedem ein Lendentuch von türkiſch Rot umgebunden und ein Beil in die Hand gegeben hatte, da hielt es ſie nicht länger, ſie eilten, gefolgt vom Vater, ins Kanu und paddelten heimwärts, wahrſcheinlich aus Beſorgnis, die Schätze könnten ihnen nur zum Spaſs gegeben ſein und wieder abgenommen werden. Ich aber freute mich, glückliche Menſchen gemacht und mit zwei Eiſenbeilen im Wert von zuſammen M. 1,20 die Zukunft zweier hoffnungsvoller Knaben der Steinzeit begründet zu haben.

Etwas weſtlich vom Kaskadefluſs werden die Berge höher und entſenden mehrere Flüſſe (Breuſing, Lindeman, Albrecht), die in dichtbewaldetem Vorlande münden, das in einer Länge von kaum acht Meilen ebenſoviel, zum Teil groſse Siedelungen (bis zu 20 Häuſern) zählt. Bei der weſtlichſten, Tagai, wurde, nicht weit vom Albrechtfluſſe, geankert. Es iſt dies ein anſehnliches Gebirgswaſſer, mit viel Kaſuarinen an den Ufern, das zur Anlage von Sägemühlen wie geſchaffen ſcheint, beſonders deshalb, weil ſich hier bedeutende Be-

ftände prächtiger Hochbäume finden, wie wir fie bisher in Neu-Guinea nicht gefehen hatten.

Kaum war der Anker gefallen, fo kamen die Eingeborenen ab in Kanus und fonderbaren Waffer kutfchen, deren eigentliche Befchaffenheit fich von weitem nicht recht ausmachen liefs. Es fchien, als fitze eine dunkle Geftalt im Waffer, bald bis an die Bruft unter-

Auf Palmblättern in See.

tauchend, bald wieder auftauchend, aber ftetig näher kommend. Da löfte fich denn endlich das Rätfel und das Gefährt entpuppte fich, wie die Abbildung zeigt. als eins der denkbar einfachften.

Es beftand nämlich nur aus zufammengebundenen Palmblattftielen, auf denen fich je ein Knabe oder junger Burfche anderthalb Meilen weit in See wagte, nur um das dampfende Ungetüm zu fehen. Sachen irgend welcher Art liefsen fich auf einem folchen Flofs freilich nicht mitbringen, denn es ging mehr unter als über dem Waffer und fchien höchftens für Schiffbrüchige empfehlenswert.

Als Paddel diente ebenfalls ein Palmblattſtiel. Die Kanus erwieſen ſich übrigens als trefflich gebaute Fahrzeuge von eigentümlicher neuer Konſtruktion. Sie hatten Seitenborde und zeichneten sich vorder- und hinterteils durch einen oft mit Schnitzerei verzierten Schnabelaufſatz (T. VII 3), einen gewaltigen Plattformaufbau (VI 2) und zwei ſehr lange Querträger des Auslegergeſtelles aus. An jeder Seite der Plattform war ein hoher, ſchmaler Kaſten aus Gitterwerk angebracht, der zugleich als Sitz diente, im Kriege aber eine gute Bruſtwehr abgeben mag. Einzelne Kanus waren ſehr groſs, an 30 bis 40 Fuſs lang, und trugen etliche zwanzig Perſonen, wovon 14 allein auf der Plattform Platz fanden. Solche Fahrzeuge mit Maſt und Segel ſchienen zugleich Kriegskanus in voller Ausrüſtung, denn die Seitenkaſten der Plattform waren mit Waffen gefüllt. Letztere beſtanden faſt nur in Bogen und Pfeilen, aber ſo ſchönen, ſauber gearbeiteten und reich verzierten, wie ich ſie in ähnlicher Weiſe ſonſt nirgends in Neu-Guinea traf. Die Pfeile (60 cm lang), wie gewöhnlich aus Rohr, mit äuſserſt kunſtvollen, zum Teil durchbrochen gearbeiteten Spitzen aus Holz oder Bambu, zeichneten ſich durch einen feingeflochtenen Knauf aus, der mit aufgeklebten Federn und Coixkernen verziert war, ähnlich wie auf Guap. In vollem Einklange mit den Pfeilen ſtanden die (1,70 Meter) langen Bogen, aus Holz der Betelpalme, mit Sehne von Rotang, die durch einen zierlich geflochtenen Knauf feſtgehalten wird. Sie ſind mit fein eingraviertem Muſter ornamentiert und haben Troddeln von dünnem Bindfadengeflecht mit daran befeſtigtem Federſchmuck. In dem letzteren ſpielen Papageienfedern (Haubenfedern von Kakadus, Eclectus, zuweilen Köpfe der letzteren, wie von Lorius) die Hauptrolle, und darunter wiederum die prachtvollen, rot und ſchwarzen Federn von Dasyptilus Pequeti. Dieſer ſonſt ſo ſeltene Papagei muſs hier herum häufig vorkommen, denn ſeine Federn waren auch in Kopfputzen am meiſten vertreten, aufserdem die gelben Seitenbüſchel vom Paradiesvogel. Von letzteren wurden auch Bälge, für die öfters lange Bamburöhre als Behälter dienten, von den Eingeborenen in grösſerer Anzahl als irgendwo vorher zum Tauſch angeboten. Die Art iſt der

Paradisea minor aus Weſt-Neu-Guinea nahe ſtehend, fiel mir aber gleich durch ihre Kleinheit auf und erwies ſich ſpäter in der That als neu Paradisea Finſchii. Wie geſchickt Eingeborene allerlei Naturprodukte zu benutzen wiſſen, zeigte ſich wiederum an dieſen Vogelbälgen, die ohne eiſerne Meſſer präpariert, natürlich ſehr zerfetzt waren. Man hatte die Häute über eine Art Pflanzenmark geſpannt und mit ſehr ſpitzen Nadeln feſtgeſteckt, die ſich als Stacheln eines Landſchnabeltieres (Echidna) erwieſen. Von anderen Paradiesvögeln ſah ich hier zum erſtenmale Federn des ſeltenen Xanthomelus aureus.

Haartracht eines Häuptlings von Tagai.

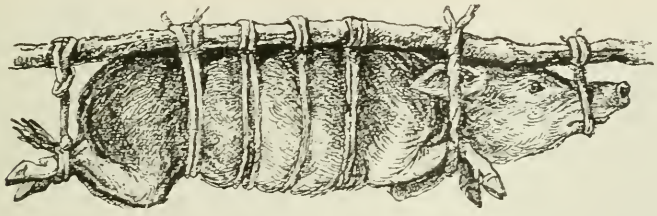
An ſonſtigem Schmuck und Zierat beſaſsen die Tagaiten im ganzen nicht viel: Halsketten aus Naſsa mit Conusſcheiben, ſchöne Bruſtringe aus Tridacna, Bruſtſchilde aus Eberhauern (wie XXIII. 2), ſchmale Schildpattreifen mit Schnüren von Coix als Ohrringe und eigentümlichen Naſenſchmuck aus Perlmutter (T. XX. 6). Haarkörbchen kamen hier nur vereinzelt vor, zuweilen mit einem Kranz aus Kaſuarfedern verziert, aber im Haarwuchs ſelbſt wurde Erſtaunliches geleiſtet. Einzelne Männer ſchienen eine Alongeperücke aus der Zeit Louis XIII. zu tragen; es war aber alles eignes Haar, eine dichtverfilzte Maſſe, die 30 cm breit und 20 cm lang den ausraſierten Nacken deckte. Selbſtredend durfte nichts unverſucht bleiben, eine ſolche Monſtreperücke zu ſichern, und ich freue mich, das Bild des Trägers derſelben noch in ungeſchorenem Zuſtande geben zu können.

Es war ein ſtattlicher Kerl, mit wertvollem Muſchelring als Halsſchmuck und eigentümlicher Bemalung der Bruſt in Grau, die ich

hier zuerſt bemerkte. Im Haar trug er einen weit über die Stirn vorragenden, ſogenannten Kamm, mit Haubenfedern der Krontaube (Goura) verziert, auf dem Scheitel zwei Seitenbüſchel von Paradiesvögeln, wohl für lange Zeit zum letztenmal. Denn ſchon hielten mein Helfershelfer, der Steuermann, und ich die Waffen bereit, harmlos ausſehende Scheren, die dieſe Eingeborenen ja noch nicht kannten, und ehe das Opfer noch recht ja oder nein ſagen konnte, ſetzten wir an, und der ſeltene Schatz war für die Wiſſenſchaft gerettet. Das Stück ziert jetzt das Berliner Muſeum, ſofern er überhaupt zur Aufſtellung gekommen iſt. Als ich den Mann ſeine Veränderung im Spiegel betrachten ließ, machte er freilich ein verblüfftes und anſcheinend nicht ſehr erfreutes Geſicht, aber ich ſchenkte ihm den Spiegel und einiges andere dazu, unter der Verſicherung, daſs die Haare ja wohl wieder wachſen würden. Ich irre aber gewiſs nicht, wenn ich eine derartige Perücke als Häuptlingsſchmuck anſehe, denn unter faſt ein paar Hundert Tagaiten, die uns in etlichen zwanzig Kanus umlagerten, trugen kaum mehr als ein halbes Dutzend ſolchen Haarwuchs. Die übrigen hatten gewöhnliches Papuahaar, in Form einer wolligen oder zottligen Kappe, und waren auch ſonſt echte Papuas, aber viele von ziemlich heller Färbung (wie Nr. 29 bei Broca). Hautkrankheiten zeigten ſich nur wenig, aber ich beobachtete bei einzelnen Pockennarben. Die Männer trugen als Bekleidung die bekannten Tapaſtreifen, und auch bei Mädchen ſah ich hier zum erſtenmale Tapaſchürzen ſtatt der ſonſt üblichen Faſerröckchen. Die Sprache war, wie faſt überall, wo wir auf dieſer Reiſe mit Eingeborenen verkehrten, verſchieden von der vorher gehörten, das Betragen der Leute ein lobenswertes. Ohne Scheu kamen ſie gleich an Bord, und ein Arbeiter-Werbeſchiff hätte hier in der kürzeſten Zeit ein wertvolles Cargo Rekruten mitnehmen können. Für alles wurde übrigens »Bodé« — Eiſen, verlangt, wie dies immer der Fall iſt, wenn Eingeborene ſolches erſt kennen lernen. Auſser wenigen Kokosnüſſen, etwas Yams und Betel brachten ſie nur zwei Hühner und ein Schwein (Bor), in dem Seite 327 dargeſtellten gefeſſelten Zuſtande. Es war leider ein junges und kaum des Schlachtens wert;

nach vielen Verhandlungen holten die Leute dann noch ein zweites gröſseres. Man ſieht daraus daſs es in Neu-Guinea mit Lebensmitteln des Landes in der Regel gar ſchlecht beſtellt iſt und man ohne eigenen Proviant verhungern könnte.

Schon vom Kaskadefluſs an machte ſich weiter inland eine höhere Bergkette bemerkbar, die nach und nach bedeutender wurde und ſich zu einem Gebirge entfaltete, das d'Urville nach dem groſsen, italieniſchen Phyſiker Torricelli benannte. Es bildet einen dichtbewaldeten, in ſeiner Kammlinie ziemlich einförmig verlaufenden Rücken und mag an oder über 3000 Fuſs Höhe erreichen. Als wir in der Früh (14. Mai) von unſerem Ankerplatz bei Tagai weſtlich dampften, trat dieſes Gebirge beſonders deutlich hervor mit einer ſehr markierten Kuppe, der Langenburg-Spitze*), wie ſie die beigegebene Abbildung



Gefeſſeltes Schwein.

(S. 329) darſtellt. Dieſe Bergſpitze zeichnet ſich durch ein paar kahle Stellen aus, die von Erdrutſchen oder ähnlichen Erſcheinungen herzurühren ſcheinen. Von Tagai verläuft der Uferſaum weiter Weſt in einem breiteren, dicht bewaldeten Vorlande und ſcheint noch ca. drei Meilen ziemlich bewohnt, ſoweit ſich dies aus einzelnen Häuſern mit kleinen Palmgruppen ſchlieſsen läſst.

»Bei Paſsier-Point ſind ausgedehnte Lagunenriffe und mehrere kleine Inſeln« ſagt Powell in dem Vortrage**) über ſeine Reiſe an

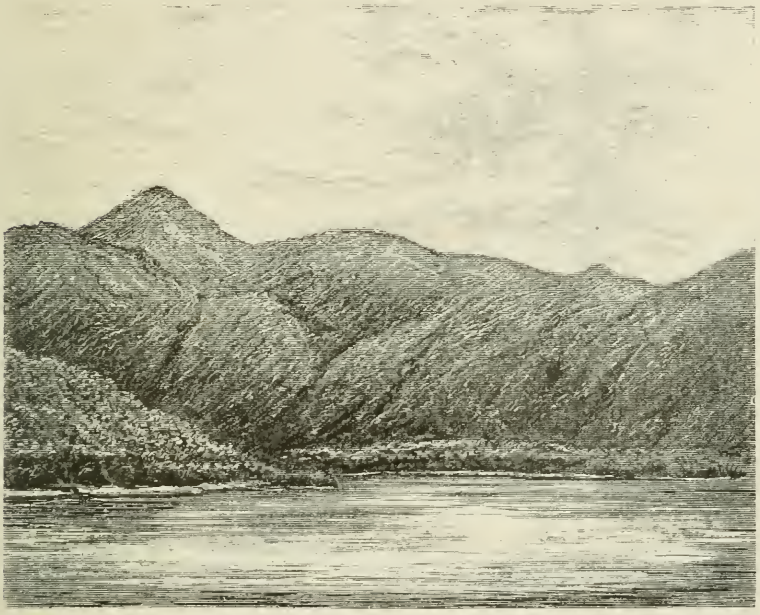
*) Nach dem hochverdienten Präſidenten des Deutſchen Kolonialvereins Fürſt Hermann zu Hohenlohe-Langenburg.

**) l. c. S. 512, übrigens die erſte Erwähnung eines Punktes an der ganzen ca. 140 Meilen langen Küſte von Broken Water-Bay an. Von den Eingeborenen wird nur geſagt, daſs ſie zu glauben ſchienen, die Fremden wären von der Sonne herabgekommen.

dieſer Küſte (?). Ja wohl! auf den Karten iſt hier ſogar eine zwei Meilen lange und breite Landzunge oder ein Riff verzeichnet, nach welcher wir vergebens Ausguck hielten. Herr Powell wird daher wohl etwas weitab geweſen ſein, denn ſonſt müſste er geſehen haben, daſs Paſſier-Point überhaupt nicht exiſtiert. Ein iſolierter Beſtand dunkler Kasuarinen, welcher plötzlich in den ſonſt herrſchenden Laubwaldscharakter der Küſte einſetzt, war höchſtwahrſcheinlich die Urſache, daſs d'Urville hier eine Huk verzeichnete. Schiffe, welche wie die Aſtrolabe weiter von der Küſte ſegeln, können durch ſolche Kasuarinenhaine leicht getäuſcht werden, da dieſelben ſich wegen der dunklen Färbung ſchärfer als die übrige Küſte markieren und von weitem wie vorſpringende Felſenkaps ausſehen. Bald zeigten ſich kleine Inſeln, die Sainſon-Gruppe, von d'Urville aus Nord geſichtet, auf welche wir, immer der Küſte folgend, zuhielten. Durch eine vollkommen rifffreie Straſse, die Babelsbergſtraſse, lief der Dampfer in die ſchöne Lagune ein, welche von dieſen Inſeln gebildet wird. Im Oſten derſelben liegen Faraguet und Sainſon, niedrige, dichtbewaldete Inſeln, von denen nur die letztere an der Südſeite Kokospalmen und drei Siedelungen beſitzt, und die durch Riff verbunden, ein hufeiſenförmiges Becken umſchlieſsen, das ich Berlinhafen benannte. An der Südweſtſpitze von Sainſon und durch Riff verbunden, ſchlieſst ein Inſelchen, Sansſouci, das Hufeiſen. Es iſt kaum eine Viertelmeile lang, beſteht aber faſt nur aus Kokospalmen und Häuſern, deren Bewohner ſich jedoch verſteckt hielten, während von Sainſon ein Segelkanu abzukommen verſuchte. Ähnlich reich an Kokospalmen und Bevölkerung iſt die Küſte, welche ausgedehntes Waldvorland, dahinter niedrigere bewaldete Hügel- und Bergreihen zeigt. Dieſes Kopragebiet, das einzige von einiger Bedeutung an der ganzen Nordoſtküſte Neu-Guineas, ſcheint ſich an zehn Meilen weit bis Lapar-Point hinzuziehen. Dieſer letztere von d'Urville benannte Küſtenpunkt iſt nur ein dichtbewaldeter, etwas vorſpringender Uferhügel, durch ſchwarze Felſen und Steine ausgezeichnet, welche ſich bis Dudemain-Inſel hinzuziehen und uns den direkten Weg weſtwärts zu verſperren ſchienen. Wir verſuchten alſo, den nach der Karte

durch Riffe geſchloſſenen Durchgang zwiſchen Faraguet und Dudemain, fanden ihn aber glücklicherweiſe vollkommen frei (16 Faden und kein Grund!) und gelangten wieder einmal in klares dunkelgrünes Waſſer. Dudemain mit dicht bewaldeten Korallfelſen erſcheint wie eine hohe Inſel; an der Südſeite ſind ein paar kleine Siedelungen, an der Nordſeite ziemlich viel Kokospalmen.

Von Lapar-Point verläuft die Küſte faſt geradlinig nach W.-N.-W.



Langenburg-Spitze, Torricelli-Gebirge.

bis zu einer ſanftgerundeten Ecke, der Baudiſſin-Huk*). Auch dieſer an 20 Meilen lange Strich, ausgedehntes, dichtbewaldetes Vorland, von bewaldeten Hügeln begrenzt, hinter denen höhere Berge folgen, ſcheint ſehr beachtenswert. Ich notierte vier Flüſſe, (Arnold-, Joeſt-, Baſtian- und Lagunenfluſs), deren Mündungen indes wie bei faſt allen vorhergehenden unzugänglich erſchienen. Zwiſchen dem Joeſt-

*) Nach Graf Baudiſſin, damals Kapitän-Leutnant an Bord S. M. S. „Albatroſs“.

und Lagunenfluſſe gab es wieder ziemlich viel Kokospalmen, aber ich beobachtete nur wenig Siedelungen. Der Lagunenfluſs iſt der Ausfluſs eines groſsen Waſſerbeckens, das vom Maſt aus wie ein ausgedehnter See erſchien, mit einer bewaldeten Inſel in der Mitte; auch Dörfer, Pfahlbauten, lieſsen ſich mit bloſsem Auge im Waſſer erkennen. Gewiſs eine ſehr intereſſante Gegend und der Unterſuchung wert, für die wir leider keine Zeit hatten. Dieſe Lagune dehnte ſich ſcheinbar bis zu einer Hügelkette aus, hinter welcher weiter inland wohl an 3000 Fuſs hohe Kuppen vorragten.

Mit dem Lagunenfluſſe beginnen wieder einmal Kaſuarinen das Ufer zu ſäumen, welche, im Gegenſatze zu Kokospalmen, faſt ausnahmslos das Fehlen von Menſchen andeuten. Ich bedauerte dies nicht im mindeſten, als wir am Abend ca. fünf Meilen Weſt von dem Fluſse zu Anker gingen, denn eine ruhige Nacht that mir nach den Anſtrengungen der vorhergehenden Tage mehr als je not. Den ganzen Tag Notizen zu machen und zwiſchendurch mit den Eingeborenen zu verkehren, um Sachen einzutauſchen, iſt ein gar hartes Stück Arbeit, denn ſchon die Zeichenſprache iſt ermüdend und erfordert mehr geiſtige Anſtrengung als irgend eine andere, und vor allem Geduld, die Geduld eines Engels. Wie oft merkt man nicht heraus, daſs die Eingeborenen ſehr gut begreifen, was man will, ſich aber nur abſichtlich dumm ſtellen, wie ein Beiſpiel aus dem Verkehrsleben mit ihnen am beſten zeigen wird. Zahlreiche Kanus mit Eingeborenen lagern um den Dampfer und fiſchen die roten Lappen auf, die zunächſt als Köder über Bord geworfen werden. Aber ſie haben nichts Rechtes; ſchlechte Speere, alte geflickte Tragbeutel, verſchliſſene Grasarmbänder, ein paar ſchlechte Muſcheln und ähnlichen Plunder. Das Gute, die feinen Sachen, ſind noch verſteckt, denn es iſt erſtaunenswert, was ſo ein ſpärlich bekleideter, nach unſeren Begriffen nackter Menſch alles an ſeinem Körper verbergen kann. Wie ich wohl weiſs, liegen aber die beſten Sachen in Blätter und Tapaſtreifen eingepackt, unſichtbar für uns, am Boden des Kanu. Um wenigſtens mit dem Handel zu beginnen, fange ich an Plunder zu kaufen; aber die Eingeborenen wollen gegen rotes Zeug, Glasperlen

und dergleichen nicht recht etwas hergeben. Mein Kennerblick hat die ganze Geſellſchaft gemuſtert; nur einer unter ihnen trägt als begehrenswert einen hübſchen Ring, aus Muſchel gearbeitet, an einem Strickchen um den Hals. Wohlgefällig ruht mein Auge auf dieſem Schmucke, ich deute durch Zeichen an, ihn zu kaufen. Aber der Eingeborene hat ebenfalls begriffen, was mich reizt, und als mein einen Moment abgewandter Blick den Träger ſucht, findet er ihn nicht mehr. Er iſt verſchwunden! nämlich der Schmuck; zuerſt auf den Rücken gedreht, dann abgebunden und im Kanu verborgen. Vergebens ſuche ich klar zu machen, was ich wieder haben will. Man verſteht mich ſehr gut, aber der Mann, der das koſtbare Stück überhaupt nicht verkaufen will, ſtellt ſich dumm und zeigt allerlei Dinge, nur nicht das Gewünſchte. — Das iſt eine kleine Probe im Geduldsſpiel »Schacher mit Eingeborenen«, deſſen Früchte ſpäter, wenn alles gut geht, unſere Muſeen zieren. Ja, ja, man ſieht es den oft ſehr beſcheidenen Dingen nicht an, welche Mühe ihre Erwerbung koſtete; alles im »Dienſte der Wiſſenſchaft«, aber im Schweiſse des Angeſichts errungen und erſchachert.

Iſt man endlich die Eingeborenen glücklich los, dann bleibt noch die nötigſte Arbeit, die erhaltenen Stücke mit dem Fundort zu bezeichnen und — last not least — das Geſehene und Erlebte ſelbſt ins Tagebuch zu ſchreiben. Das hat mir manche Nachtſtunde gekoſtet und geht auf rollendem Schiffe nicht ſo bequem als daheim im Studierzimmer. Freilich meinen die Herren des letzteren gar häufig, daſs ethnologiſches Sammeln reines Kinderſpiel ſei, aber da haben ſie wohl nicht ſelbſt praktiſche Erfahrungen gemacht, denn es kauft ſich nicht ſo leicht wie auf einem Bazar bei uns. Eine ſo anſtrengende Lebensweiſe ſtellt, im Verein mit der Hitze, welche meiſt einen Teil der Nachtruhe raubt, bedeutende körperliche Anforderungen, die das ewige Einerlei der Schiffskoſt mit Konſerven und immer wieder Konſerven nicht befriedigen kann. Ein tüchtiger Koch vermag freilich viel, aber das war der unſere nicht, mit dem überhaupt ſehr zart umgegangen werden muſste. Schon am dritten Tage der Abreiſe machte er mich darauf aufmerkſam, daſs alles Waſſer

an Bord vergiftet ſei. Das lieſs keinen Zweifel, daſs wir es mit einem Verrückten zu thun hatten. In der That ſtellte ſich immer mehr heraus, daſs der Mann an Verfolgungswahnſinn litt, und ein ſolches Mitglied an Bord zu haben, iſt eben nichts Angenehmes.

Mit gewohnter Pünktlichkeit wurde am anderen Morgen (15. Mai) aufgebrochen, und kaum hatten wir Baudiſſin-Huk paſſiert, ſo zeigte ſich wieder weithin trüb lehmfarbenes Waſſer voraus. Es wird durch den Goſsler erzeugt, einen anſehnlichen, aber ebenfalls durch Barre verſperrten Fluſs, deſſen Mündung wir bald darauf erblickten. Der weiſse, ſcharf abgeſetzte Schaumſtreif, welchen die Kabbelung dieſer Fluſsauswäſſerung hervorbringt, mag im Verein mit den hellgefärbten Felſen der Uferbaſis der darauf folgenden Küſte die Veranlaſſung geweſen ſein, daſs d'Urville ein ausgedehntes Riff vor ſich zu ſehen glaubte. In Wirklichkeit exiſtiert das 12 Meilen lange Karan-Riff der Karten aber nicht. Dieſe ganze Küſte zeichnete ſich übrigens durch intenſive Einförmigkeit, ja Langeweile aus; überall dieſelben niedrigen, eintönig dunkelgrünen Hügelketten, die wie mit einer einzigen Laubholzart bewaldet ſcheinen, keine Kokospalmen und damit keine Menſchen. Erſt viel weiter weſtlich, nachdem wir noch eine Fluſsmündung (des Thorspecken) paſſiert hatten, zeigten ſich wieder Palmen und damit Eingeborene, obwohl ſich von ihren Siedelungen nichts bemerken lieſs. Sie mochten im Dickicht des Urwaldes verborgen ſein, aber jedenfalls kamen Kanus ab und zwar eine ganze Anzahl, ſo daſs geſtoppt wurde. Dieſe Fahrzeuge unterſchieden ſich im weſentlichen von den geſtern geſehenen durch den Mangel eines Schnabelaufſatzes und einer erhöhten Plattform, waren kleiner, aber eigentümlich durch aufgebundene Randleiſten und Bemalung der Seiten (vergl. T. VII 1). Einzelne Kanus führten auch Segel*) und als Verzierung der Maſtſpitze einen Büſchel Kaſuarfedern.

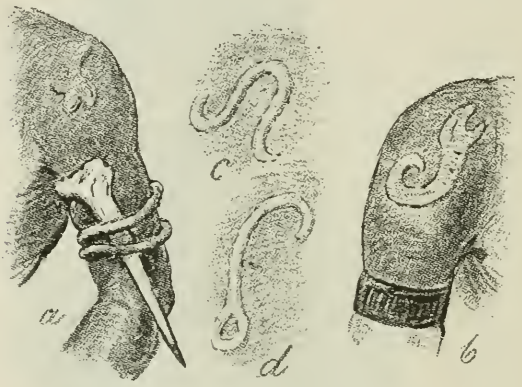
*) Powell (l. c. S. 513) erwähnt von dieſer Küſte Segel, die in der Ferne „den Flügeln eines fliegenden Fiſches“ ähneln, ſowie den reichen Ausputz an Schnitzerei und Muſcheln der Kanus. Ich habe davon ebenſowenig etwas geſehen, als von den ausgezeichneten Häfen, dem Reichtume an Kokospalmen und Muskatnuſsbäumen, von denen Powell ſpricht.

Von den Eingeborenen ſelbſt wird die beigegebene Abbildung eines jungen Kriegers die beſte Vorſtellung geben. Er trägt eines der geſchmackvollen Bruſtſchilde aus Platten von Eberhauern mit roten Abrusbohnen und Naſsa beſetzt (XXIII. 2), um den Arm Ringe aus Querſchnitten von Trochusmuſchel, durch die Naſenſcheidewand zwei längsgeſpaltene und dünn geſchliffene Eberhauer (T. XX. 8), die im Verein mit der ſchwarzen und weiſsen Bemalung des Geſichtes, die übrigens als Verſchönerung dienen ſoll, ein gar wildes Ausſehen verleihen. Im linken Ohr ſteckt ein runder Ball aus Cuscusfell, im rechten ſind Schnüre aufgereihter Coixkerne befeſtigt. Ein breiter Gürtel aus Baumrinde, mit welchem der Leib unnatürlich eng eingeſchnürt wird, und ein Tapaſtreif um die Lenden würde den Ausputz eines hieſigen Eingeborenen vollenden. Breite Kopfbinden aus Cuscusfell waren hier auch ſehr beliebt, wie eine beſondere Art eleganter Leibſchnüre von ſchwarzen Perlen aus Kokosnuſsſchale und Conusringen (T. XXIV. 3). Sonſt ſah ich nur bereits Bekanntes. So Bogen wie von Tagai (S. 324), aber ohne Federſchmuck, und Pfeile wie von Guap (S. 318). Haar und Bart erfreuten ſich keiner beſonderen Pflege; doch beobachtete ich noch einzelne verfilzte Haarperücken und bei jungen Leuten eine Haarwulſt längs der Scheitelmitte, eine Friſur, die in Neu-Irland ſehr häufig iſt und an die Raupe des bayeriſchen Helmes erinnert. Nicht ſelten waren jene erhabenen Narben, die durch wiederholtes Einſchneiden der Haut hervorgebracht werden, eine ſehr ſchmerzhafte Operation, die als Verſchönerung weit über Melaneſien verbreitet iſt. Figur a der Abbildung (S. 334) zeigt die

Eingeborener von Maſſilia.

blattförmige Ziernarbe eines hiefigen Kriegers und zugleich die Art und Weife, wie der Dolch aus Kafuarknochen in den Armbändern von Trochusreifen getragen wird.

Die Leute hatten viel Tabaksblätter in Bündeln, fonft kaum etwas anzubieten. Neu waren mir aber in eigentümlicher Form geräucherte Fifche, die ich anfänglich für irgend eine Art Armbänder oder dergleichen hielt. Wie eine Spirale windet fich, an einem Stocke befeftigt, Fifch an Fifch, jeder mit der Schwanzfpitze die Schnauze berührend, eine Methode, die ihrer Originalität halber, auf einer Ausftellung gewifs ausgezeichnet werden würde. Der Gefchmack diefer Fifchkonferve konnte indes nur Papua reizen.



Ziernarben.

Diefe Eingeborenen betrugen fich übrigens längft nicht fo manierlich als ihre Raffengenoffen der vorhergehenden Tage: fie lärmten gar fehr und kriegten oft untereinander Streit. Doch liefs fich ganz gut mit ihnen kramen, und fie waren anfänglich fogar mit rotem Zeuge zufrieden. Als ich aber Eifen, Hobeleifen, zum Vorfchein brachte, da wurden fie, wie der Kapitän zu fagen pflegt, förmlich »wild«, das heifst vor Freude. »Maffilia!« und »Maffilia« ertönte es ohne Ende, ein Name, deffen Bedeutung mir zwar unklar blieb, den ich aber kartographifch mit diefer Stelle verbinde. Sie ift jetzt wenigftens auffindbar, falls jemand Luft haben follte, hierher zu gehen, um Aufklärungen über Maffilia zu geben.

Weiter nach Weft behält die Küfte denfelben Charakter, zeigt keine Spuren von Bevölkerung, und das einzige, was wir entdeckten, waren zwei Flüffe, (Ratzel und Neumayer) die vielleicht nur Arme eines und desfelben find, und drei Infeln, nahe der Küfte, oder viel-

mehr Inſelchen, ſo klein, daſs ich ſie »Däumlinge« nannte. Wenn ſich nicht etwa Gold oder „Sowas“ auf ihnen findet, wird dieſe Entdeckung ziemlich wertlos bleiben, aber nichtsdeſtoweniger eine Entdeckung. Hinter der dichtbewaldeten Uferhügelkette traten jetzt höhere Berge hervor, einförmige Rücken, die im Weſten durch einen Berg von eigentümlicher Form, wie ihn die nachſtehende Skizze (rechts) zeigt, einen vorläufigen Abſchluſs fanden. Es iſt der circa 3000 Fuſs hohe Bougainville von d'Urville und, wie ſich ſpäter erwies, identiſch mit dem Mount Eyries von Belcher. Der Hügel

Kap Concordia und Bougainville.

gleich im Vordergrund meiner Skizze iſt Kap Concordia, das uns ſchon längſt aufgefallen war und hinter dem wir einen Ankerplatz für die Nacht zu finden hofften. Wirklich zeigte ſich hier der Eingang zu einer kleinen hübſchen Bucht, welche unſerem Wunſch durchaus entſprach. Es war die »anse de l'attaque«, von d'Urville am 11. Auguſt 1827 nur geſichtet, aber nicht beſucht*), in der wir bald

*) „Weil ſich hier dem Schiffe (Aſtrolabe) 20 Piroguen, jede mit drei bis acht bewaffneten Leuten, näherten und von der vorderſten ein Pfeil auf das Schiff entſendet wurde. Eine Gewehrſalve und ein Kanonenſchuſs trieben die Böte zur ſofortigen Flucht“. Lindeman in Geogr. Blätter 1888, S. 358).

wohlbehalten ankerten. Sie bildet ein rings von bewaldeten Bergen umſchloſſenes rundes Becken, mit freier, jederſeits durch Riffe geſchützter Einfahrt, gutem Ankergrunde (7 bis 15 Faden) und giebt einen prächtigen und ſicheren Hafen ab. Längs dem Sandſtrande, welcher Angriffshafen ſäumt, ſind dichte Reihen Kokospalmen, aber keine Siedelungen, die, wie wir ſpäter bemerkten, weſtlich von Reifs-Huk in der angrenzenden ſchmalen Friederichſen-Buchtung liegen.

Ganz wie zu d'Urvilles Zeiten kamen, noch ehe der Anker fiel, Eingeborene in ihren Kanus angerudert; zehn, zwanzig, bis eine ganze Flotte von dreiſsig bis vierzigen den Dampfer umlagerte. Die Leute ſtellten förmliche Wettrudern an, als ſolle das Schiff gleich genommen werden und führten, wie damals, Unmaſſen von Waffen mit ſich. Ich kannte die Art der Eingeborenen aber beſſer und wuſste, daſs ich bald eine Menge ihrer Armaturſtücke einhandeln und daſs ev. ein Gewehrſchuſs genügen würde, die Flotte in wilder Flucht auseinander zu jagen.

Die Kanus ſchienen im ganzen klein und trugen drei bis ſieben Mann; doch waren einzelne mit Maſt und Segel verſehen; letzteres aus dem baſtartigen Zeug von der Baſis des Kokospalmblattes. Die Fahrzeuge zeichneten ſich übrigens durch einige Beſonderheiten aus. So iſt die anſcheinende Randborte nicht aufgebunden, ſondern in einem Stück mit dem Kanu aus dem Baumſtamm gezimmert (vergl. T. VII 2). Auſser eingravierten Verzierungen der Seiten, ſind die Enden der Kanus häufig mit einem kunſtvoll geſchnitzten, buntbemalten, S förmigen Schnabel verſehen, der gewöhnlich in einen Vogelkopf endet und angebunden wird. Kanuſpitzen mit Schnitzereien von Krokodilen (wie VII 4, 5) kommen hier und weiter weſtlich nicht mehr vor. Zwei auf dem Ausleger befeſtigte Stöcke, die nach innen zu in einen Haken enden, öfters ebenfalls bemalt und zierlich ausgeſchnitzt, dienen wie ein ſchmaler Gitterkaſten an der entgegengeſetzten Seite zur Aufbewahrung der Waffen, die hier ſehr handlich liegen. Sie beſtanden hauptſächlich in Bogen und Pfeilen, wie wir ſie ſchon in Tagai (S. 324) kennen lernten, indes ohne Federſchmuck, aber ich war erfreut, hier auch Schilde zu finden und noch

mehr durch Küraſſe überraſcht, die, wie ich glaube, bisher nur im Inneren des Flyfluſſes beobachtet wurden. Dieſe Armaturſtücke verleihen, wie die Abbildung zeigt, dem hieſigen Krieger im vollen Staate ein gar martialiſches Ausſehen. Die Schilde zeichnen ſich durch beſonders ſchöne, erhaben geſchnittene Ornamentik aus und gehören mit zu den beſten Kunſtleiſtungen des Papuafleiſſes. Die Küraſſe ſind feine Modelle ſauberer Korbflechtarbeit aus geſpaltenem Rotang und werden durch Bänder über die Achſel feſtgehalten. Für unſere Panzerreiter würden ſie freilich, ſchon ihres Umfanges wegen, nicht paſſen, denn es gehören Leute von weniger als 83 cm Hüftenweite dazu, um hineinzuſchlüpfen. Lendenbinden aus Tapa, wie ſie die Krieger, (ſiehe Abbildung) gürten, gehörten zu den Ausnahmen. Die meiſten Männer begnügen ſich nämlich mit einer Kalebaſſe (T. XVI. 7), die ich einzeln ſchon in Maſſilia geſehen hatte, und die für hier, wie weiter weſtlich, als Bekleidung charakteriſtiſch iſt.

Krieger von Angriffshafen.

Auch in den übrigen Sachen der Eingeborenen zeigten ſich

allerlei Veränderungen, und man konnte bemerken, dafs wir uns in einer neuen ethnologifchen Provinz befanden. Hundezähne und Cymbiumfcheiben, die weiter im Often eine fo hervorragende Rolle fpielen, waren kaum mehr zu fehen, dagegen find für diefes Gebiet die fchönen roten (auch ftahlblauen) Paternofterbohnen (von Abrus praecatorius) als Material zu Zieraten charakteriftifch. Ihre gefchmackvollfte Anwendung finden fie bei den fchon (S. 316) erwähnten Kampfbruftfchilden (XXIII. 2), aber auch bei Stirnbinden und Armbändern. Es verdient dabei Beachtung, dafs diefe Bohnen ftets mittelft einer Art Harz aufgeklebt, nicht aufgereiht und aufgeflochten werden, wie dies mit den Samen von Coix lacrymae gefchieht, die im hiefigen Schmuck ebenfalls häufige Verwendung finden. So fah ich hübfche Stirnbinden aus Coix, in feines Flechtwerk eingeknüpft, wie überhaupt eine Menge eigenartiger Zieraten. Reich vertreten waren fchöne Leibgürtel, (wie Fig. 8, T. XXIV), und dünne Leibfchnüre aus Coix und Kokosperlen (wie XXIV, 7), oder eigentümliche, rot gefärbte, aus einem feinen Fafermaterial (wohl vom Blatt der Sagopalme), zum Teil mit Coixfamen durchflochten und mit einzelnen Federn aus den Seitenbüfcheln des Paradiesvogels. Gravierte breite Schildpattarmbänder fehlen hier, wie diefem weftlichen Gebiet überhaupt, aber fchmale, dünne Schildpattreifen find fehr in Mode und werden, oft in grofser Anzahl, im Ohrläppchen getragen. Sie find häufig noch mit langen Troddeln aus Bindfaden und Coixkernen verziert, ebenfo wie die fogenannten Haarkämme, die hier (vergl. T. XVII. 3) in eigentümlicher neuer Form auftreten. Als Nafenfchmuck fanden, aufser den (S. 333) erwähnten Eberhauern, befonders dicke Keile, aus Rohr (T. XX. 4) oder fehr fauber aus Tridacnamufchel (XX. 3) gefchliffen Verwendung. Wenn man bedenkt, dafs ein folcher Mufchelkeil bei 11 cm Länge bis 17 mm dick ift und 60 Gramm wiegt, fo kann man ermeffen, was den hiefigen Nafen zugetraut wird. Eine Ausdehnung der Nafenlöcher auf 55 mm in der Runde ift gewifs keine Kleinigkeit, wobei bemerkt fein mag, dafs diefe Körperöffnung beim Papua keineswegs fo unverhältnismäfsig viel gröfser ift als beim Mittelländer, denn ich kenne Nafen von

Weiſsen, die bis auf die Couleur ſich in nichts von denen gewiſſer Papuas unterſcheiden. Aber »Hoffart will Zwang haben« gilt auch beim Kanaker, und ſo unterwirft er ſich willig der Mode, wie dies, trotz mancher Inkonvenienzen bei uns auch geſchieht. Denn ein ſolcher Naſenſchmuck iſt ja eine Zier des Mannes und verſchönert ihn, — wie? — zeigen die Figuren 1 und 2 Taf. XX. Aber hinſichtlich der Ziernarben (vergl. S. 334, Fig. b) verhält es ſich ja ebenſo.

Charakteriſtiſch für dieſes weſtliche ethnologiſche Gebiet ſind auch die Steinäxte und zwar durch den Stiel. Derſelbe beſteht nämlich nicht in einem knieförmig gebogenen, rechtwinkeligen Aſte, ſondern in einem geraden runden Holzſtück (vergl. T. I. 5), in welchem das Holzfutter mit der Steinklinge in einem Bohrloche ſteckt. Für Menſchen der Steinperiode iſt es ſchon ein äuſserſt ſchwieriges Stück Arbeit, ein ſo weites Bohrloch anzufertigen. Wie wollten wir wohl ohne Bohrer damit fertig werden? Dieſe Manier der Befeſtigung der Klinge bietet übrigens den Vorteil, daſs die letztere drehbar iſt. Manche der hieſigen Axtklingen ſchienen, ſoweit ſich nach dem Auge urteilen läſst, Nephrit zu ſein. Filetgeſtrickte Bruſtbeutel ſind im weſtlichen Gebiet zwar vorhanden, aber viel ſeltener als im öſtlichen und entbehren meiſt des reichen Ausputzes, in welchem Scheiben aus Cymbiummuſchel gar nicht mehr vertreten ſind. Eigentümlich waren aus Kokosblatt geflochtene Tragkörbe, in beſonders reicher und eigentümlicher Ausſchmückung (darunter Faſerbüſchel, Paradiesvogelfedern, Krebsſcheren und bemalte Tapa).

Auſser Kokosnüſſen und etwas Yams brachten die Angriffshafener Blättertabak, geräucherte Fiſche und verſchiedene Nährmuſcheln (Batissa violacea und angulata, ſowie Neritina Petiti und rhytidophora), die hier ſehr beliebt zu ſein ſcheinen, ſowie etliche ſchlechte Paradiesvögelbälge.

Anthropologiſch zeigten ſich auch die hieſigen Eingeborenen als echte Papuas von gewöhnlicher, dunkler Hautfärbung (zwiſchen Nr. 28 und 29 Broca's), und erſchienen im allgemeinen als kräftige und gut gebaute Menſchen. Mit vieler Mühe gelang es mir, einige

zu meſſen, denn ſie hatten ſchreckliche Furcht und zitterten wie Eſpenlaub, ſchier als ſolle es ihnen an den Kragen gehen. Die gewöhnliche Höhe ergab 1, 57 Meter, wie dies ſonſt bei Papuas*) der Fall iſt; die ſtärkſten Männer maſſen 1, 67 bis 1, 70 Meter. Schuppenkrankheit und Ringwurm waren ſehr verbreitet, aber ich ſah keine Pockennarben. Bezüglich des Kopf- und Barthaars gilt das bei Maſſilia geſagte (S. 333): rote Erde war nicht ſelten ins Kopfhaar geſchmiert, ſonſt ſah ich wenig Bemalung.

Obwohl ich bei den Leuten nur eine Glasperle als einziges europäiſches Erzeugnis beobachtete, die ſehr alt zu ſein ſchien und an einem Kamm befeſtigt war, ſo ſchienen ſie doch Eiſen zu kennen. Denn ſie machten die Pantomime des Schneidens und nahmen ſonderbarerweiſe Meſſer, die ſonſt am wenigſten begehrt ſind, lieber als Hobeleiſen.

Durften die Maſſilianer ſchon als Radaumacher gelten, ſo waren es dieſe Eingeborenen in erhöhtem Maſse. Jeder wollte zuerſt ſeinen Kram los werden, und dabei wurde geſchrieen, daſs man kaum das eigene Wort verſtehen konnte, ein wahrer Höllenſpektakel! Und nach des Tages Laſt und Hitze ſehnte man ſich wirklich nach Ruhe und bedurfte derſelben; aber der hereinbrechende Abend ſchien den Handelsgeiſt der Leute nicht im mindeſten abzuſchwächen. Hundertmal hatte ich ihnen angedeutet, daſs nichts mehr gekauft würde, aber immer wieder wurden Sachen, oft dieſelben Stücke angeboten. Da iſt z. B. ein langer Kerl, der um jeden Preis ſeinen ſchlechten Knochendolch zu hohem Preiſe los ſein will, obwohl ich ihn ſchon ſo viele Male zurückgewieſen. Das Stück erſcheint immer aufs neue und in verändertem Ausſehen auf der Bildfläche. Bald iſt es mit grünen Blättern, bald mit Baſtſtreifen verziert oder mit roter Farbe angeſchmiert, aber immer wird es durch einen anderen offeriert. Nicht wahr, dieſe Schwarzen ſind pfiffige Leute? Aber wir waren es

*) Einige vierzig Meſſungen, die ich an Papuas der Südoſtküſte machte, ergaben für Männer 1, 52 bis 1,78 m, (Frauen: 1, 39—1, 49 m); in Aſtrolabe-Bai für Männer 1, 47 — 1, 62 m.

auch, und zwar in einer den braven Eingeborenen durchaus neuen Weiſe. Ein paar Worte mit dem Maſchiniſten und plötzlich gellte die Dampfpfeife. Hei, wie ſie das Waſſer ſchaufelten und in wilder Haſt heimwärts ſtürmten! »Ja, nicht wahr? der Schreck iſt euch in die Glieder gefahren« dachte ich, als mit dem Pfiff Luft geſchafft worden war und zündete mir ein Pfeifchen an, um bei der matten Kajütenlampe und 27° R. Wärme die Erlebniſſe des Tages niederzuſchreiben. Prioritätsrechten zufolge muſs dieſem Hafen der odiöſe Name verbleiben, der lehrt, wie verſchieden die Aufnahme an ein und demſelben Platze ſein kann, zu der allerdings das Auftreten der Fremden nicht ſelten die Veranlaſsung giebt. Kap »Eintracht«, in Erinnerung an das gute Einvernehmen mit uns, wird die Angriffshafener etwas verſöhnen, denen ich noch aufserdem das Epitheton »Lärmonkels« ſtifte.

Auch auf der Weiterreiſe (16. Mai) zeigte die Küſte denſelben einförmigen Charakter: dichtbewaldete Hügel, die ſteil bis ins Meer abfallen, hie und da mit kahler Felsſohle, im Hintergrunde höhere Berge. Wir hatten Angriffshafen noch nicht lange verlaſſen, als ſich weſtlich von einer ſanft gerundeten Huk (Robidé), in weiter Entfernung höheres, in Wolken gehülltes Land zeigte, daſs ſich ſpäter als Teil des Cyclopgebirges erwies. Humboldt-Bai, das Endziel unſerer Reiſe war alſo nicht mehr fern und der Eingang zu derſelben deutlich zu erkennen, nachdem wir Robidé-Huk*) paſſiert hatten. Das Meer zeigte hier wieder ſeine eigentliche tiefblaue Farbe, aber einige Meilen weiter erſchien es, ſoweit das Auge reichte, aufs neue ſcharf abgeſetzt grün, wie ein groſses Riff. Wir hatten dieſe Erſcheinung aber bereits ſo häufig beobachtet, daſs der Kapitän ohne Zögern in das grüne Waſſer hineindampfte, welches bald ſchmutzig lehmfarben wurde. Es muſste alſo in der Nähe ein Fluſs münden, nach dem der Kapitän zu ſuchen ſchien. Statt nach dem Eingange von Humboldt-Bai, die mit Kap Bonpland ſo deutlich voraus lag, wurde nämlich O.-S.-O. geſteuert, in eine Art ſanfte Bucht, die öſt-

*) Nach dem ausgezeichneten Kenner Neu-Guineas Robidé van der Aa im Haag.

lich von einem ſteilen, dichtbewaldeten Hügel begrenzt wird. Ich nannte ihn ſpäter Germania-Huk, weil ſie den letzten Küſtenvorſprung auf deutſchem Gebiete bezeichnet. Bald ſahen wir die erwartete Mündung eines Fluſſes, des Sechstroh, (nach unſerem erſten Offizier). Obwohl ſich die Unzugänglichkeit desſelben ſchon jetzt erkennen ließ, ſo ſchien der Kapitän, welcher wie immer aus der Marsraae*), die Navigation leitete, doch Abſichten mit dieſem Fluſſe zu haben. Es wurde ein Boot ausgeſetzt, fleißig gelotet und — »schmiet daal!« — da raſſelte der Anker in die Tiefe. »Willkommen in Humboldt-Bai« hieſs es, als Kapitän und Steuermann aus ihrer luftigen Höhe wieder an Deck feſten Fuſs faſsten. »Humboldt-Bai? I, Gott bewahre! die liegt ja dort, noch über fünf Meilen zu Weſt« — Und ſo verhielt es ſich auch; übrigens ein verzeihlicher Irrtum, da keine Spezialkarte dieſer Bai an Bord war, die ich diesmal beſſer kannte. Hatte ich mich doch einmal mit Humboldt-Bai eingehend zu beſchäftigen gehabt, als ich vor vielen Jahren mein erſtes Buch**) über Neu-Guinea ſchrieb, eine jener gutgemeinten Kompilationen, in denen trotz aller Sorgfalt eine Menge Fehler unterlaufen. Ich konnte damals freilich nicht ahnen, daſs ich noch einmal Gelegenheit haben würde, dieſelben an Ort und Stelle zu korrigieren. Da lagen wir nun, kaum drei Viertel Meilen, in ſieben Faden Schlick, vor dem neuen Fluſſe, deſſen Mündung ſich durch mächtige Brandung und Treibholzſtämme kennzeichnete, aber ebenſo wenig verſprechend ausſah, als die Küſte ſelbſt. Sie zieht ſich als dichtbewaldetes Flachland, an dem es brandet, anſcheinend bis Kap Bonpland hin, das durch mehrere hellgefärbte Flecke, kahlen Fels, ſo kenntlich iſt. Das Kap bildet den ſteilabfallenden Ausläufer einer bewaldeten Hügelkette, welche das Vorland begrenzt und auf deren Kammlinie ſich zwei Kuppen (Alexander-Spitze, ca. 1200 Fuſs und Aimé-Kuppe, ca. 1000 Fuſs) beſonders markieren. Bei der ſehr bedeckten Luft war Kap Caillié nicht deutlich auszumachen, wohl aber die Ausläufer des

*) Vergl. Abbild. (S. 17): rechts Kapitän Dallmann, links Sechstroh.
**) „Neu-Guinea und ſeine Bewohner“ (Bremen 1865).

Cyclopgebirges und die Berge in der Tiefe von Humboldt-Bai zu erkennen. Der Mangel von Kokospalmen an der Vorlandsküſte lieſs auf den gleichen an Menſchen ſchlieſsen, und ſo konnte eine Reviſion der Maſchine, welche zum Bleiben nötigte, in aller Ruhe vorgenommen werden. In Humboldt-Bai wäre das, wie wir ſpäter ſehen werden, gewiſs nicht mehr möglich geweſen. Der unfreiwillige Aufenthalt hier erwies ſich daher als eine Fügung des Himmels, für die wir in jeder Beziehung dankbar ſein konnten. Freilich dauerte die Ruhe nicht lange, denn bald zeigten ſich bekannte dunkle Geſtalten am Ufer, die mit grünen Zweigen winkend, uns ſchreiend an Land einluden. Der Kapitän wollte aber ſeinen Leuten einmal etwas Ruhe gönnen und hatte überdies nicht Luſt, ein Boot zu gefährden, da die Landungsverhältniſſe nicht eben ſehr günſtig ausſahen. Die Eingeborenen riefen ohne Aufhören weiter und gaben ſich alle erdenkliche Mühe; ſie wateten bruſttief ins Waſſer und erkletterten die Treibholzſtämme, auf denen bald eine ganze Reihe, wie brüllende Seelöwen hockte. Die armen Kerle beſaſsen gewiſs keine Kanus und hätten die ſeltenen fernen Gäſte doch ſo gern geſehen! Ach was! die werden ſich ſchon zu helfen wiſſen. Und ſie halfen ſich! Bald ſah man braune Körper, auf irgend etwas ſitzend, durch die Brandung gondeln und mit der Strömung nach dem Dampfer treiben. Ja, das waren wirklich die denkbar einfachſten Fahrzeuge, Baumwurzeln, jederſeits ein dicker Bambu angebunden. Aber, wie die Abbildung (S. 344) zeigt, die Sache ging prächtig. Als wären ſie erwartet, lieſsen die erſten Ankömmlinge ihr Gefährt treiben, um gleich an Bord zu klettern, wovon ich ſie jedoch ſanft zurückhielt. Bei den mancherlei Arbeiten auf Deck lag allerlei Gerät umher, was für Kleptomanen doch zu verführeriſch geweſen wäre. Auch iſt es im allgemeinen nicht rätlich Eingeborene, die man noch, nicht genauer kennt, an Bord umherſchnüffeln zu laſſen, und ich hielt ſtets darauf, dieſen Grundſatz durchzuführen, da Vorſicht ja niemals ſchaden kann. Übrigens wuſsten ſich dieſe Fouriere trefflich zu akkomodieren, und konnten, an Ruder oder Ankerkette ſich feſthaltend, gemütlich die Kanus abwarten, welche bald durch die Brandung tanzten. Sie brachten je

zwei bis vier, höchſtens zehn Eingeborene, in jeder Weiſe echte Brüder der Angriffshafener, nur daſs ſie noch viel mehr lärmten.

Auf Baumwurzeln am Sechstrohfluſs.

Sie kamen nicht aus Wiſsbegierde, kümmerten ſich weder um den Dampfer noch unſere weiſse Haut, ſondern ihr einziger Zweck war

ſchachern und — ſtehlen. Da wir zu gut aufpaſsten, ſo blieb es in Bezug auf das letztere bloſs bei Verſuchen, aber ſchon dieſe lieſsen die Gewandtheit der Leute zur Genüge erkennen. So machte es mir viel Spaſs, einen Eingeborenen im ſtillen zu beobachten, der ſich bemühte, eine leere Flaſche durch die Klüſe zu eskamotieren und ſie ihm gerade im letzten Moment abzunehmen. Auch beim Schacher hieſs es ſcharf aufpaſſen, denn hielt man das Tauſchobjekt des Eingeborenen nicht bereits mit der einen Hand feſt, ſo durfte man das ſeinige nicht aus der anderen laſſen. Wurde doch ohnehin ſchon verſucht, Sachen aus der Hand zu reiſsen oder zum Anſehen gegebene zu behalten. Nach dieſem in meinem bisherigen Verkehr mit Eingeborenen durchaus neuen, nicht eben ſehr angenehmen Betragen zu urteilen, hatten wir es hier mit einem wilderen Stamme als bisher zu thun. So würden nämlich die meiſten urteilen; aber ich denke, die hieſigen Eingeborenen lernten dieſe üblen Manieren erſt in Humboldt-Bai, wo ſie gewiſs ſchon Schiffe geſehen hatten. Sie warnten uns übrigens vor Lintſchu, wie ſie die Bai nannten, ein Name, den ich in ihr ſelbſt nicht hörte, aber nur aus Spekulation, um den Eiſenſegen allein einzuheimſen. Denn ihre einzige Loſung war »Szigo« (Eiſen), und ſie wuſsten die Gelegenheit, die ihnen wohl zum erſtenmal ein Schiff direkt vor ihre Barre führte, nach beſten Kräften auszunutzen. Analog unſerem Hurra ertönte hier aus allen Kehlen ein kräftiges »i, i, i — jáh«, jedesmal als Zeichen, daſs ſie wiederum ein Hobeleiſen erſchachert hatten. Die Leute beſaſsen übrigens ſchöne Sachen, zumeiſt identiſch mit denen von Angriffshafen. So die Kanus (mit Pandanus-Mattenſegel), Waffen, Steinäxte, Töpfe (T. IV, 1, 2), Schmuck (darunter die bekannten Bruſtſchilde) und ſonſtige Zieraten.

Unter den letzteren erhielt ich einige neue Leibſchnüre; ſo eigentümliche aus aufgereihten Vogelknochen (meiſt von Buceros) und Krebsbeinen mit groſsen kugelförmigen Samenkernen (T. XXIV. 2), und ſehr elegant ausſehende von Coixſamen, abwechſelnd mit den kirſchbraunen Samen von Adenanthera pavonina (XXIV. 6). Letztere waren auch zu langen Schnüren als Hals- und Bruſtketten aufgereiht.

Eine neue Art Collier beſtand in zwei koloſſalen Eberhauern (Taf. XXI. 1), die einen Ring von 12 cm Durchmeſſer bilden. Neu war auch ein Naſenſchmuck aus Tridacna geſchliffen (XX. 7). Zirkelrunde, abnorm gewachſene Eberhauer (wie XX, 2), ſcheinen dieſem weſtlichen Gebiete zu fehlen und wurden in Krauel-Bai zuletzt beobachtet. Ein neues Steingerät waren Sagoklopfer mit gleichem Holzſtiel wie Steinäxte (T. I. 5), aber mit einem ca. 12 cm langen, koniſchen, runden, ſauber bearbeiteten Stein. An Waffen erhielt ich nur Bogen und Pfeile. Letztere (1, 45 bis 1, 80 Meter lang), zeichnen ſich durch mehrere ſchwarzgemalte Ringe auf dem Rohrſchafte aus, deſſen erſter Abſchnitt mit hübſchen eingebrannten Muſtern verziert iſt; bunte Bemalung und Federſchmuck fehlen daran. Dolche aus Kaſuarknochen waren ſehr häufig, und manche zeichneten ſich durch kunſtvolle Gravierung aus, wie das ſchöne Stück auf T. XI. 7. Die Bekleidung der Männer beſtand ausnahmslos in den (S. 337) erwähnten Kalebaſſen, zuweilen mit zierlich eingebrannten Muſtern, und viel reicher als die Kalkkalebaſſen ornamentiert. Die Bambubüchſen für Tabak zeigten hübſche Gravierungen. Fiſchhaken ſah ich (wie ſeit Aſtrolabe) auch hier nicht, erhielt aber Fiſchſpeere in der bekannten Form, mit mehrzinkiger Holzſpitze, wie ſie ſich überall findet. Beiläufig mag erwähnt ſein, daſs die Speerſtange deshalb ausnahmslos aus Bambu beſteht, weil eine ſolche ſchwimmt. — Ziernarben waren auch hier häufig (vergl. S. 334 Fig. c, d). An Sonſtigem wurden nur wenig Kokosnüſſe, Pandanusfrüchte, ein paar junge Hunde der echten Papuaraſſe und eſsbare Erde*) angeboten, letztere in Form flacher, 20 cm breiter Kuchen, mit einem Loch in der Mitte, um ein Tragband hineinzuknüpfen. Als Jagdtrophäe erhielt ich den Unterkiefer eines Krokodil. Das Fleiſch des letzteren iſt bekanntlich bei den Papuas ſehr beliebt, aber ſie werden ſich dieſes Bratens wohl nur

*) Nach qualitativer Unterſuchung des Herrn Venator in Trier beſteht die etwas fettig, wie getrockneter bläulichgrauer Thon ausſehende Maſſe aus: „vorherrſchend Magneſia, Eiſenoxyd, Thonerde, Kieſelſäure und Spuren von Kalk und Phosphorſäure“. Sie dient den Eingeborenen übrigens nicht als Nahrung, ſondern als Leckerei, die allerdings nicht nach unſerem Geſchmacke iſt.

ſelten erfreuen. Wie ich ſelbſt auf all dieſen ausgedehnten Reiſen nur ein paarmal Krokodile zu ſehen bekam, ſo wurde mir von den Eingeborenen, aufser hier, nur noch einmal auf Guap ein Schädel dieſes Sauriers angeboten, und ſpäter ſah ich einen in Humboldt-Bai.

Da die Leute noch vor Einbruch der Dunkelheit durch die Brandung mufsten, ſo machten ſie ſich, Gott ſei Dank! nach und nach auf den Weg und ich pries den Himmel als das letzte »i, i, i-jah« verhallte. Ja, das war wieder einmal ein ſchwerer, aufreibender Tag geweſen, deſſen Errungenſchaften, unter Geduldproben der härteſten Art erworben, hauptſächlich das Muſeum für Völkerkunde in Berlin bereichern halfen, das aus dieſem Gebiete vorher kaum etwas beſafs.

II. Humboldt-Bai und heimwärts.

Von d'Urville geſichtet. — Alte Glasperlen. — Einfahrt von Humboldts-Bai. — Samoa-Cove. — Erſter Eindruck der Eingeborenen. — Beſuch von Beccari-Cove. — Pfahldörfer im Waſſer. — Merkwürdiger Baustil. — Inneres eines Hauſes. — Frauen. — Taſchendiebe. — „Tempel“ in Tobadi — Sein Inneres. — Staunenswerte Konſtruktion. — Kein Tempel, ſondern Verſammlungshaus. — „Heilige“ Flöten. — Holzſchnitzereien. — Äufserer Schmuck. — Grofsartiges Bauwerk der Steinzeit. — Betrachtungen über die Erbauer. — Hollands Hoheitszeichen. — Wifsbegierde. — Dörfer und Bevölkerung. — Zurück an Bord. — Wieder Tätowierung. — Tauſchhandel unmöglich. — Wieder in See. — Le Maire-Inſeln. — Blofseville. — Leſſon. — Vulkaniſche Thätigkeit. — Hanſa-Vulkan. — Wieder an der Küſte. — Laing-Inſel. — Hatzfeldthafen. — Eingeborene. — Ethnologiſches. — Verſprechendes Land. — Wieder in Aſtrolabe-Bai. — Kuram und die Flagge. — Hauptreſultate der Reiſe. — Heimwärts. — Meerestiere. — Vögel. — Delphine. — Dolphin und Bonite. — Fliegende Fiſche. — Schildkröten — Wiederſehen in See. — Befreite Sklaven. — Wieder in Blumenthal. — Auflöſung der Station. — Abſchied von der Samoa.

Der Eingang zu der Bai, vor welcher wir lagen, wird keinem Schiffe entgehen können, das von Angriffshafen nahe der Küſte weſtlich ſegelt. Dumont d'Urville befand ſich im Auguſt 1827 auf ſeiner Weltreiſe mit der Aſtrolabe in dieſem Falle. Er benannte das geſchloſſene Becken nach unſerem grofsen Landsmanne, Humboldt-

Bai; die beiden Felsvorſprünge, welche die Einfahrt ſo kenntlich markieren, nach ſeinen eigenen: Kap Bonpland und Kap Caillié, und dabei blieb es. Denn erſt dreißig Jahre ſpäter (1858) lief das holländiſche Kriegsſchiff »Etna« zum erſtenmal in die Bai ein, und ſo erhielten wir vier Jahre ſpäter die erſte Kunde über dieſelbe. Jedenfalls haben aber ſchon Portugieſen und Spanier im ſechzehnten Jahrhundert dieſe Küſte bereits berührt, wenn ſich darüber auch keine ſicheren Nachweiſe mehr erbringen laſſen. Wie aber ſchon Schouten 1616 auf den Arimoa-Inſeln eiſerne Keſſel von ſpaniſcher Arbeit bei den Eingeborenen vorfand, ſo erhielt ich am Sechstroh Belegſtücke aus jenen Zeiten der erſten Entdeckungsfahrten. Bei einer Muſterung der dort gekauften Bruſtſchilde (XXIII. 2) fand ich zu meiner Überraſchung unter den landesüblichen Abrusbohnen auch zwei fremde Gegenſtände aufgeklebt. Sie erwieſen ſich als Hälften einer ſchönen länglich runden (12 cm langen) Moſaikglasperle, merkwürdigerweiſe ein und desſelben Stückes, welche ich ſogleich als eine altvenezianiſche erkannte, was von Profeſſor Salviati ſpäter beſtätigt wurde. Von ähnlicher Herkunft iſt ohne Zweifel das berühmte »Palau-Geld«*); während dasſelbe aber dort noch heute als koſtbar betrachtet wird, iſt die Wertſchätzung für alte Glasperlen im Laufe der Zeit bei den Papuas verloren gegangen und ich rettete wahrſcheinlich ein paar der letzten Reſte.

In der Frühe des anderen Tages (17. Mai) brachen wir von unſerem Ankerplatze auf, paſſierten die kaum mehr als zwei Meilen entfernte holländiſche Grenze, ohne von Zollbeamten aufgehalten zu werden und dampften nach Humboldt-Bai, welche bald den folgenden Anblick bot (S. 349).

Der Hügel im Vordergrund links, mit den kahlen (rot und weiſs gefärbten) Felsflecken iſt Kap Bonpland (wohl nicht höher als 500 bis 600 Fuſs), die Bergpyramide in der Tiefe der Mera, eine treffliche Landmarke für aus Oſt kommende Schiffe und Wegweiſer zum

*) „Journ. des Mus. Godefroy" Heft IV, S. 49 T. II. — Unbegreiflicherweiſe erklärt Kubary dieſes „Geld" als „natürliche Emaillen"! als wenn die Natur irgendwo farbige Moſaikglasperlen hervorbrächte.

beſten Ankerplatze. Er mag an 800 bis 1000 Fuſs hoch ſein und erhielt den bezeichnenden Namen mera = rot, weil ſich in der dichten Bewaldung ein ziegelroter Streif ſchon von weitem bemerkbar macht, der von rotem Thon herrührt. Kap Caillié, die nordweſtliche Ecke der Einfahrt, trat erſt ſpäter deutlich hervor als ein ca. 400—500 Fuſs hoher, ſteiler, dichtbewaldeter Hügel, mit einer kahlen Felsſtelle an der Baſis. Die Entfernung zwiſchen den beiden Kaps beträgt ca. vier Meilen, die Tiefe der ziemlich halbkreisförmigen Bai, deren Pforten ſie bilden, etwa ebenſo viel. Da uns, wie erwähnt, eine

Einfahrt in Humboldt-Bai.

Spezialkarte fehlte, ſo muſsten wir in dieſem ausgedehnten Waſſerbecken erſt einen Ankerplatz ſuchen. Die Ausſichten dafür ſahen nicht eben günſtig aus: ſoweit das Auge reichte, nichts als Sandſtrand mit Kokospalmen und — Brandung. Als wir aber den letzten hügeligen Vorſprung (Hagenaarshoeck) paſſierten, öffnete ſich in Südoſt eine hübſche kleine Buchtung, mit einigen kleinen Inſeln (Muskiet- und Meeuweneiland) oder vielmehr bewachſenen Felſen am Eingange und in dieſe ſchlüpfte die Samoa hinein und ankerte in fünf Faden. Da lagen wir gar prächtig und vor allem ruhig; denn nur Vogelſtimmen ertönten aus dem dichten Urwalde, welcher die »Samoa-

Cove« (wie ich ſie ſpäter nannte) ſäumt, und nirgends waren Anzeichen von Menſchen zu ſehen oder zu hören. Und das ſollte Humboldt-Bai ſein mit den wunderbaren Pfahlbauten, den lärmenden und zudringlichen Eingeborenen, über die ich ſelbſt geſchrieben hatte? Das war freilich ſchon lange her, und in zwanzig Jahren kann das Gedächtnis über ſo entfernte Gegenden, die man nicht aus eigener Anſchauung kennt, wohl wackelig werden. Ja, ganz richtig! ich hatte mich geirrt und die geſuchte Binnenbai muſste ja gerade in entgegengeſetzter Richtung in Weſt liegen. Sehen konnte man ſie freilich nicht; nur kahle grafige Berge, ſanft abfallende Ausläufer des Cyclopgebirges*), deſſen Gipfel häufig Wolken einhüllten, traten dem Auge wenig anlockend entgegen, aber hinter einem felſigen Hügel, da muſste das geſuchte Ziel liegen.

Diesmal irrten wir uns nicht, denn noch während des Ankerhivens wirbelten Rauchſäulen in jener Gegend auf, zum Zeichen, daſs auch wir bemerkt waren. Und als wir längs der Küſte, die aus einem faſt ununterbrochenen Kokoswald zu beſtehen ſcheint, in Fahrt waren, da kamen hinter jenem Felſenhügel bereits Kanus hervor, — eins, zwei, — ſechs, — eine ganze Menge! Als handle es ſich um eine Regatta, ſuchte ein Kanu das andere zu überholen, denn jedes wollte ja das erſte längsſeit ſein, um zuerſt beſchenkt zu werden, wie dies die Eingeborenen im Verkehr mit Weiſsen gelernt hatten. Ja, dieſe Leute kannten bereits Schiffe, das konnte man ſchon am Erſten ſehen, der herankam. Er wuſste gleich, wo er ſich feſthalten müſſe, um an Bord zu voltigieren, und ich hatte wieder Arbeit, um ſchmutzige Papuafinger, die ſich bereits an die Reiling klammerten, los zu machen und ihre Beſitzer ins Kanu zurück zu ſpedieren. Ganz nahe des felſigen Hügels, der, wie ſich ſpäter zeigte, das Ende der Landzunge Aneſsau (Rotshoek der holländiſchen Karte) iſt, ankerte die »Samoa« heut zum zweitenmal. Da hatten wir nun bald die gefürchteten Humboldtianer in jeder Auswahl um uns, und immer mehr Kanus

*) Die Höhe desſelben iſt mit 6000 Fuſs zu hoch angegeben und beträgt wohl nicht mehr als 4000.

brachten neue Zuſchauer um jene Felſenecke heran. Auch aus Nord von den Mathilden- und Magdalenen-Inſeln vor Challenger-Cove zeigten ſich Segel. Der erſte Eindruck dieſer Leute war allerdings, auch für das an Papuas gewöhnte Auge, kein günſtiger, ſchon deshalb weil ſie, mit Ausnahme des bekannten Halsſtrickchens und Grasarmbandes, total unbekleidet waren. Doch bemerkten wir auch bei ihnen einzeln die bereits (S. 337) erwähnten Kalebaſſen. Hautkrankheiten, namentlich Ichthyosis, waren nicht ſo häufig als anderwärts aber ich bemerkte eine Menge Leute mit Pockennarben, anſcheinend vierzig Jahre alte Individuen. Im übrigen waren aber auch dieſe Eingeborenen echte Papuas, im allgemeinen vielleicht von etwas dunklerer Hautfarbe als an der Oſtſpitze, aber es gab, wie überall, auch hellere Individuen (bis Nr. 30). Der vorherrſchende Färbungston hielt ſich zwiſchen Nr. 28 und 29 aber mehr zu 28 neigend. Das wenig gepflegte Haar iſt echt melaneſiſch. Powells Angabe, die hieſigen Eingeborenen ſeien »von mehr malayiſchem Typus«, fand ich daher nicht zutreffend, auch war keiner, der ein holländiſches, geſchweige ein engliſches Wort verſtanden hätte. Die guten Leute ſchienen übrigens ziemlich verblüfft, nicht an Bord kommen zu dürfen, betrugen ſich aber nicht ſchlimmer als ihre Nachbarn am Sechstroh. Die Kanus, ganz in der Bauart wie dort, und mit ebenſolchen geſchnitzten Schnabelaufſätzen, trugen meiſt nur drei bis ſechs, höchſtens acht Mann. Ein alter pockennarbiger Kerl offerierte mir ſehr bereitwillig ſeine Waſſerdroſchke, um mich in die Nebenbai zu rudern, was ich aber freundlich ausſchlug, da ich mein Leben bereits zweimal in ſolchen Seelentränkern riskiert hatte. Freilich »der Ausleger verhindert das Umſchlagen«, ſteht in den meiſten Büchern, aber wer ſo manches Kanu umkippen ſah wie ich, der weiſs das beſſer. In unſerem Whaleboot konnte das nicht paſſieren, welches zur Fahrt ſoeben klar gemacht wurde, zu der ſich auch unſere Mioko-Schwarzen als Ruderer in den beſten Staat werfen muſsten. Sie ſahen bald in roten engliſchen Uniformröcken, Mützen der »Heilsarmee«, Sachen, die ich für derartige Gelegenheiten eigens in Sydney gekauft hatte und in weiſsen Pantalons gar ſtattlich aus, machten aber betrübte, lange Ge-

ſichter. »Doctor! me like Market!« (ich wünſche eine Muskete), ſagte Jimmy, »bye and bye Kanaker he fight, me kill« (damit ich die Kanaker totſchieſsen kann, wenn ſie uns angreifen). — »Ja, nicht wahr? das möchteſt du wohl, ſo ein biſschen ſchieſsen, aus purer Angſt! es wäre auch groſs ſchade, wenn einer von euch erſchlagen würde!« gab ich ihm tröſtlich zur Antwort — und »down! pull« (rein! rudert!) da gingen wir ſchon dahin. Aber nicht in Windeseile, denn unſere furchtſamen Kanaker lieſsen ſich Zeit und bemühten ſich nicht, eine Wettfahrt einzugehen, zu welcher die uns begleitenden zum Teil nur von Frauen geführten Kanus ſo ſehr reizten. Übrigens ſetzt bei Ebbezeit, wie wir ſie hatten, ein ſtarker Strom um die Felſenhuk, den die Eingeborenen, ſich dicht am Ufer haltend, vermeiden konnten. Alle Erwartungen waren geſpannt, als wir um die verhängnisvolle Ecke in die kleine Nebenbai einbogen, die ich ſpäter Beccari-Cove nannte. Sie zeigt im Norden dichtbewaldete Felſenhügel, zum Teil mit Plantagen, weiter Weſt höhere Berge; der ſüdlichere Kokosuferſtreif endet in eine ausgedehnte Sand- und Schlickbank, die bei Hochwaſſer überflutet wird. Noch zeigte ſich nichts von Siedelungen, aber dort, hinter einer zweiten Huk, in einer kleinen Buchtung, da ſtanden Häuſer im Waſſer, nur ſieben, das Dorf Ungrau. Ja, ſolche Pfahlbauten hatte ich in Neu-Guinea noch nirgend geſehen; ſie erſchienen gegen die armſeligen Hütten an der Südoſtküſte (P. Moresby, Hood-Bai etc.), wie Paläſte. Das Separatbild S. 352 zeigt einen Teil des Dorfes Tobadi (auch Tobari ausgeſprochen), der Perle von Humboldt-Bai und des Pfahlbauertums der Steinzeit überhaupt, wie ich es an Ort und Stelle ſkizzierte. Das Dorf liegt ebenfalls in einer kleinen Einbuchtung verſteckt, der nächſten von Ungrau, und machte mit ſeinen düſteren, von Wetter und Rauch gebräunten Häuſern, einen äuſserſt fremdartigen Eindruck. Von weitem glaubt man ungeheuer groſse Wigwams, oder Oſtiaken-Dſchums, im Waſſer ſchwimmend zu erblicken, aber bald ſehen wir, daſs es ſolide auf Pfählen ruhende Bauten ſind, die im weſentlichen aus einem ſpitzen, meiſt viereckigen Dache beſtehen, deſſen Spitze 30 Fuſs und mehr Höhe erreichen mag. Sie iſt häufig mit einer runden Holzſcheibe

gekrönt, auf der als beſonderer Schmuck eine roh geſchnitzte, menſchliche Figur, in ſitzender Stellung hockt. Dieſe aus Ried oder Gras ſehr ſorgfältig gedeckten Dächer ruhen auf ca. fünf Fuſs hohen Seitenwänden aus geſpaltenem Bambu und haben zwei gegenüber liegende Eingänge, vor denen Plattformen errichtet ſind. Letztere ragen (bei Ebbe) an ſieben bis neun Fuſs über die Waſſerfläche und ſtehen ebenfalls auf Pfählen. Dabei darf man ſich aber nicht Pfähle nach unſeren Begriffen, ſtarke, gerade, behauene Stammstücke vorſtellen, ſondern ſchiefe, krumme Stämmchen, die gegenüber dem gewaltigen Bau unverhältnismäſsig dünn erſcheinen.

Ohne viel zu fragen, voltigierten wir, über den Rücken eines Schwarzen, auf die Plattform, deren Betreten allerdings Vorſicht erheiſcht, da ſie aus morſchen, wackeligen Brettern (Seitenborden alter Kanus) beſteht, und treten, ein Heck überkletternd, ins Innere. Zunächſt iſt natürlich nicht viel zu ſehen, denn die Thüren und die Öffnung in der Dachſpitze ſpenden nicht viel Licht, aber das Auge gewöhnt ſich nach und nach an die Dunkelheit. So konnte ich denn den Grundriſs eines ſolchen Hauſes ſkizzieren, wie ihn Taf. II. 2 des Atlas darſtellt. Es iſt ein Familienhaus mit Scheidewänden in jeder Ecke, beherbergt alſo vorausſichtlich vier Familienverbände. Die Feuerſtellen beſtehen aus viereckigen mit Sand gefüllten Rahmen und ſind mit Töpfen beſetzt, die überhaupt einen hervorragenden Teil des Hausrates bilden und zu denen der Mera das Material liefert. Dieſe Töpfe (Uro) haben dieſelben Formen als am Sechstroh (IV, 1, 2), ſind oft von bedeutender Gröſse und zuweilen mit bunter Malerei, in Schwarz, Weiſs, Rot, zum Teil Figuren von Vögeln und Fiſchen darſtellend, verziert. Den meiſten Hausrat hatte man hängend, zum Teil auf groſsen Horden untergebracht und noch beſonders mit etwas höher befeſtigten, groſsen hölzernen Scheiben bedeckt um die Vorräte vor den Ratten zu ſichern, von denen es unter ſolchen Grasdächern wimmelt. Da der beſtändige Rauch alles ſchwärzt, ſo ſind die meiſten Gegenſtände, wie dies überhaupt Papuaſitte iſt, in Blätter oder Tapa eingeſchlagen. Doch bemerkte ich ſchöne Fiſchnetze und weitmaſchige Netze aus dicken Stricken, die bei den Treib-

jagden auf Wildſchweine dienen; an Waffen nur lange Speere (keine Keulen, Schilde und Küraſſe). Gerüſte zum Schlafen fehlen, da dafür die ſehr ſaubere und ebene Diele benutzt wird, welche aus ſchmal geſpaltenen (ca. drei Zoll breiten) Latten (wohl von der Betelpalme) beſteht. Als Kopfunterlage dienen die bekannten kleinen Bänkchen (S. 312).

Damen von Humboldt-Bai.

Die Eingeborenen betrugen ſich übrigens ſehr anſtändig, ja ſogar gaſtfrei, denn eine alte Frau gab uns etliche geröſtete, ſehr gute Yams und in einer Schöpfkelle aus Kokosnuſs Waſſer zum Trinken. Das galt aber nicht als Begrüſsungszeremonie, ſondern geſchah nur ganz zufällig. Es ging uns alſo beſſer als den Beſuchern vom »Challenger«, die nicht einmal in ein Haus gelaſſen wurden. Freilich machten wir nicht viel Umſtände, und andererſeits hütete ich mich wohl, die Hobeleiſen, Meſſer und Glasperlen, die ich in einer Taſche bei mir trug, zu zeigen, ſonſt wäre es mit Notizenmachen aus geweſen und gewiſs zu einem Radau gekommen. Ich begnügte mich, nur alte Weiber mit Streifen roten Zeuges zutraulich zu machen, und dieſe lockten dann auch die anfangs ſchreiend aus-

reiſsende jüngere Damenwelt herbei, von welcher die vorherige Abbildung Typen zeigt.

Verheiratete tragen ein groſses Stück Tapa, mit einem Strick um die Hüften befeſtigt, das ſehr dezent und ganz wie die Lavalavas der Polyneſier kleidet. Dieſe Tapa iſt zuweilen weifs gebleicht oder in bunten Muſtern bemalt; zum Feſtbinden dienen manchmal hübſche Schnüre aus Coix- und Adenanthera-Kernen, mit allerlei Anhängſeln. Unverheiratete begnügten ſich, wenn auch ſchon in heiratsfähigem Alter, mit dem beſcheidenen Koſtüm Evens vor dem Fall. Aber die Mädchen eilten bei unſerer Ankunft ihre Blöſse, durch ein Stück Tapa oder ein Faſerſchürzchen zu decken. Auch dieſe hübſchen, dunklen Geſtalten wurden mit roten Streifen bedacht, machten dem Vorrate aber bald gegen meinen Willen ein Ende. Die Zeugfetzen folgten nämlich Dallmanns ſeidenem Taſchentuche nach, das ſchon im erſten Hauſe geſtohlen worden war. Ja, das mahnte zur Vorſicht; denn dieſe lieben Naturkinder verſtanden ſo geſchickt als ein groſsſtädtiſcher Taſchendieb zu ſtehlen.

Von groſsen ſpitzdachigen Familienhäuſern waren in Tobadi*), das im ganzen nur 32 Baulichkeiten zählte, nur ein Dutzend vorhanden, die anderen hatten die gewöhnliche Hausform mit ſchrägem, meiſt gradfirſtigem, zuweilen ſattelförmigem Dach.

Über einen nichts weniger als bequemen Steg, aus einem unbehauenen Baumſtamme, turnten wir nach der Plattform des merkwürdigſten Bauwerkes von Tobadi, dem ſogenannten »Tempel« hinüber. Schon dieſe an den Längsſeiten ca. 50—60 Fuſs meſſende Plattform, war ein gewaltiges Werk, konnte ihren Zweck als Tanzplatz aber nicht mehr erfüllen, da ſie bedenkliche Senkungen zeigte.

Wie in der Beſchreibung der Etnaexpedition zu leſen, hatten ſich die erſten Beſucher nur dadurch Erlaubnis zum Eintritt verſchafft, daſs ſie als Zeichen der Verehrung vor dem Tempel niederknieten, wovon die Papuas wohl wenig begriffen haben dürften. Wir aber

*) Im Reiſewerk der Etna-Expedition, wie ſo manches, übertrieben zu 90 Häuſern angegeben, wofür in der engen Buchtung ſchon der Platz fehlt.

machten keine langen Faxen. Ich ſagte den Leuten auch hier, »daſs ich Finſch aus Bremen« und ein »Wapimé« (Freund) ſei, und hie und da einen auf die Schultern klopfend, andere ſanft zurückdrängend, befanden wir uns bald im Heiligtum. Dieſem »fait accompli« gegenüber konnten die Eingeborenen nichts Beſſeres thun, als die gewöhnlichen Friedenszeichen anzubieten: niederzuſitzen und Betel, was wir durch einige Zigarrenſtummel erwiderten. Es litt mich aber nicht lange auf dem Baſtſtück, das hier die Stelle von Matten vertritt, zu hocken, ſondern ich begann, wie ſtets, ſogleich mit Aufzeichnungen, denen der Grundriſs (T. II. 1) ſein Entſtehen verdankt. Ein ſchräger Steg führte von der Plattform auf die etwas höher liegende Hausdiele, die 40 bis 50 Fuſs Durchmeſſer haben mochte und ſo ſchön war als in den Familienhäuſern. Erſt im Innern konnte man recht die ſtaunenswerte Konſtruktion des an 60 Fuſs hohen Daches bewundern, um ſo beſſer, als die im oberſten Teil offene Spitze ziemlich viel Licht einlieſs. Das iſt ein Gewirr von ſchiefen und geraden Stützen und Querhölzern in allen Richtungen, in welchen man, auch ohne Architekt zu ſein, doch Syſtem erkennen konnte, und dabei waren alle Teile nur mittelſt Lianen oder Stricken zuſammengebunden. Dem ganzen merkwürdigen Turmbau ſchienen übrigens nur vier Hauptpfeiler als Grundfeſten zu dienen; die niedrigen Seitenwände des von aufsen achteckigen Gebäudes ſchloſsen in den Ecken gerundet ab, ſo daſs das Innere faſt kreisförmig erſchien. Feuerſtätten und Kopfbänkchen zeigten, daſs das Haus auch als Wohnung dient und zwar für die unverheiratete junge Männerwelt, denn alte Junggeſellen giebt es bei den Papuas wohl im ganzen wenig. Der ſo berühmte »Tempel« hat eben mit Religion nichts zu thun und iſt einfach eins jener Verſammlungshäuſer der Männer, wie ſie überall in Melaneſien vorkommen und die aus bekannten Gründen für das weibliche Geſchlecht »tabu« ſind. Ja, in dieſem Tempel mochte ſchon manches Feſteſſen gehalten worden ſein, denn wohl ein paar Hundert Schweineſchädel, in allen Stadien der Verräucherung, waren in Querleiſten eingeſteckt und bildeten den hauptſächlichſten Ausputz. Wie das ſtärkere Geſchlecht bei den Papuas in ungalanter

Weiſe die Damenwelt am Bankett nicht teilnehmen läſst, um das »Poro« (Schwein) allein verzehren zu können, ſo beſorgt es auch den Tanz ohne die ſchöneren Hälften. Das übliche Begleitinſtrument, die Holztrommel (Meſchink), in der bekannten Form, fehlte auch im »Tempel« nicht, ebenſo wenig als das unerläſsliche Lärmrequiſit, eine Signaltrommel (Kaduar). Sie war auſserordentlich groſs, wohl 10 bis 12 Fuſs lang, kanuförmig und der beſſeren Reſonanz wegen aufgehangen. Bald hätte ich die Flöten (Ariho) vergeſſen, auf denen »die Jünglinge des Tempels bei den religiöſen Tänzen muſizieren«, wie es in der Etnareiſe heiſst. Ich verſuchte ſogleich eine dieſer »heiligen« Flöten, was die guten Eingeborenen-Seelen unendlich amüſierte, denn ich brachte keinen Ton hervor. Hätte ich es gewagt, ein Hobeleiſen hervorzuholen, ſo würden ſie mir gern eine ſolche Flöte verkauft haben, ſo muſste ich mich mit einer Abbildung (XIII. 5) begnügen. Es waren eben Flöten, Rohrflöten, wie anderwärts in Melaneſien, ohne alle religiöſe Bedeutung, ſind aber wahrſcheinlich wie manche andere Inſtrumente für die Frauen »tabu«. Waffen ſah ich nicht, wahrſcheinlich weil die Männer alle Vorräte mit in die Kanus geſchleppt hatten; ebenſo wenig hier, wie in irgend einem anderen Hauſe, Menſchenſchädel. Blos unter den Talismanen, welche an den Bruſtſchilden befeſtigt werden (meiſt Stückchen Rinde, Blätter und Vogelknochen) habe ich ein paarmal ein menſchliches Schlüſſelbein geſehen. Figuren, ſogenannte »Götzen«, die man doch eigentlich in einem »Heidentempel« erwartet, fehlten ebenfalls. Nur im Veſtibül ſtanden drei kleine, anſcheinend aus dem weichen, zelligen Stamme von Cycas roh geſchnitzte Figuren (T. XV. 8), wohl die ſchüchternen Verſuche angehender Künſtler der Holzbildnerei. Dafür diente der »Tempel« auſserdem als Werkſtatt, und ich hatte die ſeltene Freude, Holzſchnitzer der Steinzeit noch in voller Thätigkeit zu ſehen. Mehrere junge Leute arbeiteten an einem ca. 15 Fuſs langen Fries (Drom), der Figuren von Eingeborenen, Eidechſen und Fiſchen zum Teil zierlich durchbrochen ausgearbeitet zeigte. Mit Fluſsmuſcheln (Batiſsa) und Raſpeln aus Rochenhaut ſchabten und feilten noch einige daran, während andere bereits mit Bemalen begonnen hatten. Die

Farben (ſchwarz, weiſs, rot und ockergelb) waren in Topfſcherben oder Kokosnuſsſchalen angerieben und wurden mit Federn als Pinſel aufgetragen. An ſonſtigem Ausputz bemerkte ich nur noch lange Büſchel von Pflanzenfaſer, ebenfalls Erinnerungszeichen an gehaltene Feſte.

Die alte Schuld der total unrichtigen Abbildung des »Tempels« aus dem Reiſewerk der Etna durch Kopie zur weiteren Verbreitung verholfen zu haben, konnte ich nach faſt zwanzig Jahren ſühnen durch eine an Ort und Stelle aufgenommene korrekte Skizze (vergl. Separatbild). Derſelben ſind nur einige Worte zur Beſchreibung des Äuſseren hinzuzufügen. Die vier Abſätze des achteckigen Bauwerkes tragen buntbemalte Holzſchnitzereien, Frieſe, wie wir ſie im Innern ſoeben arbeiten ſahen; vom unteren Dachrande hängen lange Franſen aus Palmfaſer und (wie auch an anderen Stellen) Feſtons von aufgereihten Eierſchalen (wohl Krokodil oder Megapodien), im Dache ſelbſt ſtecken Palmwedel und verſchiedene buntbemalte Tierfiguren. Sie ſtellen Vögel, Eidechſen und beſonders kenntlich Fiſche dar; auf der äuſserſten Dachſpitze thront eine menſchliche Figur, darüber ein Vogel, in fliegender Stellung, auf dem lärmende Glanzſtare (Lamprotornis metallicus) luſtig ihr Weſen trieben. Gleich neben dem Tabuhauſe baute man an einem anderen ähnlichen groſsen Gebäude, das ſchöne Gelegenheit zu Pfahlbau-Studien gab. Ich will aber nur erwähnen, daſs das Gerüſt (Hauptbild S. 352 in der Mitte des Hintergrundes) mit unſeren baupolizeilichen Verordnungen ſehr im Widerſpruch ſtand und eben für Papuas praktikabel war, die im Klettern Groſsartiges leiſten. Voll Bewunderung nahm ich Abſchied von dem Bauwerk. Wenn der Ankömmling die Verfertiger desſelben, draufsen in der Bai in ihren Kanus, als »nackte Wilde« bezeichnen durfte, ſo muſste er ihnen das angeſichts dieſer Leiſtung im ſtillen abbitten. Menſchen, die derartiges fertig bringen, ſind gewiſs keine Wilden mehr, ſondern haben ſich bereits auf die Stufen einer Kultur hinaufgeſchwungen, die nur zu wenig bekannt iſt, um Anerkennung zu finden. Dem civiliſierten Herrn der Schöpfung iſt es eben mit der Civiliſation eingeimpft, ſeine nacktgehenden Speciesgenoſſen für wild und ſchamlos

Tabuhaus in Tobadi.

und wo möglich für bildungsunfähig obendrein zu halten. Das ſind die Papuas nun aber keineswegs. Ob ſich dieſe Bürger der Steinperiode jedoch in dem von uns gewünſchten Sinne entwickeln laſſen werden, das iſt freilich eine ganz andere Frage. deren Beantwortung bis jetzt nur ſehr ungenügend verſucht wurde. An Bildungsfähigkeit mangelt es ihnen gewiſs nicht, aber es iſt zu bezweifeln, ob ſie die Notwendigkeit, eine höhere Bildungsſtufe zu erlangen, überhaupt einſehen und bei gebotener Gelegenheit benutzen werden. Jedenfalls fühlt ſich der Papua im Kulturzuſtande der Steinzeit ſehr wohl; warum ſollte er alſo eine Änderung wünſchen, die nur nach unſeren Anſchauungen eine Aufbeſſerung ſeiner Verhältniſſe iſt. Daſs ſolche ſogenannte Naturmenſchen viel mehr zu leiſten verſtehen und leiſten, als ihre geringen Bedürfniſſe erheiſchen, das zeigte ſich wieder einmal recht deutlich angeſichts dieſer Bauwerke. Wozu dieſe hohen, mühſam herzuſtellenden Dächer? kleine unbedeutende Hütten genügen ja anderwärts! Aber auch dem Papua wohnt Schönheitsſinn inne. Er beſeelt ihn eine Menge Dinge zu verzieren und auszuſchmücken, die ohne dieſen Kunſtfleiſs ihren Zwecken ebenſo gut entſprechen würden.

Zu den groſsartigſten Denkmälern dieſes Kunſtfleiſses der Steinzeit zählt ohne Zweifel das Tabuhaus in Tobadi. Von einer Handvoll Menſchen, nur im Beſitz von Steingeräten, errichtet, iſt es für dieſe Periode ebenbürtig einer Pyramide zu vergleichen, und würdig der Bewunderung, welche wir jenen Rieſenbauten zollen. Wie viele ſolche Denkſteine aus dem Wiegenalter der Menſchheit ſind aber bereits dahingeſchwunden, unergründet für die civiliſierte Welt, und wie bald werden ihnen dieſe nachfolgen. Schon hängt das Damoklesſchwert auch über dieſer bisher faſt unberührten Oaſe der Steinzeit. Denn, wenn der Plan einer regelmäſsigen Dampferfahrt nach Humboldt-Bai zur Ausführung gelangt, dann werden auch hier bald die letzten Reſte jener Periode verſchwunden ſein.

Kommerzielle Erfolge dürfte eine ſolche Dampferlinie wohl kaum zu erwarten haben, da auſser dem biſschen Kopra, das vielleicht den einen oder anderen Trader ernährt, ſich wenig holen laſſen wird.

Aber die niederländiſch-indiſche Regierung will wahrſcheinlich ihre Herrſchaft auch einmal in anderer kräftigerer Weiſe als mit dem bloſsen »Je maintiendra« ihres Wappenſchildes zeigen. Wir entdeckten dieſes ziemlich nutzloſe Symbol, womit Holland bis jetzt faſt ausſchlieſsend ſeinen Beſitz, aber nicht zugleich ſeine Macht, in Neu-Guinea kennzeichnet, ganz zufälligerweiſe. Das »wapenbord«, eine guſseiſerne Platte mit dem holländiſchen Wappen und der obigen Deviſe, war ſorgfältig mit Rotang an einem Hauspfoſten befeſtigt, und ſchien nach den friſchen Farben zu urteilen noch neu*) zu ſein. Ja, dieſe Wappenſchilde haben den holländiſchen Kriegsſchiffen ſchon manchmal etwas zu thun gegeben, den Eingeborenen aber ein paar ſtarke Nägel verſchafft. Denn das ſcheint nach ihrer Auffaſſung der einzige Zweck, und auch die hieſigen Eingeborenen würden mir das nutzloſe Guſseiſen, das ſie überhaupt gar nicht als »szigo« (Eiſen), anerkannten, für irgend eine Kleinigkeit verkauft haben. Ich ſuchte ihnen aber die hohe Bedeutung dieſes Tabuzeichens des weiſsen Mannes klar zu machen und belobte ſie für die gute Verwahrung desſelben.

Häuptlinge von irgend welcher Bedeutung ſcheinen in Humboldt-Bai, wie meiſt in Neu-Guinea, zu fehlen. Aber einige ſchwarz- und rotbemalte Kerls mit viel roten Hibiscusblumen im Haar, wahrſcheinlich Honoratioren Tobadi's, hatten ſich bald angefreundet und ſpielten die Führer, inkommodierten indes mehr, als ſie nützten. Die Wiſsbegierde dieſer Leute war wirklich lobenswert; ſie wollten alles ſehen, in die Hand nehmen und — ſelbſt Taſchenuhr, Feldſtecher und ähnliche Dinge — geſchenkt haben. So zog mir einer den Schuh aus, während ich den Tempel zeichnete, indes ein anderer meine Taſchen zu viſitieren verſuchte. Auffallenderweiſe ſchienen ſie Gewehre und und deren Wirkung nicht zu kennen.

Mit einigen der neuen Freunde kletterten wir ins Boot um an Bord zurückzukehren, da ſich die Dörfer links am Eingange von

*) Es wurde am 6. September 1883 durch die Expedition des Dampfers Sing Tjin errichtet und auf Janus-Eiland an einen „Tjamarabaum“ genagelt.

Beccari-Cove doch nicht erreichen lieſsen. Ich ſah hier ein gröſseres, aus acht groſsen und acht kleinen Häuſern beſtehend, das Ingros genannt wurde, dahinter auf einer kleinen Inſel (Janus-Eiland) noch einige Häuſer: Kai. Dieſe Dörfer lagen jetzt bei Ebbe unnahbar auf einer groſsen Sand- und Schlammbank, welche die Beccari-Cove nach Süd zu ſchlieſsen ſchien. Doch lieſs ſich in der nördlichen Ecke hinter Tobadi noch eine kleine Inſel, Timſau (Slavante-Eiland der holländiſchen Karte) erblicken, auf der anſcheinend Häuſer ſtehen. Beccari-Cove zieht ſich übrigens bei Hochwaſſer noch ziemlich weit nach Südoſt, hinter dem ſchmalen Kokosuferſtreif hin, iſt aber für Schiffe unzugänglich. Alles in allem mag es, mit Einbegriff der Siedelungen in Challenger-Cove, elf Dörfer in Humboldt-Bai geben, hinſichtlich deren Namen zum Teil noch arge Verwirrung herrſcht. Die Geſamtbevölkerung ſchätze ich auf 1500 bis 1800, gegen 5000 in dem Etnareiſewerk. Dieſer Unterſchied rührt wohl weniger von dem Rückgange der Bevölkerung her, ſondern liegt hauptſächlich an den viel zu hoch gegriffenen Schätzungen der erſten Beſucher.

Die kleine »Samoa« war von weitem kaum zu erkennen; nur Maſten und Schornſtein ragten aus einer wirren Maſſe von Kanus hervor. Herr, du meine Güte! welch ein Gewimmel! etliche ſiebenzig Kanus lagen um den Dampfer, als wäre Jahrmarkt, und es koſtete Mühe, ſich durchzuarbeiten. Ja, ich wollte gern glauben, daſs der Steuermann und die Zehn, welche ihm noch geblieben waren, alle Mühe aufwenden muſsten, um die Geſellſchaft von Bord abzuhalten. Jetzt kam Hilfe, denn ich beſaſs ja einigermaſsen Erfahrung, um das Geſchäft mit übernehmen zu können. Da die »Samoa« ſo niedrig über Waſſer lag, daſs ein im Kanu ſtehender Mann mit dem ausgeſtreckten Arme den Deckrand erreichen konnte, ſo war es den Eingeborenen freilich leichter gemacht als auf den ſieben Kriegsſchiffen, welche ſie bisher kennen lernten. Bald an Steuer- bald an Backbord zum Rechten ſehend, hatte ich gute Gelegenheit, das intereſſante Bild zu betrachten. Die Männer glichen ganz den vorhergeſehenen, und der junge Krieger von Maſſilia (S. 333), könnte ebenſo gut als Type eines Humboldtianers gelten. Gewöhnlich war ihr Aus-

putz aber nicht ſo reich als an dieſem, und rote Bemalung, oft das ganze Geſicht und Bruſt bedeckend, bildete einen hervorragenden Teil desſelben, wie Hibiscusblumen und Blätterſchmuck. Ziernarben, oft ſehr regelmäſsige auffallend erhabene Figuren bildend, fanden ſich nicht nur an Männern, ſondern auch bei Frauen. Die beigegebene Abbildung zeigt eine ſolche Ziernarbe auf der linken Achſel und zugleich die eigentümlichen Muſter der Tätowierung. Ich hatte dieſe Körperverſchönerung ſeit Dinner-Inſel nicht mehr geſehen und freute mich, ſie hier wieder zu finden. Übrigens ſchienen nur Frauen tätowiert und trugen das Haar in dünnen, rotgefärbten Strähnen, ganz wie die Mädchen in Friedrich-Wilhelmshafen (S. 108). Bei der Mehrzahl der Weiber war auf das Haar keine Pflege verwendet. Wenige hatten auch einen ſo reichen Ohrſchmuck an dünnen Schildpattreifen aufzuweiſen als die hübſche Frau unſeres Bildes. Es gab übrigens mehr niedliche Geſichter, und Humboldt-Bai ſcheint in ganz Neu-Guinea die ſchönſten Frauen zu beſitzen.

Tätowierte Frau, Humboldt-Bai.

Die guten Geſchöpfe kamen gleich kanuweis an und brachten eine Menge Bananen, Yams, Taro, Zuckerrrohr, wenig Kokos (Niu) und geräucherte Fiſche, die ſie gern los ſein wollten. Aber an Tauſchhandel war bei dem Gewimmel gar nicht zu denken. Wollte man irgend etwas haben, dann kletterten gleich ſo viele herauf, daſs man Laſt hatte, ſie wieder herunterzuwerfen. Dazu ein Rufen und Streiten untereinander, kurzum ein unbeſchreiblicher Lärm. Es war gut, daſs ich meine Einkäufe am Sechstroh gemacht hatte, und ich konnte mein ethnologiſches Gewiſſen beruhigen, indem alle Gegenſtände, Geräte Schmuckſachen u. ſ. w. mit den dortigen ganz übereinſtimmten. Da die Geſellſchaft nicht an Bord kommen durfte, alſo nicht ſtehlen

konnte, wurde ſie immer zudringlicher. »Whiſtle«! (pfeife) Da ſchrillte die Dampfpfeife, aber diesmal wirkungslos, denn die Leute kannten ja ihren Ton. Etwas mehr Luft ſchaffte Abblaſen des heiſsen Waſſerdampfes aus den Ventilen an Bordſeite. Da wurde im Augenblick Platz gemacht, und es gab ein Drängeln und Stoſsen, wobei mancher Ausleger abknakte. Aber die Sache erwies ſich als ganz harmlos und wurde bald unter brüllendem Beifall als Scherz aufgefaſst. Trotz aller Vorſicht war eine Konſervebüchſe gemauſt, dem Thäter der Raub aber ſofort abgejagt worden. Er zeigte ſich ſehr beleidigt und legte ſchon einen Pfeil auf die Bogenſehne, aber gleich wieder nieder, als ihm einige plattdeutſche Flüche an den Kopf flogen. So ein biſschen Anlegen iſt ja noch nicht geſchoſſen, das mus man nicht ſo übel nehmen; es war gewiſs nicht bös gemeint. Hatten die Leute Abſicht, uns anzugreifen, dann würde nicht ein einzelner angefangen haben, ſondern es giebt gleich einen ganzen Hagel von Pfeilen. Und dazu fehlte es nicht an Gelegenheit und Material, da ſie ein wahres Arſenal an Bogen und Pfeilen mit ſich führten. Da wir mit dem Geſehenen zufrieden ſein konnten, ſo war ein weiteres Abmühen mit den Eingeborenen, das ſchlieſslich doch vielleicht zu ernſterem Streit führen konnte, nutzlos und wir lichteten Anker. Eigentlich ſollte weiterhin ein ruhigerer Platz für die Nacht aufgeſucht werden, aber die Leute ſchienen unſeren Plan zu erraten. Was Hände hatte, verſuchte ſich am Schiffe feſtzuhalten und an Bord zu klettern, kurzum die ganze Flotille folgte uns nach. Dieſe Hetzjagd ſchien den brüllenden Inſaſſen gerade ein beſonderes »Gaudi«, wie der Wiener ſagen würde. Das ſah wenig nach Ruhe aus, und da wir an dem Lärm und Spektakel gerade genug hatten, ſo nahmen wir Abſchied von Humboldt-Bai und dampften ſeewärts. In wohlthuender Stille liefs ich die Erlebniſſe des Tages an meinem Geiſte vorüber ziehen und kam hinſichtlich der Eingeborenen zu dem Schluſs, daſs auch die vielgeſchmähten und verleumdeten Humboldtianer beſſer ſind als ihr Ruf. Überall wird ihre Hinterliſt und Verräterei hervorgehoben, aber bis jetzt liegen keinerlei Beweiſe dafür vor. Schreien und ein mehr als ungeniertes Weſen, das iſt ihnen eigen, wie ſie auch nicht

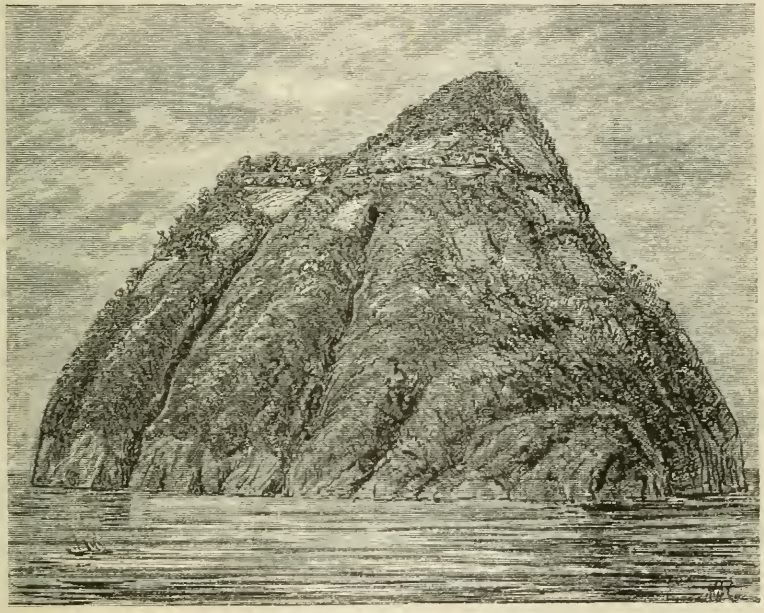
von Stehlſucht freizuſprechen ſind. Aber daran ſind hauptſächlich die erſten Beſucher mit ſchuld, die ſich ſoviel gefallen ließen und die Schwächen der armen, nackten »Wilden« zu rückſichtsvoll über ſich ergehen ließen. Wenn auf Kriegsſchiffen allerlei, ſelbſt anſcheinend geſicherte Gegenſtände geſtohlen wurden, wie wäre es da wohl der kleinen »Samoa« ergangen, wenn wir die Geſellſchaft an Bord gelaſſen hätten? Es wurde aber immer gut aufgepaſst, und ſo kamen während aller unſeren Reiſen nur ein paar unbedeutende Diebſtähle durch Eingeborene vor.

Wir waren wieder einmal in offener See; unter uns tiefblaues Meer, über uns lichtblauer Tropenhimmel, der ſich an einem Morgen ſogar faſt durchaus wolkenlos zeigte, was ich deswegen bemerke, weil dies in dieſem Teile der Tropen äußerſt ſelten vorkommt. Der nicht unerhebliche Weſtſtrom, gegen den die »Samoa« tapfer arbeitete, ließ es Kapitän Dallmann, im Hinblick auf den Kohlenvorrat, rätlich erſcheinen, direkt nach Mioko zurückzukehren. Aber noch blieb zur Vollendung unſerer Küſtenfahrt die Strecke von Vulkan-Inſel bis Kap Croiſſilles übrig, und dieſe Lücke von lumpigen 70 Meilen durfte doch unmöglich ungeſehen bleiben. So willigte der Kapitän ein, O.-S.-O. zu ſteuern, nach jenen Inſeln, die ſich von Vulkan, ca. 20 Meilen von der Küſte, an 80 Meilen weit nach W.-N.-W. hinziehen. D'Urville benannte ſie Schouten-Inſeln, was deshalb eine Neubennung nötig macht, weil gleichnamige Inſeln an der Küſte Neu-Guineas (in Geelvinks-Bai) ſchon viel früher ſo getauft wurden. Der Name Le Maire's, des verdienſtvollen Gefährten Schouten's, deſſen Andenken bis jetzt kein Name auf der Karte Neu-Guineas ehrt, ſoll deshalb die Stelle des Irrtum erregenden fortan erſetzen.

Wir hatten am zweiten Tage D'Urville-Inſel geſichtet und nach und nach kamen auch Roiſsey, Deblois und Jacquinot zum Vorſchein, von denen die erſtere die größte und an ſechs Meilen lang ſein mag. Dieſe weſtlichen Le Maire-Inſeln erſcheinen als dichtbewaldete, mäſsig (400—600 Fuſs) hohe Bergrücken, von wenig vulkaniſchem Gepräge, das in Garnot ſchon deutlicher hervortritt. Dieſe Inſel bildet einen ebenfalls dicht bewaldeten ſtumpfen Kegel, ca. 600 bis 800 Fuſs hoch,

ſcheint aber keine Kokospalmen zu beſitzen. Aber eine kleine Inſel ca. anderthalb Meilen Südweſt davon, die ich Hirt-Inſel benannte, iſt faſt ganz mit ſolchen bewachſen und vorausſichtlich ſtark bevölkert.

Das Bild eines typiſchen Vulkans zeigt Bloſseville, ein ſteil aus dem Meere aufſteigender, dichtbewaldeter, ca. 1200 Fuſs hoher Kegel, der immer intereſſanter wurde, je mehr wir ihm näher kamen. Da



Inſel Bloſseville aus Weſt.

zeigten ſich die kahlen grünen und braunen Flecke als Plantagen, zum Teil mit Kokospalmen, und oben am Kraterrande ſtand ein groſses Dorf mit 20 Häuſern, etwas weiter von demſelben zählte ich noch zwei Siedelungen von ſechs, reſp. vier Häuſern. Dieſen Häuſern fehlten nur blinkende Glasfenſter und man würde ſich in die Heimat verſetzt gefühlt haben. Das muſs ein luftiges und luftiges Wohnen ſein, da oben in ca. 1000 Fuſs Höhe, wenn man erſt oben iſt. Wie die Leute überhaupt hinaufkommen, blieb mir unerklärlich,

denn von irgend einem Pfade war, auch mit dem Fernrohr, keine Spur zu entdecken. Wenn die andere Seite der Insel nicht günſtigere Verhältniſſe bietet, dann können die Bewohner nur in den beiden faſt ſenkrechten Schluchten, wie in einem Schornſteine emporklettern. Aber geſichert ſind ſie hier, das iſt kein Zweifel, und es wird wohl noch lange dauern, ehe ein Weiſser auf dieſem Hort der Steinzeit mit Bandeiſen und Glasperlen erſcheint, um Civiliſation einzuführen. Schon einige Meilen Weſt von Garnot waren wir aus tiefblauem in ſcharf abgeſetzt tiefgrünes Waſſer gekommen und ſahen ca. zehn Meilen Südoſt von Bloſseville einen weiſsen Schaumſtreif voraus, hinter dem wir an ſieben Meilen durch trüb lehmbraun gefärbtes Waſſer dampften. Dasſelbe rührt vom Kaiſerin Auguſta-, Prinz Wilhelm- und Ottilienfluſs her, die ſich noch 15 Meilen von der nur ſchwach erkennbaren Küſte in dieſer Weiſe kennzeichnen, Färbungsverhältniſſe, die nach dem jeweiligen Waſſerſtande natürlich ſehr variieren. Die Kabbelung des öſtlichen Schaumſtreifes »kochte«, wie der Schiffer ſagt, ſo ſtark, daſs Spritzwellen auf Deck ſchlugen, eine Erſcheinung, die wir ſonſt nirgends beobachteten. Treibholz*) gab es in Menge, darunter ganze Baumſtämme, die Schiffen oft gefährlich werden können. So geriet der »Baſilisk« neun Meilen Nordweſt von Leſſon in ein Gewirr von Treibholz, aus dem er mit Mühe und nicht ungeſchunden herauskam. An ſolchen Kabbelungen pflegen ſich Scharen von Fiſchen zu tummeln und, durch ſie angelockt, Vögel (Sterna Bergii, Anous, Fregattvögel und Tölpel), die ſich auch gern auf Treibholz niederlaſſen.

Leſſon-Inſel, die wegen bedeckter Luft erſt ſpäter zu ſehen war, iſt ein getreues Abbild von Bloſseville, nur bedeutend gröſser, an 1800 bis 2000 Fuſs hoch und in der oberen Hälfte kahl. Die Wolken, welche meiſt den Gipfel bedecken, laſſen über die vulkaniſche Thätigkeit Zweifel, aber einmal glaube ich ſicher Rauch geſehen zu haben.

Noch vor Sonnenuntergang winkte uns das Feuer von Vulkan-

*) Powell fiſchte aus ſolchen gleich Kampferholz auf.

Inſel ſeinen Gruſs entgegen, und in der Früh des anderen Tages paſſierten wir Hanſaſtraſse, welche Vulkan und die kleine Aris-Inſel im Nordweſten zwei Meilen breit trennt. Letztere Inſel iſt nichts als ein ca. 200 Fuſs hoher, dichtbewaldeter toter Krater, in den man an einer eingeſtürzten Randſtelle förmlich hineinſehen kann. Sie ſcheint unbewohnt, wie die Nordweſtſpitze von Vulkan. Wir gingen hart längs der Weſtküſte und ſahen die Inſel in ihrer ganzen impoſanten Schönheit vor uns. Als die Maſchine geſtoppt wurde, konnte man die unterirdiſchen Kräfte arbeiten hören, gewaltiges, immer ſtärker werdendes Brauſen, das in ein ſchwächeres Stöhnen und Ächzen überging, bis es eine Weile ganz ſchwieg, um bald aufs neue zu beginnen. Das wunderſame, unheimliche Geräuſch erinnerte an einen Rieſenblaſebalg und oben, aus der Eſſe, da wälzten ſich gewaltige weiſse Rauchmaſſen; wahrlich eine unterirdiſche Werkſtatt der Natur, die den Beobachter mit ſtummer Bewunderung erfüllt.

Der ſtattliche, in ſeiner Form an den Stromboli erinnernde, aber höhere Berg mag über 4000 Fuſs erreichen und iſt bis zum oberen Drittel dichtbewaldet, am unteren Teile mit ausgedehnten grünen Flächen und ein paar grünen Hügeln verſehen. Das Bett eines alten Lavaſtromes, den man bis zum Meere verfolgen kann, bildet eine gewaltige Schlucht und weiterhin ſieht man die faſt ſenkrechte kahle Wand des gegenwärtigen Hauptkraters, der etwas niedriger als die eigentliche Spitze liegt. Kokospalmen und Menſchen, deren Häufigkeit Schouten 1616 gedenkt, waren nur ſpärlich vertreten. Denn nur an drei Stellen bemerkten wir einige Eingeborene, die mit Zweigen winkten und uns in Kanus einzuholen verſuchten. Aber ſpäter ſahen wir an der Oſtſeite viele Anzeichen von Bewohntſein in Plantagen und Rauch, und die ſanft abfallenden, ausgedehnten Flächen hier werden ohne Zweifel treffliches Kulturland bieten. Die Landungsverhältniſſe ſcheinen übrigens nicht günſtig, und wie es in Bezug auf Waſſer ausſieht, bleibt noch zu ermitteln. Da es bereits an der Weſtſpitze von Neu-Britannien eine Vulkan-Inſel giebt, ſo verdient dieſe, um Verwechſelung vorzubeugen, eine Sonderbezeichnung. Ich nenne ſie daher Hanſa-Vulkan, die nordweſtliche Spitze Bremen, die ſüdweſtliche Hamburg, die nordöſtliche

Lübeck, zu Ehren der altehrwürdigen Hanfeſtädte, deren Bürger ich bin.

Stephanſtrafse überquerend, begannen wir die weitere Küſtenreiſe, da wo die Karten »Laing-Inſel« verzeichnen, hinter der ſich eine hübſche Bucht mit viel Kokospalmen in der Tiefe hineinzieht. Wir hatten aber keine Zeit, und ich mufste mich mit der Tagebuchnotiz »wäre ſehr der Unterſuchung wert«*) begnügen.

Mit Laing-Inſel endet das Flachland und hinter dem dichtbewaldeten Ufer beginnen wieder Hügelketten, deren ausgedehnte grüne Grasflächen der Landſchaft ein »liebliches und civiliſiertes Ausſehen« verleihen, heifst es in meinem Tagebuche. »Urbargemachtes Land läſst auf Bevölkerung ſchliefsen«. Wirklich erblickten wir ſchon in der nächſten Buchtung, die »wahrſcheinlich guten Ankerplatz bietet«**) mehrere hübſche Dörfer, mit oft beträchtlichen Kokoshainen. Die Küſte bildet jetzt eine ſanfte Huk (»Podbielsky«: v. Schleinitz), hinter der ſich eine kleine, dicht bewaldete Buchtung, Davidabucht und eine gröfsere Bucht (»Prinz Albrechthafen«: v. Schleinitz) öffnet, die ebenfalls dichte Kokosbeſtände und vier gröfsere Dörfer (bis zu zwanzig Häuſern) zählt. Ihre Bewohner winkten mit grünen Zweigen und verſuchten in Kanus abzukommen, aber wir durften uns nicht aufhalten. Vor der letzten Bucht liegen zwei kleine, bisher nicht notierte Inſeln, die ich nach unſerem Maſchinenmeiſter Nielſen-Inſeln benannte. Sie ſind, wie die folgenden zwei Legoarant-Inſeln, dicht bewaldet wie das Ufer, hinter dem ſich immer noch grüne, ca. 500 bis 600 Fufs hohe, Hügelketten hinziehen, die faſt nur in den Schluchten mit Gehölz beſtanden ſind. Aber weiter öſtlich nehmen die etwas höheren Hügelzüge wieder vorherrſchend Waldcharakter an, wie die Küſte ſelbſt. Sie verläuft bis zu zwei kleinen Inſeln, welche ſich jetzt voraus zeigten, in fünf ſanften Buchtungen, die vielleicht

*) Herr v. Schleinitz, dem die genaue Aufnahme dieſer Küſte von Kap Gourdon bis zum Auguſtafluſs zu verdanken iſt, benannte ſie „Hanſabucht“ (vergl. Nachrichten über Kaiſer Wilhelmsland Heft II 1887, mit Karte von Hauptmann Dreger).

**) „Potsdam-Hafen“: von Schleinitz. Am Eingange, liegt die kleine „Potsdam-Inſel“, die auf meiner erſten Kartenſkizze (Nachrichten etc. Heft IV. 1885) unrichtig verzeichnet iſt.

auch gute Ankerplätze geben dürften und ſcheint weniger bevölkert, denn ich zählte von den Legoarants an nur neun Siedelungen. Die erwähnten beiden Inſeln ſchienen anfangs durch Riff verſperrt, aber wir fanden eine treffliche Einfahrt und lagen bald darauf in einem nicht minder guten Hafen zu Anker. Er erhielt den Namen Hatzfeldt-Hafen, die weſtliche Inſel Mahde (»Tschirimotsch« der Eingeborenen). die öſtliche Sechstroh (»Patakai« der Eingeborenen), nach unſeren Steuerleuten.

Bald hatten wir wieder einmal Kanus mit Eingeborenen, nach und nach achtzehn, um das Schiff, immer dieſelben Papuageſtalten wie überall. Aber gerade aus Humboldt-Bai kommend, erſchienen mir die hieſigen Eingeborenen doch etwas lichter gefärbt (zwiſchen Nr. 28 und 29, aber mehr zu 29 hinneigend). Sie unterſchieden ſich von den zuletzt geſehenen Humboldtianern überdies in einem weſentlichen Punkte, und zwar ſehr vorteilhaft, durch ihr ruhiges Weſen und muſterhaftes Betragen. Da muſste wieder einmal an Bord eingeladen werden; und erſt nach vieler Mühe wagte es einer hereinzukommen in die gute Stube, die Kajüte. Die Leute ſchienen aber Eiſen zu kennen, denn ſie machten die Pantomime des Schneidens; doch beobachtete ich kein einziges Stück bei ihnen. In Bekleidung (Taf. XVI. 3), und Ausputz, wie Haar- und Bartſchmuck, glichen ſie ganz den bei Laing-Inſel geſehenen Eingeborenen, wie denen von Venushuk (S. 292). Aber ich bemerkte keine anderen Waffen bei ihnen als Speere, darunter ſehr reich mit Kaſuarfedern und Cuscusfell verzierte. Solche Felle, und zwar mit Schwanz und Beinen daran, dienten einzelnen als ſonderbare Kopfbedeckung. Als Bruſtkampfſchmuck waren auch hier groſse Cymbiummuſcheln mit allerlei Breloques (wie T. XXIII. 1, von Laing-Inſel) das Wertvollſte. Sonſt erhielt ich noch ſchöne, äuſserſt reich verzierte Bruſttaſchen (vergl. X. 1) und hübſche Äxte mit Muſchelklinge (T. I. 6) von Hippopus. Die Kanus weichen nur unbedeutend von denen bei Venushuk ab. Ziernarben waren häufig, oft in ſchwungvollen Schnörkeln auf Schulter und Achſel.

An Land, wohin ich bald eine Exkurſion unternahm, ſah es ganz verſprechend aus. Hinter dem ſchwarzen Sandſtrande, an welchem

ſich leicht landen läſst, dehnte ſich ein weites, mit Hochgras und Bäumen (hauptſächlich Pandanus) beſtandenes Vorland aus, das von dichtbewaldeten Bergen begrenzt wird, die hie und da Plantagen zeigen. »Das Land iſt ſehr der Unterſuchung wert« ſchrieb ich damals unterſtrichen in mein Tagebuch. Heute iſt Hatzfeldt-Hafen eine Station der Neu-Guinea-Kompanie, mit Verſuchsplantagen, namentlich für Tabak, auf deſſen Kultur ich als beſonders wichtig und verſprechend wiederholt hinwies. Die Eingeborenen boten eine Menge Blättertabak an, den ſie, wie in Port Konſtantin »Kas« nannten, auſserdem ſpärlich Kokosnüſſe (Niu). Zahlreiche Speerträger, darunter auch bewaffnete Knaben, gaben mir das Geleit und zeigten ſich ganz zutraulich. Auch hier herrſchte, wie überall in Melaneſien, die unſerem Geſchmack wenig behagende Umgangsform, Fremde am Arm oder der Hand zu halten. Es iſt ein Zeichen der Freundſchaft, von dem ich mich aber ſtets losmachte, denn man behält doch lieber die Hände frei, um wenigſtens nicht ganz wehrlos erſchlagen zu werden. Die Leute wollten uns nach ihrem Dorfe haben, das etwas öſtlich hinter einem Flüſschen lag, aber die anbrechende Dunkelheit nötigte an Bord zurückzukehren. Statt nun das Boot flott machen zu helfen, bemühten ſich die Eingeborenen dasſelbe feſtzuhalten, wahrſcheinlich aus Freundſchaft, was uns nicht hinderte, die Finger zu löſen.

Öſtlich von Hatzfeldt-Hafen ſind die Uferberge wieder vorherrſchend dicht bewaldet, und weiter inland wird ein höheres Waldgebirge*) ſichtbar, das ſich O.-S.-O. bis Pallas-Point und vielleicht weiter zu erſtrecken ſcheint. Zwiſchen Samoahuk und Kap Gourdon, die wie ſtets an dieſer Küſte nur ſanft gerundete Vorſprünge bilden, findet ſich wieder vorzugsweiſe ſehr verſprechend ausſehendes Grashügelland, ebenbürtig, ja vielleicht ſchöner als das, welches wir von Laing- bis öſtlich den Legoarant-Inſeln ſahen. Dieſer ganze Küſten-

*) Wenn Powell (l. c. S. 512) die Küſte nördlich von Aſtrolabe- bis Broken-water-Bay als „hoch und ſteil; mit zahlreichen Bergſtrömen und Kaskaden, welche Hauptzüge derſelben bilden“ beſchreibt, ſo wird man mit Recht zweifeln können, ob er ſie überhaupt geſehen hat. Auch fehlt „terrace formation“ hier durchaus.

ſtrich darf überhaupt als der beſte in ganz Kaiſer Wilhelmsland bezeichnet werden, und iſt zugleich der am dichteſten bevölkerte. Ich zählte von Laing-Inſel bis etwas öſtlich von Kap Gourdon 35 Siedelungen und, nur ſo im Vorüberfahren, neun Mündungen, allerdings meiſt kleiner Flüſſe, ſo daſs auch kein Mangel an Waſſer ſein wird. Es dürften ſich daher in keinem Teile von Kaiſer Wilhelmsland günſtigere Verhältniſſe für Anſiedelung und Kulturen finden als gerade an dieſer ca. 30 Meilen langen Küſte, die ſich auch trefflich zu Viehzucht eignet.

Franklin-Bai iſt von bewaldeten Hügelketten geſäumt, die bei Neptun-Point ſich in eine höhere, ſanft anſteigende Kuppe von ca. 1500—1800 Fuſs erheben, welche einige gröſsere grüne Flecke zeigt. Hellblau gefärbtes Waſſer, vielleicht von Riffen oder Flüſſen herrührend, nötigte den Kapitän ein paarmal von der Küſte abzuhalten, ſo daſs wir »Pallas-Point« der Karten nicht mehr deutlich ausmachen konnten, da überdies der Abend hereinbrach. Schon bei Neptun-Point unwirſch von einer ſteifen Briſe aus S.-O. empfangen, hatte die »Samoa« jetzt gegen den heftigen Weſtſtrom anzukämpfen, welcher zwiſchen Dampier und dem Feſtlande durch die Izumrudſtraſse ſetzt. Da die Kohlen auf die Neige gingen, ſo rollte das zu leicht beladene Schiff viel ärger als ſonſt. Aber das war man ja gewöhnt, und auch dabei läſst ſich ausgezeichnet ſchlafen, zumal in einer ſo kühlen Nacht als dieſer mit nur 21° R.

Bei Anbruch des Tages (23. Mai) befanden wir uns in der Nähe von Kap Croiſſilles und dampften längs der Küſte, um zunächſt unſeren Freunden in Friedrich-Wilhelmshafen einen Beſuch abzuſtatten. Wie beim erſtenmale ertönten dumpfe Signaltrommeln, als wir Dallmanns-Einfahrt einliefen, aber nicht um die Krieger herbeizurufen, ſondern das freudige Ereignis »Maclay iſt wieder da«! über die Inſeln zu verbreiten. Das gab wirklich ein gar herzliches Wiederſehen, wenn die Leute bei aller aufrichtigen Freude auch nicht vergaſsen an Tabak zu erinnern. Ich beſuchte natürlich zuerſt die Flaggenhalbinſel. Da war alles noch ſo wie damals; Kakadus kreiſchten in den Bäumen mit anderen Vogelſtimmen um die Wette, es fehlte nichts als die Flagge. Ja,

die werden die Eingeborenen zu Stirnbinden oder Ähnlichem benutzt haben!« — Nein, da kannte ich meine guten Friedrich-Wilhelmshafener beſſer! — Sie errieten auch gleich, nach was mein Auge ſuchte, »Die Flagge! ja, die hat Kuram von Bilia«, ſo verſtand ich die Leute, »die iſt gut aufgehoben.« Und ſo war es auch. Da im »Szirit«, dem Rathauſe, da wickelte Kuram die »Kellkell« aus einem Blätterbündel, in welchem ſie mit den hochverehrten »Tohn« (S. 105), tabu wie dieſe, verpackt war. »Tabu! Nicht wahr, einen beſſeren Platz konnte die Flagge nicht bekommen?«, ſchien ſein freudeſtrahlendes Auge zu ſagen. Und, nicht wahr? füge ich hinzu, das würde niemand von »Wilden« erwartet haben. Aus dem »Panu« (Dorf), deſſen Anlage die Eingeborenen diesmal mit aller Beſtimmtheit erwarteten, wurde wieder nichts, — ich muſste ſie auf ſpäter vertröſten. Wir durften uns nicht lange aufhalten, um noch bei den anderen Freunden in Aſtrolabe, auf Bilibili und in Bongu vorzuſprechen, die ſich nicht minder freuten, uns wiederzuſehen und ſo ſehr zum Bleiben nötigten.

Da konnte ich noch einmal das Dſchelum und den Telum Mul bewundern, für den man ein neues Haus errichtet hatte und dann dampften wir, Nord um Neu-Britannien, nach Mioko ab, wo die Samoa am 28. Mai wohlbehalten zu Anker ging. So war denn eine Reiſe glücklich vollendet, deren Hauptreſultate in dem Nachweis der ſicheren Befahrbarkeit einer 250 Meilen langen Küſte auch für Segelſchiffe, eines ſchiffbaren Stromes, vier ſchöner Häfen und ausgedehnten kulturfähigen Landes gipfelten, Ergebniſſe, auf die wir mit Befriedigung zurückblicken durften.

Aber nun nach Haus, wo ich zur perſönlichen Berichterſtattung verlangt wurde, zunächſt alſo nach Sydney, da die »Samoa« ohnehin einer gründlichen Reparatur ihrer Maſchine bedurfte. Aber ich muſste erſt noch die Station Blumenthal auflöſen, die nach der inzwiſchen erfolgten Teilung Neu-Guineas zwiſchen Deutſchland und Groſsbritannien dem letzteren Reiche zugefallen war. Die Einförmigkeit des Seelebens lag wieder vor uns, ging aber an mir, wie immer, ſpurlos vorüber, da ſtets reichlich vorhandene Arbeit Langweile nie auf-

kommen lieſs. Die Beobachtung des Tierlebens raubte davon nur wenig Zeit, denn das Tropenmeer bietet auf ſeiner Oberfläche nicht viel, ſondern will in der Tiefe unterſucht ſein.

Vögel zeigen ſich meiſt nur vereinzelt und in wenigen Arten. Da wo gröſsere Scharen meiſt dunkler Seeſchwalben (Sterna fuliginosa und anasthaeta, Anous) ſich verſammeln, ſind ſie von anderen Seetieren angelockt worden. Bald durch Züge von Fiſchen, meiſt Makrelen, die, wohl infolge des Laichgeſchäftes, oft in ungeheurer Menge erſcheinen, bald von Delphinen, die in »Schulen« vereint an die Oberfläche kommen, um zu atmen. Dadurch werden unzählige kleine Meertierchen aufgeſcheucht, und dieſe, ſowie die Auswurfſtoffe der groſsen, ſind es, welche die Seeſchwalben beſtändig ſchreiend beſchäftigen. Man ſieht ſie dann unaufhörlich aufs Waſſer niederſchieſsen, aber von allen Arten taucht nur Sterna Bergii wirklich unter. Fregattvögel, welche zuweilen bei dieſen Vogelverſammlungen erſcheinen, beteiligen ſich nicht ſelbſt bei der Fiſcherei, ſondern laſſen die Seeſchwalben dafür ſorgen, indem ſie ihnen die Beute abjagen. Wie ich Fregattvögel niemals tauchen ſah, ſo auch niemals ſchwimmen, obwohl ſie Schwimmfüſse beſitzen. Aber die Natur ſcheint oft ſonderbar und richtet ſich nicht nach den Syſtematikern und ihren Einſchachtelungen. Sind ſchon gröſsere Züge von Fiſchen im ganzen ſelten, ſo gilt dies noch mehr von den Meeres-Säugetieren. Den Waſſerſtrahl (spout) von Walfiſchen und zwar des Sperm- oder Potwal (Physeter), einer Art, die früher in dieſer Region erfolgreich gejagt wurde, habe ich während dieſen ganzen Reiſen nur einmal beobachtet. Häufiger waren Tümmler oder Delphine (Delphinus), die Schweinfiſche (Porpoises) der Seefahrer, darunter zuweilen eine gröſsere dunkle Grampus-Art, deren mächtiges Schnauben und Blaſen gewöhnlich Aufregung an Bord hervorruft. Dann wird nach dem Gewehre gegriffen, obwohl man im voraus weiſs, daſs die Jagd erfolglos bleibt. Hierbei mag erwähnt ſein, daſs der »Delphine liebliche Scharen« nicht die treuen Begleiter des einſamen Schiffes ſind, wie es irgendwo im Liede heiſst, ſondern daſs ſie nur für kurze Zeit demſelben zu folgen pflegen. Sie ſcheinen meiſt Eile zu haben und

ſteuern einen Kurs, der manchmal gerade unter dem Kiele des Schiffes weg führt. Zuweilen halten ſie ſich länger an einer Stelle auf, um zu ſpielen. Denn ſo erſcheint das luſtige Springen, mit denen die mächtigen Körper ſich oft überſchlagend hoch aus dem Waſſer ſchnellen; ein gar hübſches Schauſpiel. Der »Delphin« (Dolphin) der Seefahrer hat übrigens mit dem ſoeben erwähnten »Delphin der Landratte« nichts zu thun, ſondern iſt, wie das Attribut Neptuns, ein wirklicher Fiſch (Coryphaena equisetis) und zwar ein ſehr ſchöner, von merkwürdiger Geſtalt und Färbung. Die Rückenſeite iſt goldgrün, zuweilen goldgelb, die Bauchſeite gelb, beide ſchön himmelblau punktiert. Dabei wechſelt die Färbung des ſterbenden Fiſches in wunderbar zarten Metalltönen, von denen alle Abbildungen nur eine ſchwache Vorſtellung zu geben vermögen. Glücklicherweiſe erfreut dieſer Fiſch nicht nur durch ſein Farbenſpiel, ſondern den materiellen Menſchen auch durch ſein wohlſchmeckendes Fleiſch und macht ſomit eine rühmliche Ausnahme unter den meiſt wenig empfehlenswerten Südſeefiſchen. Wir erhielten übrigens nur ein paarmal Delphine (Coryphaena), wovon der eine drei Fuſs lange ſieben Pfund, der andere vier Fuſs lange aber merkwürdigerweiſe ſechzehn Pfund wog. Im ganzen blieben die Reſultate der Fiſcherei überhaupt ſehr hinter den Erwartungen zurück, obwohl ſich Kapitän wie Steuerleute viele Mühe gaben und überall, wo es anging, Leine und Haken am Stern aushingen. Abgeſehen von abgebiſſenen oder abgeriſſenen Leinen blieb der wirkliche Fang eines Fiſches immer ein Ereignis. In den meiſten Fällen war es dann eine »Bonite« oder »Albacore« So nennen die Seeleute jene groſsen Makrelen oder Thunfiſche, von welchen die Südſee mehrere Arten beſitzt, unter denen Thynnus germo am häufigſten ſcheint. Wenigſtens beiſst er noch am erſten an die Angel, der nur ein weiſser Lappen Zeug als Köder dient. Trotz dem trocknen Fleiſche bildet ein ſolcher Fiſch in dem ewigen Einerlei von Konſerven immerhin eine erwünſchte Abwechſelung und eine hübſche Zugabe der Küche. Handelt es ſich doch meiſt um beträchtlich groſse Fiſche, da eine kaum drei Fuſs lange Bonite 18 Pfund wiegt. Auf Grund meiner genauen zoologiſchen Notizen kann

ich leider über den Hai, »des Meeres Hyäne«, wenig berichten, obwohl ſonſt faſt jeder Seereiſende nicht genug von ſolchen zu erzählen weiſs. Aber ich muſs, wie mit Krokodilen, auch mit Haifiſchen Pech gehabt haben. Denn ich bekam während unſerer ganzen Reiſen nur wenige Male einen Hai zu ſehen, und gefangen wurde überhaupt keiner. Wir hielten zwar immer die Haiangel bereit, aber ſelbſt der kleine Geſelle, welcher im Miokohafen ſich häufig beim Schiffe zeigte, ſchien Vorſicht als Mutter der Weisheit bereits zu kennen und vermied trotz des verlockenden Speckſtückes den Haken ängſtlich. Dagegen ſchnappte er luſtig nach allem Eſsbaren, welches nicht mit dem verräteriſchen Haken verbunden war. Und die kleinen Fiſche, die machten es ebenſo. Zu Hunderten ſpielten ſie oft um den Kiel, ſo lange wir zu Anker lagen, fraſsen alles, was über Bord fiel, aber eine Angel — I, Gott bewahre! da thaten ſie ſo, als wollten ſie ſagen: »die kennen wir!« Ja, was ſolche Kanaker, ſelbſt unter den Fiſchen, nicht klug ſind! Die fliegenden Fiſche, welche ſo gern bei Nacht dem Lichtſchein folgen und dadurch nicht ſelten an Bord eines Schiffes aufs Trockene geraten, ſchienen gegenüber der »Samoa« dieſelbe Klugheit zu beobachten. Nur einige Male konnte ich der Schiffskatze einen fliegenden Fiſch abjagen. Und doch war die »Samoa« ſehr niedrig über dem Waſſer und fliegende Fiſche, wenn auch nicht eine tägliche, ſo doch häufige Erſcheinung. Da muſste ich mich denn begnügen ihre Flugübungen zu bewundern, die allerdings ganz erſtaunlich ſind. Die lieben Tiere! gebraten ſind ſie noch beſſer! »Aber Schildkröten! die muſs es doch häufig geben«? fragt vielleicht mancher, indem er dabei an »turtle soup« und »turtle steaks« als nicht ſeltene Koſt der Kajütentafel denkt. Ja, Schildkröten giebt es gewiſs in Menge; die wären auch nicht verachtet worden, ſicher nicht, wenn wir nur welche bekommen hätten. Aber, halt! da iſt eine Schildkröte! — und damit verſchwindet ein dunkler Fleck im Waſſer. Das war alles, was wir gelegentlich von dem leckeren Suppentier zu ſehen, aber nicht zu ſchmecken bekamen.

»Schiff voraus!« — hieſs es plötzlich, als wir, von Trobriand herunterkommend um Kap Ventenat dampften. Und wirklich, da,

hinter dem Gallow-Riff bei den Lydia-Inſeln, zeigte ſich ein Schiff und ein Dampfer dazu; das zweite Fahrzeug, welches wir überhaupt in See antrafen. Da wurde geguckt, und Gläſer und Fernrohr gingen aus einer Hand in die andere, denn jeder wollte ja die ſeltene Erſcheinung betrachten. Der Dampfer hielt recht auf uns zu, und als er näher kam, konnte man viele braune Geſtalten an Deck ſehen, Eingeborene. Sollte es ein Labourtrader ſein? Aber das Schiff war zu groſs und führte die Queensland-Flagge. Auch Weiſse lehnten an der Reiling und als wir in Sprechweite waren, ſchallte es »Welcher Name?« in Engliſch herüber. »Deutſcher Dampfer »Samoa!« — »Woher?« — »Von Mioko, Neu-Britannien!« — »Iſt Doktor Finſch an Bord?« — »Yes!« — Da ging ein Boot zu Waſſer, das bald fünf Herren in Civil längsſeit brachte; alles fremde Geſichter. Aber der in Uniform, mit der goldbordierten Mütze, der am Steuer ſaſs, den muſste ich ſchon geſehen haben! Und richtig, es war mein Freund Mr. Cheſter, der frühere Police-magistrate von Thursday-Island, unter deſſen gaſtlichem Dache ich gewohnt hatte. Das war ein unerwartetes Wiederſehen, ſollte aber nicht das einzige bleiben. Denn Mr. Romilly, den ich in Cooktown kennen zu lernen das Vergnügen hatte, lieſs mich an Bord der »Victoria« einladen, da er wegen eines Fuſsübels kein Boot beſteigen konnte. Dort erwartete mich eine neue Überraſchung. »Doctor! you sabi me?« (kennen Sie mich?) ſagte ein Kanaker, indem er mir die Hand reichte. »Halloh! Charly Tett von Honolulu!« — Ob ich ihn kannte, dieſen biederen Matroſen, der mich vor drei Jahren, damals »Kapitän« der »Mairi«, auf der Fahrt von Port Moresby in Torresſtraſse nahezu ertränkt hatte. Nicht wahr, wie merkwürdig ſich zuweilen Menſchen nicht bloſs auf der Terra firma, ſondern ſogar auf dem Waſſer begegnen können! — Die meiſten der Herren waren übrigens Reporters auſtraliſcher Blätter, die über mich ſchon gar manches, nicht eben empfehlendes, geſchrieben haben mochten. Dem »German East-Cap settlement«, das in den Kolonien ſoviel Staub aufgewirbelt hatte, galt natürlich die erſte »interview«. Wie viele Soldaten dort wohl ſeien? ob Kanonen? und ähnliche Fragen ſtürmten auf mich ein. Die Jünger der Preſſe brauchten

nicht viel aufzuſchreiben*). Sie machten ſehr verwunderte Geſichter, als ſie hörten, daſs das ganze »settlement« (Niederlaſſung) nur aus zwei Weiſsen beſtehe, die wir unterwegs waren, abzuholen, was vollends beruhigte.

Das Kanakergewimmel an Bord der Victoria beſtand wirklich aus Arbeitern, befreiten Sklaven. Die traurigen Enthüllungen beim Prozeſs gegen das Werbeſchiff »Hopeful« (S. 275) ſchrieen ſo laut zum Himmel, daſs die Regierung einer genaueren Unterſuchung der Verhältniſſe nicht länger ausweichen konnte. Dabei ſtellte ſich heraus, was ja längſt jedermann wuſste, daſs, trotz der »Agenten für Einwanderung«, viele Eingeborene nicht beſſer als geſtohlen waren. Dieſe Opfer des gewerbmäſsigen Kidnappertums, 400 an der Zahl, wurden nun, ſehr zum Miſsvergnügen der Pflanzer, nach ihrer Heimat zurückbefördert. Und diesmal unter den Augen des »acting special commissioner for New-Guinea« (Romilly), alſo jedenfalls ſicher, was ſonſt bei ſolchen Rücktransporten nicht immer der Fall zu ſein pflegt. Wir begegneten ſpäter am Oſtkap verſchiedenen Befreiten, welche, trotz der reichen Geſchenke von ſeiten der Regierung, auf Queensland nicht gut zu ſprechen waren. Und das konnte man ihnen gewiſs nicht verdenken. So ein paar Jahre Sklaverei laſſen ſich nicht ſo leicht wettmachen. Freilich erſchienen die Leute jetzt als vollendete Gentlemen, die in Schuhen zwar erſt wieder laufen lernen muſsten, aber ſie hatten auch vierzehnzöllige Meſſer zum Andenken erhalten. Damit läſst ſich ſchon etwas anfangen, bei Maſſacres gegen Weiſse, wobei ſolche Freigelaſſene gewöhnlich Rädelsführer ſpielen.

Blumenthal ſchien ausgeſtorben, und ich hegte ſchon allerlei Befürchtungen. Aber glücklicherweiſe war Hunſtein und ſein Gefährte bis auf etwas Fieber, das in jenen Regionen ja ſelten ausbleibt,

*) Sie hatten es aber doch gethan; denn ſpäter las ich Berichte im „Sydney Morning Herald“ über dieſes Zuſammentreffen, die recht ſchön, aber nicht eben wahrheitsgetreu ausgeſchmückt waren. Da ſollte ich groſse Vorräte an Schnaps und Waffen (natürlich für die Eingeborenen) in Blumenthal gehabt haben und dergleichen Unſinn mehr. Ich war das aber von der auſtraliſchen Preſſe, die ſich damals viel mit mir beſchäftigte bereits gewohnt. So wurde in der „Geographiſchen Geſellſchaft“ in Melbourne einmal berichtet, ich hätte ganz Neu-Guinea für eine Flaſche Rum gekauft.

wohlauf. Die Kühe hatten ſich vortrefflich gehalten, aber die Schafe waren ſämtlich, vermutlich am Genuſs giftiger Pflanzen, eingegangen. Weniger erfreulich lauteten die Nachrichten über die Eingeborenen, welche ſich nach Weggang der »Samoa« keineswegs als nette Kerle erwieſen, wie dies häufiger vorkommt. Zu ſo viel Waren gehörten eben mehr als zwei Weiſse. Vor allem hatte der Reichtum von ein paar hundert Pfund Tabak die Habſucht der Eingeborenen gereizt, die einen Einbruch verſuchten und untereinander bereits von Anzünden der Station wiſperten. Aber ein Mann mit Hunſteins Erfahrungen wuſste auch mit ſolchem Geſindel ohne Schieſserei fertig zu werden. Übrigens war nur eine Minderzahl Eingeborener durch Gomira Taga, den Schneider, aufgereizt worden. Der Anſtifter dieſer feindlichen Pläne kam jetzt heran und begrüſste mich unter Freudenthränen des Wiederſehens, denn ſolches Schauſpielertalent im Verſtellen geht ſelbſt Kanakern nicht ab. Ich that natürlich, als wenn ich von nichts wüſste, und es herrſchte ein brüderliches Einvernehmen wie früher. Als aber nach der Kopra auch die übrigen Vorräte an Bord geſchafft wurden, da machten die Eingeborenen lange Geſichter und ſuchten alles aufzubieten, um uns zu halten. Bei den meiſten war die Betrübnis eine aufrichtige, denn jeder ſah wohl ein, daſs ihnen ein groſses Brot von der Hänge fiel. Da richtete ſich denn der Ärger gegen Taga, den Anſtifter des Übels, und die Verwünſchungen gegen ihn nahmen kein Ende. Während ich den guten Gomira Tohodo und andere Getreue zum Abſchiede beſchenkte, hielt ich dem Schneider eine Standrede. Da kam viel von: papoi (ſchlecht), itanem (ſtehlen), numa (Haus), Hihiaura, anahiri majau (anzünden), hirage (totſchieſsen) u. ſ. w. vor, eine Rede, die ſehr wohl begriffen wurde, denn noch am ſelbigen Abend riſsen die Männer von Hihiaura, die guten wie die ſchlechten, mit Kind und Kegel aus. Sie hatten eben ein böſes Gewiſſen und fürchteten wahrſcheinlich, ich würde Hihiaura noch vor der Abreiſe in Flammen aufgehen laſſen. Aber dieſe Drohung hatte doch ſoviel genützt, daſs Kapitän Dallmann bei einem viel ſpäteren Beſuche Blumenthal unverſehrt fand.

So ſchieden wir, unter Zurücklaſſung der Rinder, die inzwiſchen ohnehin halbverwildert, wahrſcheinlich noch zu Stammeltern wilden Rindviehs in Oſt-Neu-Guinea werden dürften.

Am 4. Juli trafen wir in Cooktown ein, um die Poſt und Kabeltelegramme aufzugeben und ſetzten dann die Reiſe ſüdlich fort. Aber vor Townsville brach etwas an der Maſchine und nötigte einzulaufen. Da gerade ein Dampfer nach Sydney bereit lag, ſo nahm ich Abſchied von der »Samoa«, auf welcher ich über 11 000 Meilen Südſee durchgekreuzt hatte. Und ſomit enden die »Samoafahrten!« — Kaioni!

Register.

Seite

Aa, Robidé van der 289. 341
Aarſau 315. 319
Aarſchau, Inſel 315
Abumtau Gabiang 175
Actitis hypoleucos 183
Adenanthera pavonina 345
Adolphshafen 153
— Eingeborene 154
Agaun, Schnitzerei 102
Ahnenfiguren 49. 75. 175
Aimaka 73
Aimé-Kuppe 342
Albacore 374
„Albatros“, Kanonenboot 141
Albatroſſe 18
Albino 240. 302
Albrechtfluſs 322
Alexander-Spitze 342
Alligator Point 151
Aly-Inſel 98
Ambush-Point 148
Amphlett-Inſeln 209
Aneſsau, Landzunge 350
Angra Pequeña 142
Angriffshafen 336
— Eingeborene 336. 340
Anker-Inſel 230
Annie-Inlet 238
Anous 31. 366. 373
— stolidus 18
Anse de l'attaque 335
Anwerben von Arbeitern 24
Arbeiter, befreite 376
Archipel der zufriedenen Menſchen 71. 85
Areca 59
Arimoa-Inſeln 348

Seite

Aris, Inſel 367
Arnoldfluſs 329
Aroani, Inſel 262. 269
Aſtrolabe-Bai 31
— Bevölkerung 67
— Eingeborene 43. 88
„Aſtrolabe“, Kriegsſchiff . . . 31. 283

Babelsbergſtraſse 328
Baie Française 21. 201
Bampton-Inſel 264
Baragom, Dorf 271
Barla 47
Bartle-Bai 243
Barum 48
Baſilisk-Bucht 148
— Gebirge 243
— Gorge 126
— Inſel 274
„Baſilisk“, Kriegsſchiff 117
Baſiraki, Inſel 278
Baſtianfluſs 329
Batiſſa angulata 339
— Finſchi 294
— violacea 339
Baubau 268
Baudiſſin, Graf 141. 329
Baudiſſin-Huk 329
Baudouin, Dr. 34
Baumhaus 160. 271
Bayern-Bucht 158
Beautemps-Beaupré, Berg 20
Beccari-Cove 352
Bêche de mer 275
Begräbniſſe 176
Belcher, Sir Edward 318

Seite

Bemalen 89
Bentley-Bai 238. 250
— Eingeborene 234
Berlinhafen 328
Berthold, Aventure von 33
Bertrand, Inſel 320
Beſſels-Huk 304
Betel 59. 60
Bevölkerung, geringe Neu-Guineas 246. 250
Bienenkorb, Berg 128
Bilia, Inſel 98. 104. 372
Bilibili, Inſel 32. 72. 75
— Eingeborene 72. 81
Bismarck-Archipel 7. 20. 193
— Eingeborene 26
— Handel im 23. 24. 26
— Maſſacres im 24
— Miſſion im 171
— Plantagen im 22
— Schiffsverkehr im 197
Bismarck-Gebirge 117
Blanche-Bai 23
Bleichröderfluſs 148
Bloſſeville, Inſel 365
Blumen 96
Blumenthal, Station 255. 377
Bogadſchi, Dorf 32. 70 71
— Eingeborene 71
Bogati, Dorf 32. 70
Bongu, Dorf 38. 45
Bonite 374
Borſtenkopfpapagei 316
Bougainville, Berg 335
Bremen, Spitze 367
Breuſingfluſs 322
Broken-Water Bay 297
Brown, George 25
Buambrambra 47
Buceros ruficollis 95
Buchner-Bucht 304
Bumifluſs 184

Cacatua Triton 95. 181
— Trobriandi 208
Canar, Herr 34
Cape King William 127

Seite

Capriviſluſs 300
— Eingeborene 300
Carica papaya 233
Carpophaga poliura 95
— ſpilorrhoa 76. 95. 125
Catamaran 231. 282
Catharine-Island 238
Chads-Bai 239
— Eingeborene 240
Chaetodon 103
Challenger-Cove 351. 361
Chalmers, James 195. 234
Chas, Inſel 278
Cheſter, Herr 376
Chinaſtraſse 273
Cholera 289
Chriſtfeſt in den Tropen 211
Cinnamomum Kiamis 317
Clydefluſs 148
Coconut-Island 139
Collingwood-Bai 248
Colomb-Inſel 85
Colonie libre du Port Breton . . . 33
Cooktown 286
„Coquille", Kriegsſchiff 288
Coriz Pik 188
Cornelis Kniers-Bai 296
Corvus orru 36. 95
Coryphaena equisetis 374
Coturnix sinensis 125
Cracticus Quoyi 95
Cretin-Inſeln 181
Croiſſilles, Kap 371
Croix, de la, Baron 34
Crokiſius, Kapit z. S. 199
Cromwell, Berg 127
Crown-Inſel 30
Cyclopgebirge 341 350
Cypraea lynx 317

Däumlinge, Inſeln 335
d'Albertis 194
Dallmann, Eduard 6
— -Einfahrt 94. 98. 371
— -Fluſs 123
— -Hafen 304

Seite
Dallmann-Hafen, Eingeborene . . . 306
— -Kap 300. 304
— -Straſse 304. 319
Dampier, William 112. 190
Dampier-Inſel 30. 113. 114. 115
— Eingeborene 114
Darnley-Island 263
Dasem, Verſammlungshaus auf Tiar . 101
Dasyptilus Pequeti 316. 324
Davidabucht 368
Dawſon, Lieutenant 222
Dawſonſtraſse 222
Deaf Adder-Bay 154
Death Adder-Bay 154
Deblois, Inſel 364
Delphine 18. 103. 373
Delphinus 373
d'Entrecasteaux 154. 210
d'Entrecasteaux-Inſeln 210
Deportation 116
Deutſche Handels- u. Plantagen-Geſellſchaft 21. 22
Deutſchland-Hafen 164
Dick, Lehrer 270
Diën, Lehrer 263
Dimdim 274
Dinner-Inſel 274
— Eingeborene 277
Diomedea culminata 18
— exulans 18
— melanophrys 18
Discovery-Bai 273
Disraeli, Berg 120
Diwarra 102
Dolphin 374
Dorcopsis luctuosus 125
Dove-Bucht 304
Drachenfels 243
Dreger-Hafen 161
Dreger, Hauptmann 100
Dreiſsig-Inſeln 85
Dſchelum, auf Bilibili 73. 74
Dsiár, Inſel 101
Duau, Inſel 282
Ducheſſe-Inſel 221
Dudemain-Inſel 328
Dumont d'Urville 31. 288
Duperrey 288
D'Urville-Inſel 304. 314
Dyke-Acland-Bai 250

East-Cap settlement, deutſches . . . 376
Eberhauer, zirkelrunde 91
Echidna 325
Echinodermata 275
Eckardtsſteinfluſs 298
Ecletus 56. 123. 324
— polychlorus 95. 208
Edelpapageien 123
Eickſtedt-Inſel 98. 104
Eingeborene, Betrachtungen über 168; Civiliſation ſchwierig 169. 259; Decenz 107; Gaſtfreundſchaft 311; Hang zum Stehlen 71. 168; Humanität 138; Kochkunſt 259; Krankheiten 43; Kulturpflanzen 57. 109; Leben, tägliches 258; Mahlzeit 311; Moral 81. 169; Plantagen 56. 79. 130. 227. 243. 247. 269.; — Verkehr mit 64. 260; Waffen 77. 178. 271. 293. 300. 318. 324
Einſiedelei-Point 65
Elephantiaſis 43
Eliſabeth-Bucht 86
„Eliſabeth“, Korvette 140
Engineer-Gruppe 279
English-Cove 201
Eos fuscata 125
Erub, Inſel 263
Eſsbare Erde 295. 346
Ethnologiſches 88. 90. 91. 213. 235. 282. 316. 325. 338
„Etna“, Kriegsſchiff 348
Eucalypten 98
Excellent Point 239
Eyries, Mount 335

False-Island 159. 161
Faraguet-Inſel 328
Farbige Miſſionslehrer 263
Farrell, Thomas 21. 22. 27
Ferguson, Kapitän 34
Ferguſſon, Inſel 262

Seite

Feſtungs-Huk 129
— Eingeborene 130
Fieber 135. 142
Fieberluft 96
Fingerſpitze 241
Finisterre-Gebirge 32. 120
Finſchhafen 162. 164. 192
Finſch-Kap 164
Finſchküſte 320
Fiſche, Gobiusartige 184
— von Holz 102
Fiſchel-Inſel 86
Fiſchfallen 282
Fiſchfang 99. 256 374
Fiſchhaken 104
Fiſchkonſerve 334
Flaggehiſſen in Finſchhafen 167; Friedrich-Wilhelmshafen 110; Konſtantinhafen 66; Mioko 140; Matupi . 140
Flaggenhalbinſel 109. 167
Fliegende Hunde 144. 150
Fliegende Fiſche 18. 375
Flierl, Miſſionär 163
Flöten, heilige 357
Flowerſpitze 244
Flyfluſs 194
Follenius-Inſel 100
Foreſtier-Inſel 29
— Eingeborene 29
Fortification-Point 129
Franklin-Bai 371
Franz-Inſel 101
Franzöſiſche Inſeln 28
Frauen, Papua- . . . 107. 236. 309. 355
Fregattvögel 31. 366. 373
French-Inſeln 28
Frerichs, Dr. 142
Freshwater-Bai 234
Friedenszeichen . . 119. 157. 295. 302
Friederichſen-Buchtung 336
Friedrich-Wilhelmshafen . . 92. 99. 371
— Eingeborene 107
Fürſt Hohenlohe-Langenburg . . . 327

Gabiang, groſse Holzfigur 175
Gabinafluſs 118

Seite

Gänſe 285
Galgenriff 221
Gallow-Riff 376
Garnot, Inſel 364
Gateſſi 39
Gauſs-Bucht 304
Gebirge, in Goodenough-Bai 242; — an der Maclayküſte 118. 127; — in Traitors-Bai 152
Gelbe Bäume 32. 119. 129
Gelbes Dorf 32. 70
Geologiſches 81. 123. 144
Giebacht-Inſel 114
Gihara, Dorf 273
Gladſtone, Berg 120
Glockenfels 278
Göſchenſtraſse 221
Götzen 49. 307. 312. 316
Götz-Inſel 98
Gold 197. 216. 222
Goldie, Andrew 210
Goodenough-Bai 243
— -Inſel 229
Gorima-Huk 71
— -Fluſs 72
Goſslerfluſs 332
Goulvain-Inſel 223
— Eingeborene 223
Gräber 176. 218. 238. 280
Grager, Dorf 87
— Eingeborene 88
Grager, Inſel 86
Grampus 373
Greſſien-Inſel 304. 314
Gronemann-Insel 85
Guap, Inſel 315
— Eingeborene 315. 318
Guido Cora-Huk 320
Guilbert, Inſel 320
Gumbu, Dorf 65. 117
Guntowa Mana 71
Gutheil-Bucht 920

Haar, koloſſales 157. 326
Haarpflege, Bongu 39
Haartracht, Teſte 283

Seite

Haarzöpfe 294
Häuſer, d. Eingeborenen 174. 227 237. 251. 271. 279. 307
Hagenaarshoek 349
Hai 375
Haifiſchfang 207
Haliaetus leucogaster 95. 123
Haliastur girrinera 95
Hamburg-Spitze 367
Hammacherfluſs 298
— Eingeborene 298
Handel, im Bismarck-Archipel . . 22. 23
Handelsſtationen 23. 24
Hanſabucht 134. 368
— Eingeborene 134
Hanſaſtraſse 367
Hanſa-Vulkan 367
Hanſemann, Adolph von 5. 153
Hanſemann-Berge 71. 99
Hanſemann-Küſte 298
Hatzfeldt-Hafen 369
— Eingeborene 369
Hausbau, in Konſtantinhafen . . . 66
Haushuhn 54
Hayter-Inſel 274
Heath-Inſel 274
Hemiramphus 103
Henderſon-Inſel 23
Herbertfluſs 307
Herkules-Bai 145
Herkulesfluſs 146
— Eingeborene 147
Herzog York-Inſeln 21
Hihiaura-Bucht 251
— Eingeborene 251. 378
Higäbei, Dorf 271
Higiba, Dorf 271
Hirt-Inſel 365
Holnicote-Bai 250
Holothuria 275
Holothurien 165. 301
Homo sapiens 228
Holzſchnitzereien 48. 74. 102. 175 357
Holzſchüſſeln 109
Humboldt-Bai 342. 347, 350
— Bevölkerung 361

Seite

Humboldt-Bai, Eingeborene 351
Hund, Papua- 53
Hunde, Wichtigkeit der 291
Hundezähne 89
Hunſtein, Karl 194. 196. 255. 260. 378
Huon-Golf 154. 158
— Eingeborene 159
„Hyäne“, Kanonenboot . . . 136. 166

Ichthyoſis 43
Idande, Miſſionslehrer 285
Ingros, Dorf 361
Ingwer 317
Innlandreiſen, bisherige 194
— Schwierigkeiten 195
Irish-Cove 201
Iris Point 119
Ipuneſſa, Miſſionslehrer 274
Isle Brûlante 112
„Izumrud“, Kriegsſchiff 31
Izumrudſtraſse 371

Jacquinot, Inſel 364
Jagd, in Urwäldern 182
Jambom, Inſel 85
Jannaſch-Bucht 374
Janus-Eiland 361
Jenkins-Bai 274
Joestfluſs 329
Jullien, Berg 297
Junggeſellenhäuſer 75
Juno Point 100

Kaaram Tamo 64
Kabakadai 141
Kabbelung 291. 366
Kabua, Lebon 186
Känguru 51. 125
Kaffeeplantage 22
Kaibol, Dorf 209
Kaikai 208
Kairu, Inſel 314
Kaiſerin-Auguſtafluſs 298
— Eingeborene 297
Kaiſer-Wilhelms Land . . . 7. 66. 193
Kakadu 37. 95. 123. 181
Kannibalismus 24. 131. 226. 233. 273. 285

Seite

Kant-Spitze 120
Kanubaus 224. 271
Kanus der Eingeborenen 64. 83. 180. 209. 213. 282. 294. 303. 309. 319. 322. 332. 336
Kanzel, Berg 128
Kap Ann 133; Bonpland 341. 348; Caillié 342. 348. 349; Campbell 191; Concordia 355; Cretin 159. 160. 188; Croiſſilles 112; Dallmann 300. 304; Dawson 229; de la Torre 297; Denis 209; Duperré 113; Eintracht 341; Finſch 164; Frere 242. 243; Gauffre 190; Gloceſter 189; Gourdon 370; Juno 99; Killerton 250; Kuſſerow 85; Mourilyan 228; Nelſon 249; Orford 133; Pierſon 219; Prevoſt 221; Raoul 190; Rigny 118; Sud-Est 250; St. George 204; Ventenat 219; Vogel 247; Ward Hunt 150
Karan-Riff 332
Karkar 112
Kaſadekaua 279
Kaskadefluſs 320
— Eingeborene 321
Kawa 61
Kebole, Dorf 209
Kermadec, Huon 154
Keutrinken 61
Ki-Bucht 155. 158
Kilkerran, Berg 210. 228
Killerton-Inſeln 262
King-nuts, Kokosnüſſe 225
Kirärauchen 268
Kirvirai, Inſel 204. 209
Kleinhändler 23. 24
Kleinſchmidt, Theodor 24. 27
Klubhäuſer 75
Koch-Inſel 98
König-Inſel 85
Koiäri 243. 257
Kokosnüſſe, groſse 219
Kolonie, franzöſiſche in Neu-Irland . 201
Konſtantinhafen 44
— Eingeborene 44
Kopra 23. 25

Seite

Kopragebiet . . . 221. 229. 270. 328
Korallformation 123
Korendu, Dorf 65
Krähenwürger 95
Krauel-Bai 300
Kreuz, ſüdliches 211
Kriegsgeſang-Huk 147
Krokodiljagd 184
Kühe 378
Küraſſe 337
Kulala, Inſel 282
Kulturflecke 99
Kulturpflanzen, eingeführte 61
Kuper-Kette 158

Labourtrade 24. 29. 137. 199
— Greuel der 191. 275
Lagrandiere, Inſel 209
Lagunenfluſs 329
Laing, Inſel 368. 371
Lakiliki-Bai 34
Lamaſſa, Inſel 139
Lamprotornis metallicus 358
Langemack-Bucht 188
Langemack, Kapit.-Lt. 136. 166
Langenburg-Spitze 327
Lapar-Point 328
Lavinia-Bai 201
Lederkopf 36. 95
Legoarant-Inſeln 368
Le Maire-Inſeln 30. 364
Lemtſhug-Point 119
Leſſon-Inſel 291. 366
Likelike-Bai 137. 201
Lindemanfluſs 322
Logia, Inſel 274
Lombom, Inſel 138. 201
Long-Inſel 188
— Eingeborene 189
Longuerue-Inſel 154
Lorius erythrothorax 95
Loto 234
Lottin, Inſel 126. 189
Low-Islands 162
Luard-Inſeln 144. 145
Lübeck-Spitze 367

Seite

Lüderitzland 142
Lufancay-Lagune 210
Lydia-Inſeln 221. 376

Mac Farlane, Reverend 197
Maclay, Frau 51
Maclayküſte 117. 120. 132
— Eingeborene 125. 127
Maclay, von Miklucho 31. 51. 64. 65. 196
Madang-Inſel 164
Märtyrer 264
Magdalene-Inſeln 351
Mahde-Inſel 369
Maire, Jacob le 289. 296
Mais 295
Maivara, Dorf und Inſel 273
Makrele 103. 374
Mana 67
Mann des Mondes 64
Manucodia Comrii 228
Maragano, König von Lombom 201. 204
Maragum-Huk 118
Markhamfluſs 158
„Marie“, Kriegsſchiff 199
Marſap, Feſt 87
Masken 312
Maſoirinde 317
Maſſacre in Kalau 264
— der „Mioko“ 137
Maſſacres in Neu-Britannien 138
Maſſilia 334
— Eingeborene 333
Mauſoleum-Inſel 35
Mathilden-Inſeln 351
Matupi 23
Meerfall 128
Meerſchwalben 18. 31
Meeuwen-Eiland 349
Mekinley-Inſel 273
Melonenbaum 233
Meneſes, de 195
Menſchenfreſſer 131
Menſchenſchädel 131
Mera, Berg 348
Merari-Inſel 262
Meta-Inſel 304

Seite

Metelik 137
Meyer, A. B. 195
Miklucho-Maclay, von 117
Milne-Bai 270
— Eingeborene 273
Milvus melanotis 95. 257
Mimeta 95
Mioko, Inſel 21. 197
— Schuner 137
Miſſion 171. 193; Erfolge der 266; Krieg 25; Londoner 263; Rückgang der 26; Sonntag in der 267; Lehrer 27. 261. 265. 266; Stationen 262. 264. 270. 277. 285
Mita, Dorf 270
Mitrafels 150
Mohrenkönig, Geſchichte vom . . . 187
Monitor 175. 316
Moresby-Archipel . . . 221. 273. 278
Moresby-Inſel 278
Moresby, Kapitän 117. 205
Moru, Flaggenhalbinſel 167
Moſaikglasperlen, antike 348
Mulua, Inſel 282
Mun, groſser Tanz 68
Murray, Rev. 285
Murua-Inſel 282
Muſchu, Inſel 314
Muskiet-Eiland 349
Mutter, Berg 20

Nachtigal, Dr 142
Nachtigal-Bucht 304
Nachtigall, Neu Guinea- 95
Naſenreiben 209
Nashornvögel 95
Native-Häuſer 253
Nelſon-Gebirge 249
Neptun-Point 371
Neritina 311
— Petiti 339
— rhytidophora 339
Neu-Britannien 20
— Eingeborene 141
— Oſtküſte 190
— Südküſte 133

Seite

Neu-Guinea-Kompagnie 7. 192
Neu-Irland 20. 192
Neu-Lauenburg 21
Neumayerfluſs 334
Neu-Mecklenburg 20
Neu-Pommern 20
Nicotiana tabaccum 58
Nielsen 6. 291
Nielsen-Inſeln 368
Nissel, Durchfahrt 199
Noddies 18
Normanby-Inſel, Nordſeite 222
— Südoſtküſte 219
— Eingeborene 212. 215
North Foreland 273
Nouvelle France 33. 201
Novosilsky-Point 117
Nuakarau, Dorf 225
Nusa, Inſel 191

Örtzen-Inſel 100
Ornithoptera aruensis 183
Oſtkap 230. 262
Ostrea 124
Ottilienberg 153
Ottilien-Fluſs 297
Otto-Riff 210
Owen Stanley-Gebirge 152. 243

Pagrus 103
Palaugeld 348
Pallas-Point 371
Pandanusfaſer 236
Papageien 37. 95
Paples-Inſel 273
Papua, Frauen 39. 257; Haar 40; Hautfärbung 42; Körpermeſſungen 340; Phyſiognomien 92; Raſſenmerkmale 40; weiſse 42
Paradiesvögel 95. 149. 270
Paradisea apoda 96
— decora 228
— Finschii 325
— minor 325
— Raggiana 270
Pâris, Inſel 315

Seite

Parkinson 26. 191. 198
Parsi-Landzunge 155. 158
Parſihuk 156
Passier-Point 327
Patakai, Inſel 369
Petermannfluſs 320
Petersvögelchen 19
Pfahldörfer 121. 330. 353
Phaëton aethereus 19
Phalangista orientalis 302
Phocaena 103
Physeter 373
Pierſon, Kap, Eingeborene 219
Pilzkorallen 218
Pinarolestes 95
Pinna nigra 282
Pocken 43. 351
Podbielsky-Huk 368
Polyneſiſche Wörter 77
Pomone-Huk 320
— -Point 314
Porlok-Bai 249
Port Alexis 100
Port Breton 200. 201. 203
— Eingeborene 204
Port Constanstin 31. 36
— Eingeborene 36
Port Konſtantin 68
Port Praslin 204
Port St. Joseph 201
Possession-Bay 274
Potsdam-Hafen 368
— -Insel 368
Powell, Wilfred 21. 70. 121. 124. 185. 191 281. 297. 327. 328. 370
Prevost-Gebirge 221
Prinz Albrechtshafen 368
Prinz Alexandergebirge 304
Prinz Friedrich Karl-Hafen 100
Prinz Heinrich-Hafen 98
Prinz Wilhelm-Fluſs 297
Procellaridae 19
Psoriasis 43
Pteropus melanopogon 145
Ptilopus 123
Ptilopus aurantiifrons 269

Seite

Ptilotis sonoroides 269
Puffinus 19
Pyramidenhügel 245

Rabardy, Kapitän 201. 203
Rabe 36
Rabun, Dorf 307
Ralum Plantation 21. 22
Ratzelfluſs 334
Raubvögel 95
Rawlins-Point 155
Rawlinson-Gebirge 158
Rays, Marquis de 21. 33. 200
Réaumure, Berg 188
Reiss-Huk 336
Rekrutrieren Eingeborener 198
Religion 50
Rich-Infel 30
Richie-Island 150
Rifle bird 183
Rindvieh 51. 254. 379
Ritter-Bucht 304
Robertſon & Hernsheim 22
Robidé-Huk 341
Robinſon. ein wirklicher 36
Robinſon, Sir Herkules 146
Rogia, Insel 274
Roissey, Insel 364
Romilly 31. 37. 116. 376
Rook-Insel 126. 181. 189
Rotshoek, ... 350
Ruſſiſch, in Konstantinhafen 62

Saddel-Island 154
Sago 80
Sahl-Huk 304
Sainſon-Inſeln 328
Salankaua, Halbinsel 166
Salz 257
Samárai, Inſel 274
Samoa-Cove 349
Samoa, Dampfer 6. 7. 21. 372
Samoahafen 158
Samoahuk 370
St. Georgs-Kanal 20
Sanssouci-Inſel 328

Seite

Sapa-Point 320
Sareuak-Buchtung 119
— Eingeborene 119
Sariba, Inſel 274
Sáriwa, Inſel 274
Sassafras goesianum 317
Saulo, König 37
Schädel, auf Goulvain 225
Schafe 254. 378
Schering, Halbinſel 94
— Kapitän z. S. 140
Schildkröten 375
Schildpattarmbänder 316
Schlangen 183
Schleinitz, Freiherr von . 155. 161. 368
Schmarotzer-Milan 257
Schmetterling, gröſster 183
Schneider-Hafen 161
Schopenhauer-Spitze 120
Schouten-Inseln 364
Schouten, Willem 289. 296
Schulle, Friedrich 22. 34. 191
Schutzgebiet, Gröſse des deutſchen . 98
Schwalbenſturmvogel. Lebensweiſe . 19
Schwein 228. 326
Schweinfiſche 373
Sclaterſpitze 244
Sea-slug 275
Sechstroh, Hinrich 6
Sechstroh-Inſel 369
Sechstrohfluſs 342
— Eingeborene 343
Seegurken 275
Signaltrommel 48. 101
Simbang, Missionsſtation 193
Singor, Dorf 120
Singvogel 59. 269
Skobeleff-Inſel 100
„Skobeleff“, Kriegsſchiff 51
Slavante-Eiland 361
Small-Bai 239
— -Island 220
Solitary-Island 154
Spermwal 373
Spatel, verehrte 105
Spondylusplättchen 215

	Seite
Sprachverſchiedenheit	109
Spree, Fluſs	148
Sprotten	257
Ssuam, Dorf	172
Stangentabak	58
Station. Bau einer	252
Steinäxte	63. 315. 339
Steinkohlen	200. 202
Stephanſtraſse	368
Sterna anasthaeta	31. 373
— Bergii	123. 366. 373
— fuliginosa	18. 373
Stirling-Kette	231
Strafexpeditionen	139. 204.
Strömungen	161. 319
Sturmvögel	19
Suau	281
Südkap	281
Südtochter, Berg	20
Sula fusca	31. 123
„Sulphur“, Kriegsſchiff	318
Sur niger	52
Sus papuensis	52
Sus, Pfahldorf	127
Syma torrotoro	183
Szelambiu, Inſel	35
Szirit, Verſammlungshaus auf Bilia	105
Tabak	58
Tabu	50. 75. 106
Tabuhaus	47. 73. 101. 102. 105. 309. 355
Tachypetes	31
Tätowierung	255. 277. 284. 361
Tagai	322
— Eingeborene	322
Tagorëua, Dorf	238
Talegallus	38
Talismane	312
Tamate	234
Tami-Inſeln	181
Tanyſiptera	183
Taucherſturmvogel	19
Thompson, Mt.	243
Tauſchhandel	24. 26. 62. 282. 330
Teachers	27. 261. 263
Tebog, Dorf	87
Teliata, Dorf	121
Teliata-Huk	117. 121
Telum	48. 75
Temperatur	20. 125. 341. 371
Terraſſenland	121. 123. 124
Teste-Inſel	278
— Eingeborene	283
Tevalib	118
Thalassidroma grallaria, Lebensweiſe	19
Thirty Islands	98
Thorspeckenfluſs	332
Thynnus germo	374
Tiar, Inſel	98. 101
Tierleben in See	18
— an der Maclayküſte	123
— ozeaniſches	373
Timsau, Inſel	361
Tobadi, Pfahldorf	352
Toberinge, Häuptling	141
Tölpel	31. 366
Töpfe	181. 307
Töpferei	82. 281
Tohn, verehrtes Inſtrument	105
Torre, Bernardo de la	292
Torricelli-Gebirge	327
Totenverehrung	132
Totes Riff	218
Trader	23. 24. 261
Trafalgar, Berg	249
Traitors-Bay	147
Trauerſchmuck	255. 283
Treibholz	291. 297. 366
Trichoglossus Massenae	95
Tridacna, Kunſtarbeiten aus	303
Tripang	275. 276
Trobriand, Inſel	205
— Eingeborene	206
Trommeln	309
Tropidorhynchus	36
— Novae Guineae	93
Tropikvögel	19
Tschas, Inſel	278
Tschirimotsch, Inſel	369
Turc-Red	29
Tupinier, Inſel	189
Twist	58

Seite

Überfall, vermeintlicher 38
Ulebubu, Inſel 225
Unei, Inſel 320
Ungimé-Bucht 158
Ungrau, Pfahldorf 352
Urapotta, Inſel 274
Urbarmachen 56
Urwald 97

Vecht, von der 289
Vegetation 149
Venus-Huk 291
— Eingeborene 292
Verbrecherkolonie 116
Verräther-Bai 147. 148
„Victoria“, Dampfer 376
Victory-Berg 249
Village-Island 121
„Vitiaz“, Korvette 31. 117
Vlaken Hoek 296
Vogel, Sir Julius 247
Vogelleben 36. 94. 149. 182
Vulkan, Inſel 291. 366
Vulcano, Inſel 189
Vulcano-Island 190
Vulkanus, Inſel 296

Wackenthon 281
Waffen 77. 293. 300. 318. 324
Wagawaga, Dorf 273
Walfiſche 373

Seite

Waldbucht 127
Wallis-Inſel 138. 201
Wappenſchild, holländiſches 360
Ward-Hunt-Straſse 247
Warsong-Point 147
Wasilaki, Inſel 278
Waſſerhoſe 190
Waſſerfälle 242
Weberhafen 191
Weihnachtsbucht 211
Welle, Insel 211
Werbeſchiffe 26. 198. 274
Western Pacific Plantation and Trading Co. 22
Wetterleuchten 86
Whitecliff 129
Wildſchweine 52
Willaumez 28. 191
Windſtillen 21
Woodlark-Inſel 282

Xanthomelus aureus 325

Yams 280

Zahnpulver 178
Ziegen 51
Ziernarben 333
Zierpflanzen 61
Zigarren, der Eingeborenen 59
Zodiakallicht 286

Druck von August Pries in Leipzig.

Anzeigen.

Probe der Abbildungen

aus:

Marshall,

Die Tiefsee und ihr Leben.

(Siehe die folgende Seite.)

In Vorbereitung befindet sich für den Herbst d. J.:

Die Tiefsee und ihr Leben.

Nach den neuesten Quellen dargestellt von

William Marshall,

Professor an der Universität Leipzig.

Mit sehr vielen Abbildungen.

Folgende ältere Werke seien geneigter Beachtung empfohlen:

Die Expedition des Challenger.

Eine wissenschaftliche Reise um die Welt.

Von **W. Spry,** deutsch von **H. von Wobeser.**

Mit 12 Tonbildern, 35 Abbildungen im Text und Reisekarte.

Geheftet 12 M., gebunden 14 M.

Nach den Victoriafällen des Zambesi.

Von **Eduard Mohr.**

Mit Porträt des Verfassers, vielen Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck, Karte und einem kommerziellen und astronomischen Anhang.

2 Bände. Geheftet 20 M., gebunden 24 M.

Die Eingeborenen Süd-Afrikas,

ethnographisch und anatomisch beschrieben

von Prof. **Gustav Fritsch,** Dr med.

Mit zahlreichen Holzschnitten, größtenteils nach Originalphotographien und Zeichnungen des Verfassers, 20 lithogr. Tafeln mit Abbildungen von Skelettteilen ꝛc. und einer Karte der Wanderungen der südafrikanischen Völkerstämme.

Hierzu ein

Atlas, enthaltend 60 in Kupfer radierte Porträtköpfe.

Preis der beiden Bände (gebunden) 75 M.

Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Kutzen, Prof. J., Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Dritte Bearbeitung von Prof. Dr. Koner. Geh. 8 M. Geb. 10,50 M.

Oelitsch, Prof. Dr. O., Deutschlands Oberflächenform. Versuch einer übersichtlichen Darstellung auf orographischer und geologischer Grundlage zu leichterer Orientierung im deutschen Vaterlande. Mit 3 Karten. 1,60 M.

Avé-Lallemant, Dr. R., Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. 4 M.

Probe der Abbildungen aus **Stevens, Am die Erde auf dem Zweirad.** II. Teil (Schluß).

(Siehe die folgende Seite.)

Probe der Abbildungen aus Brassey, Familienreise.

Probe der Abbildungen aus Brassey, Familienreise.

Reiseschilderungen der Weltumseglerin Lady Annie Brassey,

für das deutsche Publikum bearbeitet von **A. Helms:**

Eine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate. Mit 290 Abbildungen u. 7 Karten. In Prachtband 8,50 *M.* Geheftet 6,60 *M.*

Sonnenschein und Sturm im Osten. Seefahrten und Wanderungen vom Hyde-Park zum Goldenen Horn. In Prachtband 8,50 *M.* Geheftet 6,60 *M.*

Eine Segelfahrt um die Welt. Pracht-Ausgabe. Gebunden 15 *M.* Geheftet 12 *M.* — Billige Ausgabe. (Fünfte Auflage.) Gebunden 8,50 *M.* Geheftet 6,60 *M.*

☞ Die Schriften der kürzlich auf hoher See verstorbenen kühnen Weltumseglerin **Lady Brassey** sind in Deutschland nicht minder günstig aufgenommen worden, als in England. Die inhaltliche Gediegenheit, wie auch die vornehme Ausstattung haben diese, in vielen Auflagen vorliegenden Bücher allenthalben in den gebildeten Familien heimisch gemacht.

Schriften von **P. G. Heims**, Kaiserl. Marinepfarrer.

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs.

Erste Reihe:

Rund um die Erde. Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. „Elisabeth" (1881—1883). Mit mehreren Karten der Reise. **Zweite Aufl.** Sehr reich gebunden 8 *M.*, geheftet 6 *M.*

Zweite Reihe:

Kreuzerfahrten in Ost und West. Bilder und Skizzen von der Reise S. M. Kreuzer-Korvette „Nymphe" (April 1884 bis Oktober 1885). Sehr reich gebunden 8 *M.*, geheftet 6 *M.*

Aberglauben, Märchen u. Schnurren. **Seespuk.** Illustriert von **Joh. Gehrts.**
in Seemannskreisen gesammelt u. bearbeitet. Reich gebunden 6 M., geheftet 4,50 M.

☞ Das außergewöhnliche Erzählertalent des Marinepfarrers **Heims** dürfte genugsam bekannt sein. Seine Schilderungen sind wahr und lebenstreu und verdienen wegen ihres für Jung wie Alt belehrenden Inhalts die allgemeinste Beachtung.

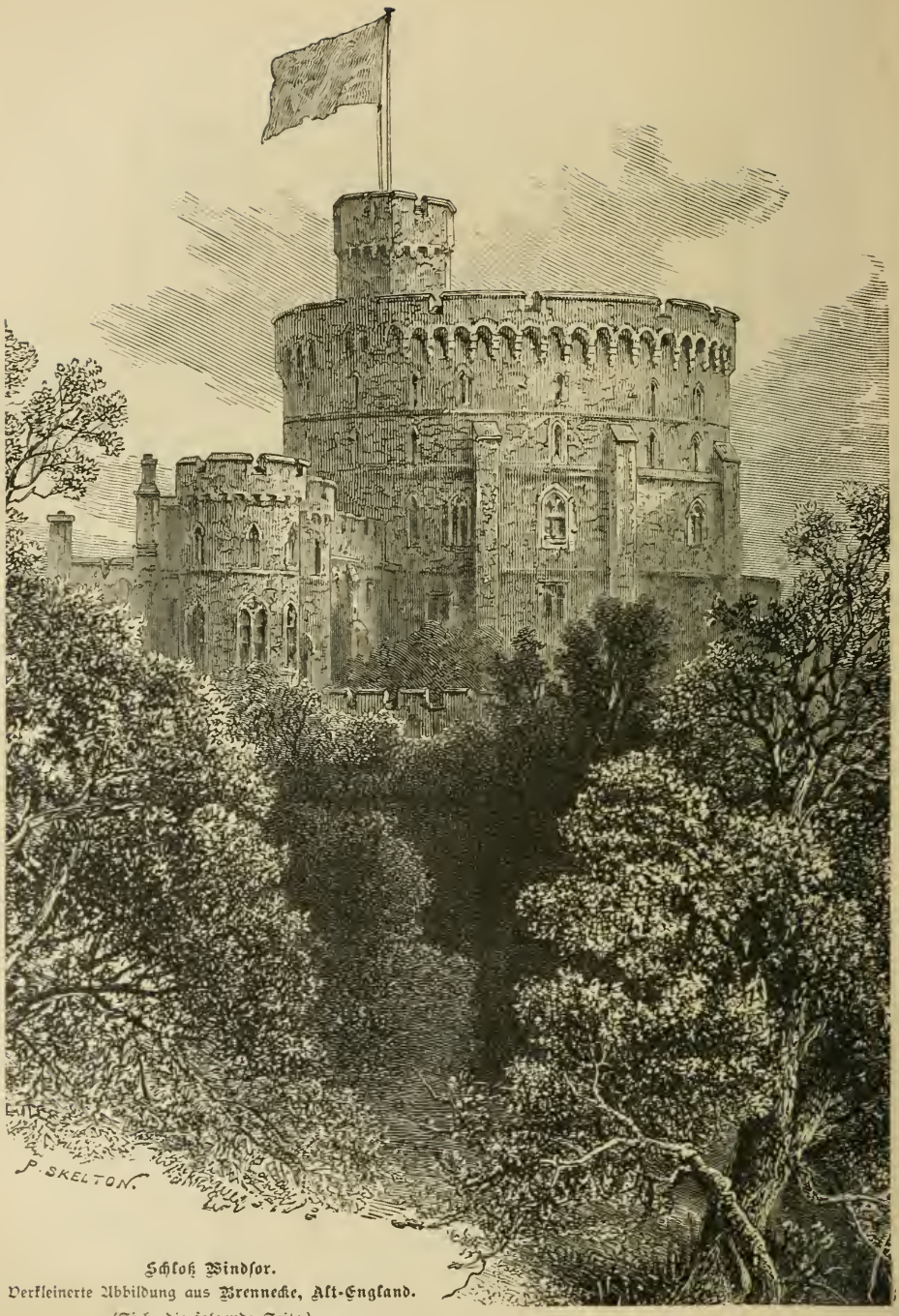
In dritter (unveränderter) Auflage liegt folgendes, originelle Reisewerk bereits vor:

Um die Erde auf dem Zweirad.

Nach dem Englischen des **Th. Stevens**, übersetzt von Dr. **K. M. Schröter.**

Teil I: **Von San Francisco nach Teheran.** Mit Porträt des Verfassers und vielen Abbildungen im Text. Reich gebunden 8,50 M.

Teil II (Schluß): **Von Teheran nach Jokohama** wird in Kürze zur Ausgabe gelangen.



Schloß Windsor.
Verkleinerte Abbildung aus **Brennecke, Alt-England.**
(Siehe die folgende Seite.)

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

In mehr als 13,000 Bänden hat folgendes Prachtwerk bereits Verbreitung gefunden:

Nordland-Fahrten.

Malerische Wanderungen durch Norwegen u. Schweden, Irland, Schottland, England, Holland u. Dänemark.

Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Litteratur und Kunst
geschildert durch Prof. Dr. **Adolf Brennecke, Francis Broemel, Friedrich von Hellwald,** Dr. **Hans Hoffmann, Richard Oberländer, Joh. Prölß u. Dr. Adolf Rosenberg.**

Mit mehreren Hunderten von Abbildungen nach Originalzeichnungen der hervorragendsten Künstler.
In 4 ganz selbständigen, einzeln käuflichen Bänden. In Prachtband je 20 Mark.

Band I: **Norwegen, Schweden, Irland u. Schottland.** Einbd.: Norweg. Gebirgslandschaft. Zeichng. von C. Römer. 2. Aufl.

Band II: **Wanderungen durch England u. Wales.** Einband: Englische Burgruine. Zeichnung von C. Römer.

Band III: **England und die Kanalinseln.** Einband: Englische Felsenküste. Zeichnung von C. Römer.

Band IV: **Holland und Dänemark.** Einband: Holländische Winterlandschaft. Zeichnung von W. Georgy.

Die bis auf wenige Exemplare vergriffenen Bände II u. III dieses Unternehmens finden Ersatz durch das folgende, kürzlich in gleicher Ausstattung erschienene Werk:

Alt-England. Eine Studienreise durch London und die Grafschaften zwischen Kanal u. Pikenwall. Von **Adolf Brennecke.** Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen hervorragender Künstler. Prachtband 20 M.

☞ Der Text beschränkt sich nicht auf vereinzelte geographische und geschichtliche Mitteilungen, sondern er bringt in fesselnder Darstellungsweise das geistige, gesellschaftliche und künstlerische Leben, die Entwickelung der Baukunst, die Industrie und den Weltverkehr Englands (mit statistischen Nachweisen) zur Behandlung. Überall sind die neuesten und zuverlässigsten Quellenwerke benutzt worden.

Australneger. (Festland).

Papûa (Neu-Guinea).

Sudan-Neger (Nord-Afrika).

Buschmann (Süd-Afrika).

Patagonier (Süd-Amerika).

Botokudin (Süd Amerika).

Geographische und geschichtliche Werke für Jung u. Alt.

Ferdinand Hirts Geographische Bildertafeln.

Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte, herausgegeben von **Dr. Alwin Oppel** und **Arnold Ludwig.**

Teil I: Allgemeine Erdkunde.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Prof. **Dr. G. Fritsch** (Berlin), **Dr. G. Leipoldt** (Dresden), Prof. **Dr. R. Perkmann** (Wien), **R. Waeber** (Liegnitz) und vielen anderen hervorragenden Fachmännern.

Mit 319 Abbildungen auf 25 Tafeln.

Zweite Auflage.

Geheftet **3,60** *M.* Gebunden **4,75** *M.*
Erläuternder Text 1 *M.*

Teil II: Typische Landschaften.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

J. Kanitz (Wien), **Dr. Karl Müller** (Halle), **Richard Oberländer** (Leipzig), Prof. **Seibert** (Bregenz) und vielen anderen hervorragenden Fachmännern.

Mit einführendem Text und 29 Bogen Abbildungen 178 Landschaftsbilder enthaltend.

Zweite Auflage.

Geheftet **5** *M.* Gebunden **6,50** *M.*

Teil III: Völkerkunde.

(In 3 Abteilungen.)

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Dr. J. Baumgarten (Coblenz), **C. Bock** (Christiania), Prof. **Dr. Kan** (Amsterdam), **J. Kanitz** (Wien), Dir. **Dr. Müller** (Antwerpen), Prof. **Dr. Partsch** (Breslau), Prof. **Seibert** (Bregenz).

Schiffer aus Neapel. (Aus Teil III. 1. Abt.)

Abteilung 1: Völkerkunde von Europa.

Mit 300 Holzschnitten auf 30 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geheftet 5,50 *M.* Geb. 7 *M.*

Abteilung 2: Völkerkunde von Asien und Australien.

Mit 27 Tafeln Abbildungen und einem kurzen erläuternden Text. Geheftet 6,50 *M.* Geb. 8 *M.*

Die Abteilung 3: **Völkerkunde von Afrika und Amerika** ist in Vorbereitung und beschließt das Unternehmen.

Als ein erweiterter, erläuternder Text zum II. Teile ist erschienen:

Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen von **Dr. A. Oppel.** Geheftet 12 *M.* Gebunden 14,50 *M.*

Empfohlen seien auch folgende geographische Charakterbilder:

Umschau in Heimat und Fremde. Ein geographisches Lesebuch von Prof. **Dr. Hentschel** und **Dr. Märkel.** Mit vielen Bildern. Teil I: Deutschland. Geh. 2,50 *M* Geb. 3,30 *M.* Teil II: Europa (Mit Ausschluß d. Deutschen Reichs). Geh. 3,60 *M.* Geb. 4,50 *M.*

Ein Seitenstück zu den vielverbreiteten **„Geographischen Bildertafeln"** bilden:

Ferdinand Hirts Historische Bildertafeln.

Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts

herausgegeben von mehreren praktischen Schulmännern und Gelehrten.

Teil I: Das Altertum bis zum Untergange des Heidentums. 2,50 *M.*
Teil II: Von den Anfängen d. Christentums bis zum Beginn d. XIX. Jahrh. 2,50 *M.*
Teil I u. II **in einem Bande,** nebst erläuterndem Text (einzeln 1 *M*) geh. 6 *M*, geb. 7,50 *M.*

Frau von den Tonga-Inseln.

Giljak-Frau (Ost-Sibirien).

Chinese.

Araber aus Aden.

Nubier (Nord-Afrika).

Germane.

GN
671
N5F5

Finsch, Otto
Samoafarten

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 25 06 001 5